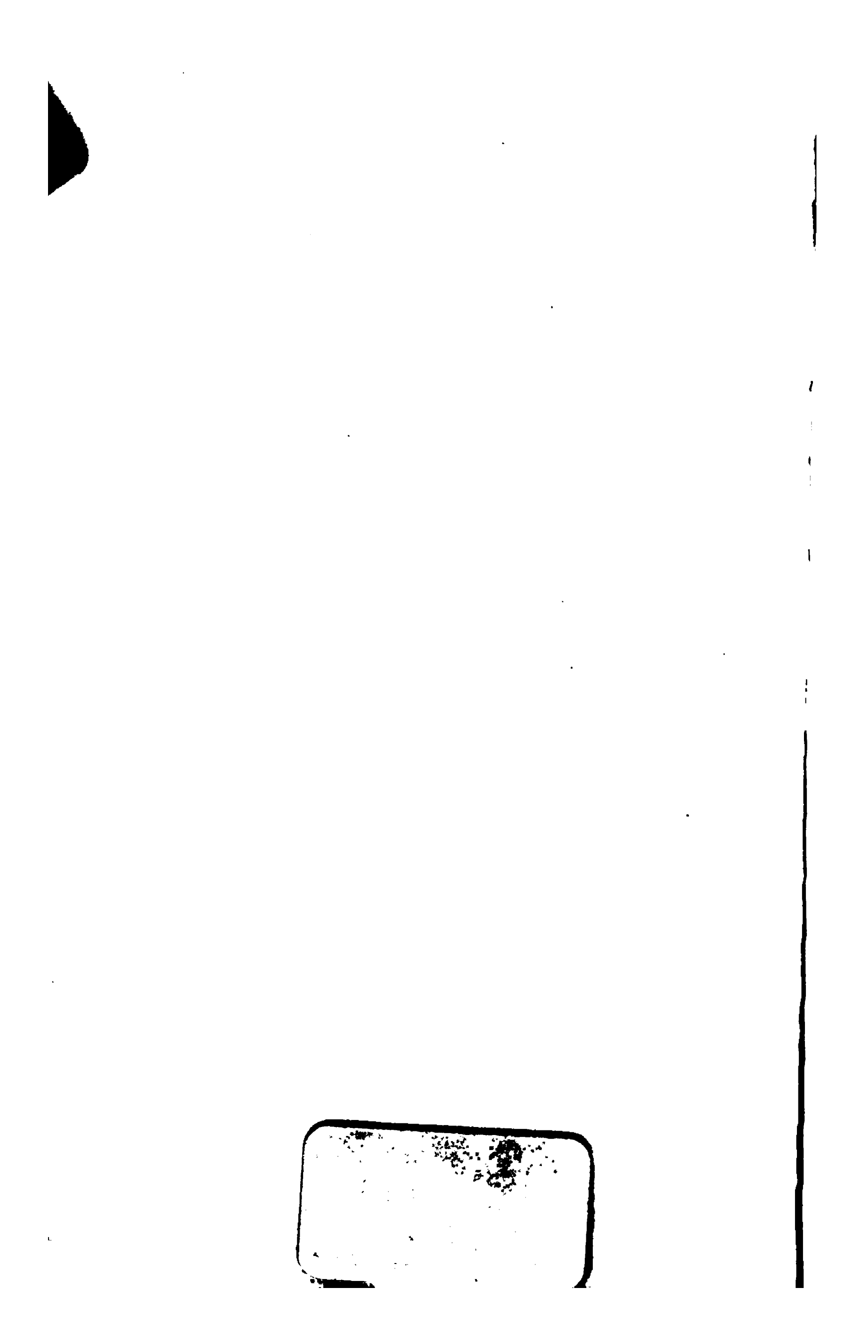
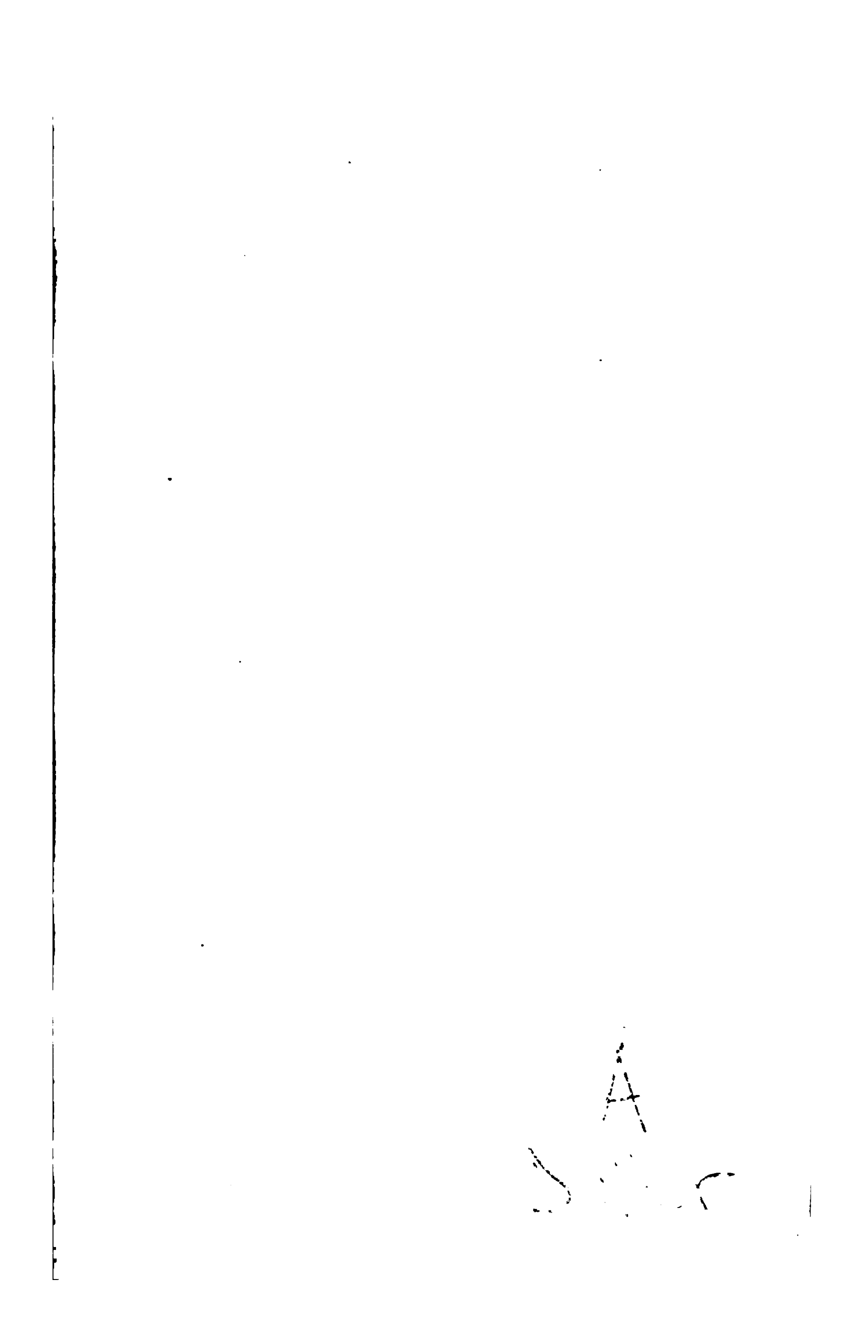
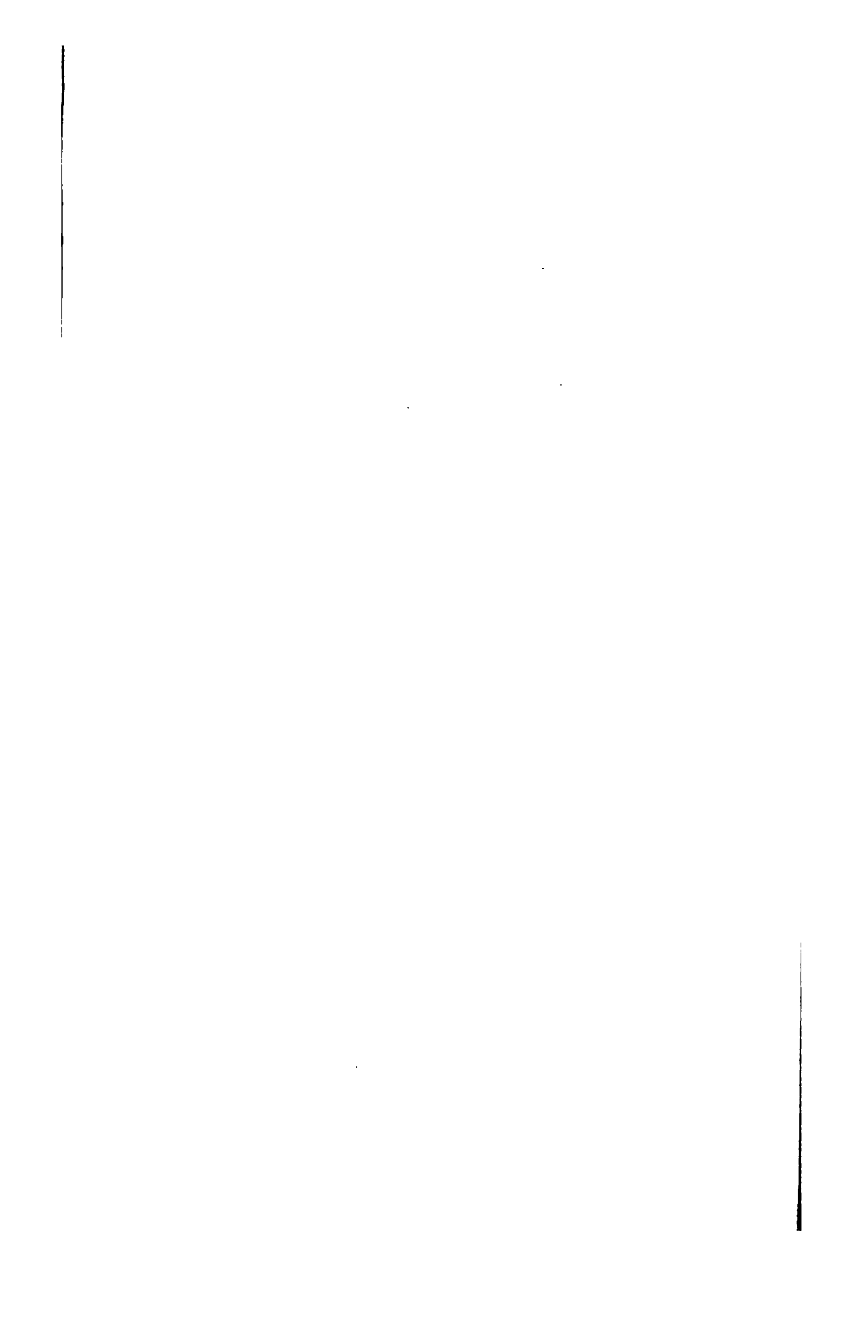

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08230510 7







Die Männer des Volks

dargestellt

von

Freunden des Volks.

Unter Mitwirkung von

Dr. L. Braunfels, Karl Buchner, Dr. E. Duller, Dr. L. Griesselich, Dr. Karl Gutzkow, R. Habermann, W. Hieronymi, Dr. Hoffmann von Fallersleben, H. König, Dr. K. Krug, C. F. Lauckhard, Müller-Jochmus, August Nodnagel, Dr. Gabr. Riesser, Dr. Franz Schuselka, Dr. Stricker, Dr. J. Weil, Dr. J. G. A. Wirth, Dr. G. Zimmermann u. m. A.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

Siebenter Band.

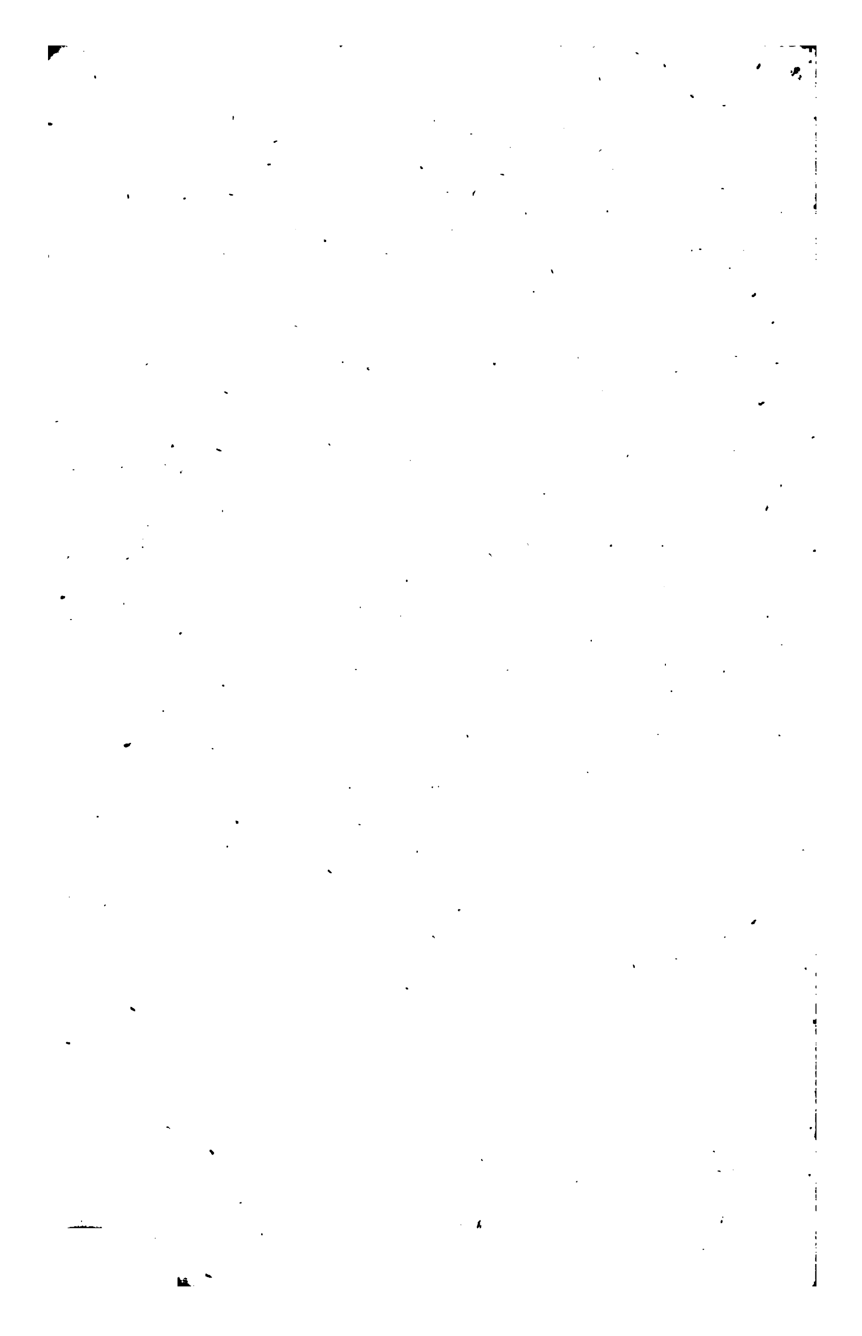
Frankfurt a/M.

Verlag von Johann Valentin Meidinger.

1849.

Druck von Streng und Schneider in Frankfurt a. M.

Inhalt des siebenten Bandes.



Friedrich Ludwig Weidig.

Von

Karl Buchner.

Friedrich Ludwig Weidig war in der Zeit der Halbheit ein ganzer deutscher Mann, von ächtem Schrot und Korn, wie sich dessen Wenige zu rühmen haben.

Der Tod des Pfarrers Dr. Friedrich Ludwig Weidig. (Zürich und Winterthur 1843. S. 44.)

Weidig war mit einem nicht gewöhnlichen Verstand begabt, gründlich wissenschaftlich gebildet, hatte ein vorzügliches Lehrtalent und besaß in einem hohen Grade die Gabe, die Gemüther sich zu gewinnen und unwiderstehlich an sich zu fesseln. Daneben wird sein Privatleben als tadellos geschildert und seine Willenskraft, Entschlossenheit und Ausdauer gerühmt.

Aktenmäßige Darstellung der im Großherzogthume Hessen in den Jahren 1832 bis 1835 stattgehabten hochverrätherischen und sonstigen damit in Verbindung stehenden verbrecherischen Unternehmungen. (Darmstadt 1839. S. 10.)

Friedrich Ludwig Weidig.

(Geboren am 15. Februar 1791 zu Oberkleen im damaligen Hessen-Darmstädtisch-Nassauischen Sammtamte Kleeberg; gestorben am 23. Februar 1837 in Darmstadt.)

Weidig's Vater, Oberförster in Oberkleen, zog, als der hessische Antheil des Amtes an Nassau abgetreten wurde, in gleicher Eigenschaft nach dem Städtchen Butzbach in der Wetterau über, weil er sich nicht entschließen konnte, den hessischen Staatsdienst zu verlassen. Der häuslichen Erziehung der vier Söhne, worunter Friedrich der älteste war, unterzog sich vorzüglich die Mutter, eine geborne Liebknecht, mit der größten Liebe und Hingebung. Vom zwölften bis siebzehnten Jahr genoß Weidig den trefflichen Unterricht des Kirchenraths Leun in Butzbach.

Dies sind die allgemeinsten äußeren Umrisse einer Jugend, in deren Innerliches schon Weidig's ganze Zukunft sich zusammendrängte. Ging ihm in der alten Literatur ein neues und freies Leben auf, so bot die nächste Gegenwart genug Gegensätze, um dem deutungsvollen Inhalte jener Schriften der Griechen und Römer in Weidig's Brust einen bleibenden Widerhall zu verleihen. Die Herrschaft Napoleon's lastete damals schwer auf Deutschland. Auch Weidig empfand es schmerzlich. Bald war die Richtung seines Wesens unabänderlich bestimmt; Alles bezog sich bei ihm auf das öffentliche Leben, selbst die Spiele seiner Jugend. Fand er nun in der Geschichte des eigenen Volkes große

Charaktere und Thaten, so frohlockte sein Herz. Luther und die Reformation waren ihm da die hervorragendsten Gegenstände patriotischen Stolzes.

Weidig hatte mit Leichtigkeit die sprachlichen Hindernisse überwunden und sich besonders auch in der morgenländischen Literatur ausgezeichnete Kenntnisse verschafft. Sein Lehrer Leun pflegte oft zu sagen, daß er unter seinen tausend Schülern sich nie eines vorzüglichern zu erfreuen gehabt habe. Gemüthlich aber war seine Liebe, Hingebung und Dienstfertigkeit gegen Dritte ausgezeichnet, und ebenso hierin, wie in seiner Gediegenheit und dem Gewichte seiner Geisteskraft mochte der Grund zu finden sein, daß er schon damals einen überwiegenden Einfluß auf seine Gespielen und Freunde ausübte, welcher um so entschiedener war, da er ihn nicht suchte.

Zu Ostern 1808 trat Weidig in das Gymnasium zu Gießen, bezog aber schon im Herbste die Universität daselbst, um Theologie zu studiren. Während der Jünglingsjahre war Weidig's Gesundheit sehr angegriffen und er versah sich eines frühen Todes. In anspruchsloser Zurückgezogenheit lebend, wurde er durch einen Vorfall, der sein feines Ehrgefühl verletzte, aufgestört und strahlte nun durch Muth und Edelsinn hervor, wurde aber zugleich in eine ununterbrochene Reihe akademischer und landsmannschaftlicher Verwickelungen gezogen. Die Reste eines Tagebuches sprechen Bedauern aus, daß die Wissenschaften dabei zu sehr in den Hintergrund getreten; aber zugleich bezeugt das fast ungemessene Ansehen und Vertrauen, das Weidig bei seinen Mitstudirenden genoß, den Gehalt seines Wesens, und das Tagebuch führt uns auf die rührendste Weise zur Anerkennung des seltensten moralischen Ernstes. Weidig richtet sich strenge, schwört Schwächen ab, betet mit kindlicher Inbrunst, daß Gott ihn heiligen und stärken wolle, und glaubt, bei der völligsten Hingebung für Andere, immer noch nicht genug frei von Selbstsucht zu sein. Sein unausgesetztes und mit Erfolg gekröntes Streben war: im Zusammenwirken mit gleich-

gesinnten Freunden die Roheit, Gemeinheit und Trinksucht von der Universität zu entfernen und Sinn für Wissenschaft und Vaterlandsliebe zu befestigen. Ganz fremd waren ihm Renommisterei und Uebermuth, innig und treu seine Freundschaft, edel sein Urtheil und Betragen gegen Widersacher, höchst mäßig seine Lebensweise, mannhaft und zart sein Auftreten unter allen Verhältnissen. Als Weidig im Jahr 1809 die Absicht hegte, in den Reihen der Oesterreicher gegen französische Gewalt zu kämpfen, so war dies nur eine Ausstrahlung seiner nie erkaltenden deutschen Gesinnungen. Aus demselben Jahr besitzen wir noch ein von Weidig geschriebenes und „Gießen im unglücklichen Sommer 1809" datirtes Stammbuchblatt. Es enthält das herrliche Sonett Schlegel's: „Vom Tode rettet nur, den Tod verachten;" den Wahlspruch: „Freundschaft und Ehre," und auf der Rückseite die Inschrift: „Nemo disjunctos Francos impune lacessat." (Niemand verletze die nicht mehr verbundenen Franken unbestraft.) Diese Stelle und die im Sonett vorkommenden unterstrichenen Franken, sowie das eigenthümliche Datum des Stammbuchblattes bezogen sich wohl zunächst auf die zu jener Zeit erfolgte Auflösung der Studentengenossenschaft: „die Franken," deren Senior Weidig war, aber bei der Bezeichnung „unglücklich" mochten nebstdem die Schicksale Deutschlands, der unterdrückte Aufstand Tyrols und der Untergang Schill's durchspielen.

Weidig verließ die Universität, mit schönen Kenntnissen bereichert, und obgleich selbst manche verlorne Zeit bedauernd, glaubte er, daß die akademischen Anregungen der Thatkraft zur Entwickelung des Charakters und zur Bewahrung vor Einseitigkeit beitragen halfen. Im einundzwanzigsten Lebensjahre erhielt Weidig das Konrektorat an der lateinischen Schule in Butzbach und entsagte bescheiden den durch Kenntnisse und Fähigkeiten begründeten Ansprüchen auf die Laufbahn eines Gelehrten. Er war glücklich, in der älterlichen Familie leben und in seiner Vaterstadt für die Bildung der Jugend wirken

zu können. Mit der ganzen Energie seines Herzens begrüßte er die Leipziger Völkerschlacht und nahm, wie er sich ausdrückte, nach seinen schwachen Kräften Antheil an den Bewegungen der folgenden Zeit, nur nicht an den geheimen Verbindungen, die damals von obenher begünstigt wurden und sich auch über die Rheinprovinzen ausbreiteten. Er war thätiges Mitglied einer deutschen Gesellschaft, führte in Butzbach das Turnen ein, berichtete fleißig in den alten und neuen „Rheinischen Merkur" und beschäftigte sich viel mit dem Studium altdeutscher Literatur und Sprache.

Weidig war überzeugt, daß die Vertreibung der Franzosen an und für sich noch nicht das Volkswohl begründe und sichere. Ueber das, was weiter geschehen müsse, gaben ertheilte heilige Zusagen und die deutsche Bundesakte hinlänglich Auskunft. Da es nun Weidig völlig unmöglich war, eine Ueberzeugung zu haben, ohne für dieselbe thätig zu sein, so veranlaßte er Aufforderungen, von der Stadt Butzbach ausgehend, an die Standesherren und den Adel, für die Herstellung einer landständischen Verfassung Sorge zu tragen. Dieser Schritt blieb nicht ohne die gewünschten Folgen, zumal als die Gesuche des Adels durch das deutlich ausgesprochene Verlangen der Gemeinden unterstützt wurden.

Weidig's patriotisches Bestreben entging jedoch nicht der Verdächtigung. Ein Beamter aus der Nähe von Butzbach denuncirte die öffentliche Schule, sowie die Privatlehranstalt, an welcher Weidig mit seinem ehemaligen Lehrer Leun arbeitete, als mit gefährlichen Grundsätzen angesteckt, und ebenso eine von Weidig zu Butzbach gehaltene Predigt. In den Jahren 1819 und 1820 erschienen Kommissionen in Butzbach, um diese und ähnliche Anzeigen zu würdigen, und Weidig mußte sich in Folge der von ihnen geführten Untersuchungen für völlig gerechtfertigt halten, da weder ein Abgeben der Sache an die Gerichte, noch irgend eine officielle Mißbilligung seines Betragens und seiner Lehrweise erfolgte. Dennoch wurde damals in der Frankfurter Oberpostamts=

zeitung und in einem andern auswärtigen und als officiell erscheinenden Blatte, als Ergebniß der Untersuchung dargestellt, was entweder nicht Gegenstand derselben gewesen oder durch dieselbe widerlegt war. Weidig suchte also bei den nämlichen Blättern um Aufnahme einer kurzen und klaren Gegenerklärung und Widerlegung an; allein vergebens. Wehrlos mußte er es geschehen lassen, daß dem Vaterlande sein Name und Wirken öffentlich verdächtigt wurden. Dieses Ereigniß ließ aber in Weidig's Urtheil eine unverkennbare Bitterkeit über den damaligen Zustand der deutschen Presse und über die Hülflosigkeit, worin sich der Einzelne ihr gegenüber befand, zurück. Zwar wurde ihm dadurch einige Genugthuung, daß ihn der damalige Großherzog von Hessen, Ludwig I. zu einer Audienz nach Darmstadt beschied und ihn auf's Freundlichste empfing. Dieser Fürst war ein Mann von hellem Verstande, von wohlwollender Gesinnung und von scharf ausgeprägter Eigenthümlichkeit. Darum war er auch fähig, die Tüchtigkeit Anderer zu schätzen und ihrer Ueberzeugungstreue selbst dann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn sie mit dem Regierungssysteme nicht Hand in Hand ging. Weidig bewahrte dem Andenken dieses Fürsten eine aufrichtige Anhänglichkeit, ohne jedoch ein Haarbreit von dem Wege abzuweichen, den ihm seine politische Ueberzeugung vorschrieb.

Die Zusammenberufung der Landstände war in Gemäß des Edikts vom 13. März 1820, eines verkrüppelten Produktes der Reaktion, geschehen und es handelte sich nun um die Frage, ob die erschienenen Landstände den Eid auf jenes Edikt leisten wollten. Der größere Theil derselben that es, beruhigt durch die Versicherung der Regierung, daß Reformen des Edikts stattfinden sollten; der kleinere Theil, welcher etwas nach seiner Ueberzeugung Verwerfliches auch nicht vorläufig als Norm beschwören wollte, verweigerte es standhaft und wurde in Folge dessen späterhin von dem Landtage ausgeschlossen. Unter die Eidweigernden gehörte auch

der Posthalter P. M. Bender zu Butzbach, und an diesen richtete dann bei seiner Rückkehr am 22. Juli 1820 Weidig das nachstehende, bis jetzt noch ungedruckte Gedicht:

„Wir sagen Dir ein freudiges Willkommen!
Wir grüßen Dich mit Herz und Mund und Hand!
Ist gleich des treuen Hessen Brust beklommen
Von stiller Wehmuth um das Vaterland,
Daß ihm der Hoffnung neuer Strahl erblichen,
Du bist vom Pfad der Treue nicht gewichen!

Die Eitelkeit, die Volkesrecht vergeudet, —
Der Wankelmuth, der spielt mit Ja und Nein, —
Die List, die Fürstenworte dreht und deutet, —
Das Zagen vor der Fürstenräthe Dräu'n —
Sie konnten nimmer Dich in Netze schlagen,
Des Volkes Recht wahrst Du zu bessern Tagen.

Ein Wort! Ein Mann! das hast Du treu gehalten!
Es sei dem theuren Hoffen uns'rer Zeit,
Bis Recht und Freiheit würdig sich entfalten,
Des Mannes Brust zur festen Burg geweiht:
Nur da, wo man dem Scheine sich verpflichtet,
Wird selbst der künft'gen Wohlfahrt Keim vernichtet.

So rufen wir Dir freudiges Willkommen,
Und grüßen Dich mit Herz und Mund und Hand!
Ist gleich des treuen Hessen Brust beklommen
Von stiller Wehmuth um das Vaterland:
Den wir erwählt, treu hielt er an dem Rechten,
Den Bürgerkranz, wir dürfen Dir ihn flechten!"

Um's Jahr 1822 promovirte Weidig als Doktor der Philosophie und Philologie auf ehrenvolle Weise und schrieb eine Abhandlung über Alfieri. In dieselbe Zeit fiel der Antheil Weidig's an der Sache der Griechen.

Nach langer Zurücksetzung, wodurch man ihm seine unverholene politische Gesinnung entgelten ließ, wurde Weidig endlich im Jahr 1826, ohne Zweifel durch den entschiedenen Willen des Großherzogs, zum Rektor an der Schule in Butzbach befördert, und er konnte nun an die Verbindung mit seiner zärtlich geliebten Braut,

Amalie Hofmann, denken. Vom Neujahr 1827 an lebten Beide in der glücklichsten Ehe. Sie war in jeder Beziehung seiner würdig: genügsam und aufopfernd, mildthätig, liebevoll, Gott vertrauend. Eine Freundin der Kinderwelt, unterstützte sie ihn in der Bildung der weiblichen Jugend, und für den fortgesetzten freien Unterricht des heranwachsenden Geschlechts, sowie für andere Zwecke thaten Beide so viel, daß solche Leistungen nur durch die äußerste Einschränkung ihres Haushaltes möglich wurden. Aber selbst diese Hingebung für Andere schien Manchen verdächtig und wurde der Gegenstand von Nachforschungen, die indessen leicht im allgemeinen Zeugnisse ihre Beantwortung fanden, daß diese Familie ein eigenes Bedürfniß erst dann anerkenne, wenn sie keine Noth mehr um sich her sehe.

Durch Weidig's und anderer Lehrer Thätigkeit erreichten die Schulen von Butzbach eine Stufe der Ausbildung, welche schwerlich irgendwo im Lande übertroffen wurde, und ihm gebührt größtentheils der Ruhm davon, daß die Bewohner jener Stadt sich durch Bildung und Urtheil auszeichnen. Dafür erwarb er sich die nie verleugnete Liebe von Jung und Alt, das unerschütterlichste Vertrauen seiner Mitbürger in einem Grade, wie sich davon im ganzen Lande kein zweites Beispiel fand.

In diesem stillen aber unermüdlichen Wirken fanden ihn die Ereignisse des Jahres 1830. Weidig war Keiner von Denen, die sich bei dem auch an jeden Einzelnen ergangenen Ruf der Weltgeschichte zur Thätigkeit für das Wohl und die Freiheit der Völker feig und selbstsüchtig zurückzuziehen vermochten. Er wirkte eifrig in seinem Kreise für die Wahl freisinniger Abgeordneten und nahm Theil an der etwas freier aufathmenden Publicistik, indem er für mehrere Zeitungen, namentlich für die im Großherzogthum Hessen damals stark verbreitete „Hanauer Zeitung" arbeitete. Als sich aber im Oktober 1831 die Unruhen im Kurfürstenthum Hessen auch über einige angränzende Bezirke des Großherzogthums Hessen ausbreiteten, da rüstete sich, bei dem

Herannahen des Pöbelzuges gegen verhaßte Beamtengewalt, die Butzbacher Bürgerschaft unter der Mitwirkung Weidig's zum Widerstande. Doch früher schon, als sie in jene Gegend kamen, erlagen die Meuterer einem siegreichen Angriffe der Bewohner der Dörfer Södel und Wölfersheim. Ein unseliges Mißverständniß gab Anlaß, daß die in diese Dörfer einrückenden Militärabtheilungen mehrere Einwohner derselben für Rebellen hielten, sie tödteten oder verwundeten. Mit der ihm eigenen Thätigkeit nahm sich nun Weidig der Familien der Verunglückten an und veranlaßte reichlich ausfallende Sammlungen, bis endlich die Regierung selbst die Pflicht der Unterstützung erfüllte. Auch ein „deutsches Gesangbuch" (Darmstadt und Hanau, 1831), eine kleine Sammlung patriotischer und religiöser Lieder, gab Weidig zum Besten der unglücklich Gewordenen heraus.

Um diese Zeit hatte ich Weidig's persönliche Bekanntschaft gemacht. Eine große, kräftige, breitschulterige und ziemlich korpulente Gestalt; die Stirne hoch und edel gebildet, die Nase gebogen, der Mund wohlwollend und freundlich, das Kinn kräftig vortretend, die Augen angenehm und geistvoll, das Ganze des Gesichts groß, kräftig und einnehmend, ein interessanter Wechsel des Ausdrucks, wie gerade das Gespräch wechselte, darüber spielend; die Farbe vom Blassen zum Braunen hin, aber gesund; Heiterkeit, Munterkeit bei aller Entschiedenheit und allem Ernste der Ansicht, der auch keinen Augenblick sich verleugnete; stete Rüstigkeit, Thätigkeit und Aufmerksamkeit für politische und geistige Interessen; Höflichkeit und herzliches Entgegenkommen, aufrichtiger Familiensinn, Schlichtheit und Einfachheit in der äußeren Erscheinung, — das waren ungefähr die hauptsächlichsten äußeren und inneren Züge, womit sich der Mann mir damals darstellte.

Weidig wünschte einige Lieder von mir für sein „deutsches Gesangbuch," und ich willfahrte ihm gern. Er selbst verfaßte einige Gedichte zu diesem Zweck oder hatte sie vielleicht damals schon verfaßt. Ihr Abdruck

erfolgte ohne Nennung seines Namens. Sie sind besonders wichtig zur Bezeichnung der freien, deutschen, aber durchaus gesetzlichen Gesinnungen, welche damals in ihm lebten.

Der Grundgedanke jener Sammlung wurde noch vervollständigt durch andere, nicht von Weidig verfaßte, aber doch von ihm aufgenommene Gedichte, welche in erklärt konstitutionellem Sinne den zwar vorstrebenden, aber gewiß friedlichen und freundlichen politischen Gesinnungen jener Zeit sich anschlossen.

Als kaum die Abdrücke seines Gesangbuches bei Weidig eingetroffen waren, starb seine Mutter. Von frühester Jugend an hatte er die Wünsche derselben als heiliges Gesetz ansehen lernen und ihre reiche, aufopfernde Liebe mit einer Zärtlichkeit vergolten, welche zu übertreffen einem Kinde unmöglich sein möchte. Sein Leben entbehrte nun ihres weisen Rathes, den er stets hoch gehalten. Da war das erste Lied, was er aus jenem Buche mit seinen Schülern sang, ein Grablied: „Des Christen Tod,“ an dem Grabe der Mutter.

Der journalistischen Thätigkeit Weidig's durch Beiträge in die „Hanauer Zeitung“ ist schon erwähnt worden. Er lieferte sie mit einer Uneigennützigkeit, welche einzig genannt werden kann. Dabei trieb er auch Andere zur Mitarbeiterschaft und empfahl die Anschaffung. Auch rührten wohl einige Aufsätze im damaligen „Konstitutionellen Deutschlande“ von ihm her, doch — Vielen vielleicht unerwarteter Weise — schwerlich diejenigen, welche sehr heftig und persönlich sich über hessische Zustände und Personen dort ausließen, sondern eher die milderen, welche gerade darum in jenen heftigen Artikeln Anfechtungen erfuhren. In die „deutsche Tribüne“ und in den „Freisinnigen“ lieferte Weidig ebenfalls Aufsätze. Im Jahr 1831 hatte Weidig die Sendung von Dankadressen wegen seiner Bemühungen um Preßfreiheit und eines Ehrenpokals, Seitens „der beiden Hessen,“ an Welcker in Freiburg veranlaßt; dasselbe Jahr gab ihm Gelegenheit, seine große Theilnahme erst

am noch kämpfenden und dann am flüchtig gewordenen Polen darzulegen und theils aus eigenen Mitteln, theils durch Sammlungen, Koncerte u. s. w. fast Unglaubliches dafür zu thun. Daß die Aufforderung des Dr. Wirth zur Unterzeichnung von Geldbeiträgen für die freie Presse namentlich auch in Butzbach lebhafte Theilnahme und zahlreiche Unterstützung fand, ist wohl besonders Weidig's Bemühungen dafür zuzuschreiben. Im Jahr 1832 wohnte Weidig dem Wilhelmsbader Volksfeste, jedoch nur als Zuschauer und Zuhörer, bei.

Am 3. April 1833 hatte das sogenannte „Frankfurter Attentat" Statt. An dasselbe knüpfte sich eine Menge von Verhaftungen und Untersuchungen. Auch Weidig wurde etwa ein Vierteljahr später polizeilich verhaftet und seine Papiere untersucht. Als Grund seiner Verhaftung war ihm vom Kreisrathe angegeben worden: „daß er in Gesellschaft von Republikanern gewesen sei." In den Papieren hatte man nichts für Weidig Nachtheiliges gefunden.

Die Sache machte Aufsehen. Auf eine Beschwerdevorstellung von Weidig's Frau bei der zweiten Kammer der hessischen Landstände wegen „rechtswidriger Verhaftung ihres Ehegatten" stellten die Abgeordneten v. Gagern, Hallwachs, Helmrich und v. Buseck einen Antrag „auf Beschwerdeführung wegen Mißbrauch der Amtsgewalt und Verletzung der Verfassungsurkunde." Daran knüpfte sich eine zweitägige Berathung, woran die ausgezeichnetsten Mitglieder der Kammer sich betheiligten und die auch dadurch merkwürdig war, daß mehrere besonders angesehene und durch das Vertrauen des Volks hervorragende Männer in einer Art öffentlichen Ehrengerichts die unumwundenste Anerkennung und Achtung für Weidig's Charakter aussprachen. Dieser war indessen nach 43tägiger Haft durch das Hofgericht in Gießen freigelassen worden. Obgleich hiernach die Beschwerde seiner Frau als erledigt angesehen wurde, beschloß doch die Kammer mit 25 gegen 15 Stimmen, daß gegen den verantwortlichen Minister des Innern und der Justiz

Freiherrn du Thil, „wegen der in der Sache Weidig's begangenen Verfassungsverletzungen" beim Großherzoge Beschwerde geführt werden solle. Daß dies wirklich geschehe, mußte die erste Kammer beitreten; auch kam es dort zu einem dem Beschlusse der zweiten Kammer ungünstigen Berichte und zur Diskussion. Eine Abstimmung fand wegen Auflösung des Landtages nicht mehr Statt. Sie würde voraussichtlich dem Beschlusse der zweiten Kammer ihren Beitritt versagt haben.

Weidig's Freilassung aus der Haft und die spätere des gleichfalls verhaftet gewesenen Apothekers Theodor Trapp aus Friedberg, erregte in der Provinz Oberhessen, der Beide angehörten, große Freude. Man veranstaltete Feste; Mädchen überreichten Kränze und Weidig sprach seinen Dank für die Anerkennung in einem schönen Sonette aus.

Nach einer Behandlung, die von der großen Mehrheit der Abgeordneten als verfassungswidrig anerkannt war, und in Folge der immer schärfer und rücksichtsloser zur Anwendung gebrachten reaktionären Maßregeln, trat Weidig auch in schärfere Opposition gegen das Ministerium. Zu Anfang Novembers 1833 war der in Darmstadt versammelte Landtag aufgelöst worden, und es erfolgten Pensionirungen von Staatsdienern, die zur Opposition gehört hatten. Weidig half eine Festfeier für den rückkehrenden Abgeordneten des Bezirks, v. Buseck, veranstalten und brachte eine Denkmünze für die Oppositions-Mitglieder des aufgelösten Landtages in Vorschlag. Ebenso war er für die neuen Wahlen sehr thätig. Obgleich die Regierung beinahe einem Drittheile der neugewählten Mitglieder der Kammer den Urlaub verweigerte, fiel diese doch in ihrer Mehrheit wieder liberal aus und wurde nach etwa halbjähriger Sitzung gleichfalls aufgelöst. Inzwischen war im Großherzogthum Hessen, wie in den andern deutschen Bundesstaaten, der Zustand der Presse immer kläglicher geworden. Schon nach der Auflösung des Landtags von 1832 bis 1833 hatte die Regierung alle politischen Blätter, obgleich

unter Censur, insofern sie die Ansichten der Opposition — auch nur theilweise — vertheidigten, durch Entziehung der Koncession unterdrückt, und zwei censirte auswärtige, die sich viel mit hessischen Angelegenheiten befaßten, (darunter die Weidig so liebe Hanauer Zeitung,) verboten. Folge davon war das Erscheinen der Erzeugnisse einer geheimen Presse. Es waren dies — nach und nach — fünf Nummern eines „Leuchters und Beleuchters in Hessen, oder der Hessen Nothwehr,“ ein „Aufruf an die hessischen Wahlmänner“ (Februar 1834), einer „an die hessischen Stände“ (Ende April 1834) u. s. w. Als Verfasser der Aufrufe bekannte sich später der Pfarrer Flick von Petterweil; die in gemäßigtem Tone abgefaßten Nummern des „Leuchters und Beleuchters“ rührte dagegen höchst wahrscheinlich von Weidig her.

Um Weidig von dem Glühherde seiner politischen Thätigkeit zu entfernen und auch wohl als Strafe für sein Handeln im Sinne der Opposition, versetzte das Ministerium im Frühjahr 1834 Weidig gegen seinen Willen an die Pfarrei Obergleen, eine arme Gemeinde an der kurhessischen Gränze. Weidig bemühte sich persönlich in Darmstadt, diese Versetzung zurückgenommen zu sehen. Er berief sich auf seine dreiundzwanzigjährigen tadellosen Dienste im Schulfache. Aber Alles war umsonst. Er erhielt blos die Zusage, daß sein neuer Gehalt bis zum Betrage des bisherigen aufgebessert werden solle. Aus allen seinen Beziehungen gerissen, schied Weidig nur ungern aus Butzbach.

Am 7. September 1834 hielt er in Obergleen seine Antrittspredigt. Junge Bürger aus Butzbach hatten ihm im Namen von mehreren hundert Gebern für diesen Tag eine schöne Bibel gebracht. Weidig schrieb nachher in dieselbe: „Diese Bibel ist mir von meinen theuern Mitbürgern und ehemaligen Schülern in Butzbach zum Geschenke gegeben und durch sechs junge Bürger zu meiner Vorstellung als Pfarrer in Obergleen überbracht worden. Segen Gottes über die Geber, über die Lehre der Liebe, der Wahrheit, der Freiheit und Gerechtigkeit, die

Christus mit seinem Blute besiegelte, über unser deutsches Vaterland!"

In seiner Antrittspredigt entwickelte Weidig die wärmsten, die christlichsten Empfindungen. Er sprach sich über das aus, was seine Gemeinde von ihm, und was er von ihr zu fordern habe. Er verlange Achtung vor dem Amte, das er verwalten sollte; Achtung vor dem Evangelium, das er zu verkündigen berufen sei; darum Achtung vor dem Tage und dem Orte, wo das Evangelium verkündigt werde, und Achtung und ernstliche Prüfung bei seinen Auslegungen des Evangeliums an heiliger Stätte; Aufmerksamkeit bei den Ermahnungen, zu welchen sein Amt ihn auffordere, und Folgsamkeit, sobald das Gewissen seiner Zuhörer, gleichwie das Evangelium ihnen bezeugen, sie seien im Geiste des Heilands ermahnt, bedroht, gestraft worden. Für seine Person forderte er zum Voraus Zutrauen und freundliche Aufnahme, bis seine Zuhörer später zu prüfen und zu erkennen vermocht, ob er des persönlichen Zutrauens werth sei oder nicht. Er nahm dabei Gelegenheit, einige Worte über die gegen ihn verhängt gewesene Maßregel der Gefangenschaft zu sagen, und drückte dabei den Wunsch aus, daß er hier, als evangelischer Lehrer, nicht mit dem Vorurtheil und dem Mißtrauen aufgenommen werde, als sei er um Missethat willen angeklagt und gefangen gehalten worden. Zugleich verwahrte sich Weidig gegen die Sage, als sei er nicht blos ungern hinweggegangen aus seinem bisherigen Wirkungskreise, sondern auch ungern übergetreten in diese Gemeinde und sein neues Amt. Das wäre (sagte er) meines Herzens eifrigster Wunsch und meiner Wünsche froheste Erfüllung, wenn diese christliche Gemeinde früher oder später spräche: „Wenn uns nach der an manchen Orten bräuchlichen Freiheit die Wahl unseres Predigers freistände, wir würden keinen andern gewählt haben als den, der uns als evangelischer Prediger gesandt wurde!"

Was Weidig erwartete, geschah. Bald hingen seine Pfarrkinder mit der innigsten Verehrung an ihm. Zu

seinen gottesdienstlichen Vorträgen drängten sich zahlreiche Zuhörer, selbst aus entfernteren Gemeinden. Weidig rottete die in Obergleen eingerissene Spielsucht und Trunkenheit aus und war stets bereit, die Armen zu unterstützen und ihnen unverzinslich zu borgen. Später fand man es auffallend, daß ein mittelloser Mann Geld an Bauern leihe, offenbar mit der Gefahr, es nicht wieder zu erhalten. Aber der zu Bericht geforderte Dekan des Bezirks führte aus, wie die Verfügung über solche Mittel durch die Einfachheit und strenge Ordnung des Weidig'schen Haushaltes allerdings erklärt werden könne. Während nun so der Mann in seinem Kreise thätig war und den Aermeren bereitwillig die üblichen Amtsgebühren schenkte, sammelte die Frau die Mädchen des Dorfes zu weiblichen Arbeiten um sich. Ein heiteres Stillleben umfing die beiden Eheleute, an deren Seite ihr Sohn, ein frisch aufblühender zwölfjähriger Knabe, stand, und welche die Aussicht hatten, ihren Familienkreis bald mit einem neuen Sprößling vermehrt zu sehen.

Auch in Obergleen war Weidig politisch nicht ganz unangefochten geblieben, vielmehr hatte die Gerichtsbehörde wegen Abfassung und heimlicher Verbreitung von Druckschriften gegen ihn inquirirt. Doch die Gegenstände waren unbedeutend und er schlug sie wenig an. Anlaß zu ernsterer Erwägung mochten ihm bei ihm eintreffende unterschriftslose Warnungsbriefe geben. Dennoch wies er ehrenvolle Anträge, welche damals aus der Schweiz wiederholt wurden, von der Hand: er hielt es für Feigheit, sein Vaterland zu verlassen; er wollte sich von seinen Mitbürgern in einer trüben Zeit und im heiligen Kampfe für Freiheit und Besserung der öffentlichen Verhältnisse nicht losreißen.

In dieser Zeit der Ueberlegung und wohl auch des Schwankens traf Weidig ein abermaliger Trauerschlag. Sein Vater starb plötzlich am Schlagflusse und Weidig, welcher nach Butzbach eilte, fand dort nur noch die Leiche. Dies schnelle Hinscheiden und die Auflösung des älterlichen Hauses schmerzte ihn sehr, doch verließ ihn auch

hier Fassung und Ruhe nicht und er tröstete seine Geschwister durch erhebenden Zuspruch.

Wenige Tage vor seiner zweiten Verhaftung kam Weidig aus der Schule in Obergleen, wo er fast jeden Morgen Unterricht gab, sehr bewegt zurück. „Ich habe noch einmal," sagte er, „mit den Kindern recht von Herzen gesungen:

„O Gedanke, voll von Trost und Licht,
Erd' und Himmel wanke, Gott verläßt mich nicht."

Endlich, am 24. April 1835, erfolgte bei nächtlicher Weile jene zweite Verhaftung Weidig's im Pfarrhause zu Obergleen. Seine einzige Sorge war hierbei darauf gerichtet, der Gattin Trost, dem siebenjährigen Sohne Ermahnungen zu hinterlassen. Die Zeilen, die er diesem noch schnell auf ein Blatt Papier geschrieben, lauteten: „Mein lieber Wilhelm! Mache Deiner Mutter Freude, tröste sie wenn sie weint, und behalte lieb Deinen treuen Vater." Als Grund der gegen ihn genommenen Maßregel hatte man Weidig bezeichnet, daß er wegen Abfassung und heimlicher Verbreitung von Druckschriften in Untersuchung stehe.

Weidig ward zunächst in's Gefängniß nach Friedberg und zwei Monate später nebst andern politisch Angeschuldigten in's Arresthaus nach Darmstadt gebracht. Aus der starken Gensd'armeriebedeckung, welche Weidig beim Transporte von Friedberg nach Darmstadt beigegeben war, ließ sich annehmen, daß er besonders gravirt sei oder daß doch die Behörde seiner Habhafthaltung ein besonderes Gewicht beilege. Gleichzeitig begab sich eine Untersuchungs-Kommission des Gießener Hofgerichts, an deren Spitze der Hofgerichtsrath Georgi von Gießen stand, nebst Aktuarien und Gefängnißwärter nach Darmstadt. Von allem Andern abgesehen, war die Wahl dieses Mannes zum Untersuchungskommissär schon wegen Weidig's tiefgegründetem Mißtrauen gegen ihn eine höchst unglückliche. Denn schon zwei Jahre früher, während seiner ersten Gefangenschaft, hatte Weidig den-

selben, der damals ebenfalls amtlich bei ihm thätig werden sollte, dem dirigirenden Staatsminister Freiherrn du Thil brieflich als einen Mann bezeichnet, „den er als guter Bürger nicht anerkenne und als unbescholtener Mann moralisch perhorrescire.“

In Friedberg durfte Weidig bisweilen noch seine Gattin und sein Söhnchen, wenn auch freilich nur in Gegenwart der Gerichtsbehörde, sehen und sprechen. In Darmstadt hingegen fand dieses nicht mehr Statt. Nur sein Söhnchen und das jüngste, während seiner Gefangenschaft geborne Kind, ein Töchterchen, nahte ihm dort einmal auf dem Arme seiner Amme. Bei dieser Gelegenheit war Weidig in großer Aufregung über die Verweigerung, seine Gattin, welche bis an den Hof des Arresthauses gekommen war, wenigstens durch's Fenster zu sehen, und er äußerte, daß nichts ihm so hart erscheine als diese Verweigerung, weder die Entbehrung des Lichts (er hatte es niemals über sich gewinnen können, um Gestattung eines solchen nachzusuchen) und der Schreibmittel, noch das längere Tragen von Ketten. Auch Schritte, welche er bei den höhern Richtern deßhalb versuchte, blieben vergeblich. Außerdem erhielt einer seiner Brüder, der Revierförster Weidig, einmal die Erlaubniß zu einer Unterredung mit ihm. Sonst aber war er völlig von der Welt abgeschlossen; selbst bisweiliges Schreiben an seine Gattin und Mittheilung von Gedichten an sie, sowie Empfangnahme ihrer Briefe, — alles dieses unter Aufsicht und nach vorheriger Durchsicht der Gerichtsbehörde, — fand im Verlauf seiner beinahe zweijährigen Gefangenschaft immer weniger Statt, theils weil sein Untersuchungs-Kommissär ihm seltener die Erlaubniß dazu ertheilte, theils weil viele Briefe und Gedichte, die er an seine Gattin geschrieben, oder sie an ihn gerichtet, die Billigung des Untersuchungskommissärs nicht erhielten und deßhalb nicht abgegeben, sondern zu den Untersuchungsakten genommen wurden!

So wurde denn auch ein Gedicht, welches Weidig in ein seinem Sohne geschenktes Buch geschrieben, vor

der Abgabe an Letzteren daraus entfernt. Das war die alte Ordnung der Dinge, die ein künftiges Geschlecht für ein Mährchen halten würde, wenn wir ihm nicht die Beweise überliefern müßten, daß sie wirklich in deutschen Landen bestand; es war die Ordnung der Unmenschlichkeit.

Zur Charakteristik Weidig's dienen einige Stellen aus Briefen, welche er aus seinem trostlosen Kerker an seine Gattin schrieb: „Ich versichere Dich, so gewiß ich jedesmal bei Deinem Wiedersehen die größte Freude empfunden, so gewiß ich zu Gott mit gutem Gewissen emporblicke, so gewiß ich das heilige Abendmahl würdig glaube verwaltet zu haben, so gewiß mir die Liebe guter Menschen ein theurer Besitz stets gewesen ist: ich bin jetzt so ruhig wie zuvor. Ich bin dem Schiffer auf offener See gleich, der, Gott im Herzen und nur das Meer vor Augen, seinem Ziele sich nähert, in glücklicher Unbefangenheit, und an den Wellen, die um ihn emporschlagen, sich freut, weil der Kampf mit denselben dem Manne eine Lust ist." — Später schrieb er ihr: „Verbanne alle trüben Gedanken um mich und erhalte Dich und Deine Kraft unsern Kindern und mir, der ich nur Deinethalben besorgt bin, der ich eigene Gefahr ja nie geachtet, und zumal eine so geringe Gefahr, als diese Untersuchung mit sich führt. Du weißt, der Tod ist mir mehr als einmal nahe gewesen, und ich habe nicht Farbe gewechselt; wie sollt' ich es jetzt! Du weißt, Recht und Vaterland habe ich stets geliebt, Gott habe ich vertraut, und er nimmt seinen Geist und seine Kraft nicht von mir, davon zeugt mir mein Herz und davon zeugen äußerlich meine Lieder, meine Briefe, meine Reden, meine ganze Haltung u. s. w."

Wie schon erwähnt worden, sandte Weidig auch Gedichte seiner Gattin aus dem Gefängnisse, — die meisten noch in Friedberg, doch einige auch in Darmstadt. Sie athmen sämmtlich die herzlichste Liebe für die Empfängerin, dabei Gottes-, Freiheits- und Vaterlandsliebe in gewiß seltenem und eigenthümlichem Ver-

ein. In dem Gedicht „Freiheit und Liebe" (drei Tage nach seiner Verhaftung verfaßt) trägt Weidig dem Sonnenstrahl, der durch die Gitter blinket, den Friedensgruß an seine Gattin auf.

Ein anderes Gedicht, „Abendgebet," enthält die herzlichsten Wünsche für das Wohl der Gattin. In der „Wahl" erzählt Weidig, wie die Frühlingsfee ihm des künftigen Lebens Wahl freigestellt, und er diese dann, ungeirrt durch Gold, Ehrensold, Gnade und Vorrecht, dahin getroffen habe:

Gottes Gnade sei mein Theil,
Vaterlandsheil sei mein Heil;
Reich durch Rechtthun und der Freunde Treu'
Bin ich dann im Kerker selber frei.

„Des Gefangenen Gruß in die Heimath" enthält die Ausdrücke der herzlichsten Anhänglichkeit an sein engeres Vaterland Hessen.

Im „Trost" spiegeln sich die wärmsten und edelsten Gesinnungen in einer warmen und dichterischen Sprache. Frau Weidig hatte ihrem Gatten im Beisein ihres Söhnchens im Gefängniß einen goldenen Ring zugestellt. Daran knüpfte der „Trost" an und fuhr dann so fort:

O, miß des Lebens Seligkeit mit dem Maß,
Das Dir der Ewige beut und Dein treues Herz!
Miß nicht nach flücht'ger Zeiten Länge,
Nicht nach der flücht'gen Güter Größe.

Wohl Manchen lächelt reiche Behaglichkeit
Und des Genusses schäumender Becher an;
Doch, der Gewalt der Erde dienstbar,
Kennt er der edelsten Freiheit Werth nicht.

Was nützt die Welt ihm, wenn er sich selbst verlor?
Wenn er als Sklave seinem Besitze dient?
Was böte doch der Mensch, damit er
Seine gefangene Seele löse? —

Die freie Seele sucht in gestirnter Höh'
Des Lichtes Urquell. Wer im Vergänglichen
Sein Heil umfaßt, wird untergehen.
Laß uns zum heiteren Licht emporschau'n!!

„Der Trauring," den er von seiner Gattin besaß veranlaßte Weidig zu einer schönen Anrede an denselben, besonders im Gegensatz des Goldes zu seinem lieben Goldringe.

Gold, ach Gold, du fesselst manche Hand
Stärker, als der eh'rnen Kette Band,
Und versenkest klanglos das Gefühl
In der Welt unlauteres Gewühl.

Doch der gold'ne Ring an meiner Hand
Kettet nicht an bunten Erdentand,
Zieht, als treu'ster Liebe Unterpfand,
Aufwärts zu dem lichten Vaterland.

In der Gefangenschaft beschäftigte sich auch Weidig sehr mit der Bibel. Er schrieb darüber: „Ich setze jetzt, so weit sich dies thun läßt, meine früher begonnenen Vorarbeiten zu einer Uebersetzung der Bibel fort, die sich auf die Luther'sche, nun einmal mit kirchlicher Weihe versehene, Uebersetzung gründen, und nur die, durch das spätere Fortschreiten der Philologie erwiesenen Unrichtigkeiten schonend ausmerzen soll, vorzüglich in den poetischen Schriften. Für diesen Zweck vergleiche ich jetzt Luther's und de Wette's Uebersetzungen, für welche letztere ich Dir nochmals herzlich Dank sage. Sie ist vortrefflich, hat aber Luther's Volksbibel ganz auf der Seite liegen lassen und ist in den poetischen Schriften unpoetisch abgefaßt. Grade darin glaube ich nun etwas leisten zu können, sowie ich denn auch schon eine Anzahl Psalmen frei in deutsche verwandelt habe."

Später erwähnte Weidig noch einmal dieser Psalmen und der übrigen Lieder — etwa 40 — die er in sich trage, ohne sie niederschreiben zu können. Er nannte zwei Geburtstagsgedichte, an seine Kinder, dann „Thusnelda's Klage", „Siegfried's Schwert" u. a. Ich werde später auf diese und andere Gedichte, welche der Untersuchungskommissär der Frau Weidig nicht zukommen ließ und welche jahrelang Theile der Akten bildeten, späterhin zurückkommen. Die Verwandlung der Psalmen frei in deutsche scheint nur im Kopfe und nicht auch

auf dem Papiere geschehen zu sein (in Ermangelung des letzteren); wenigstens fand sich nach seinem Tode nichts davon bei ihm vor, während dies mit der Luther'schen und de Wette'schen Bibelübersetzung und einigen andern Büchern der Fall war.

Ueber Inhalt und Gang der Untersuchung vernahm man im Publikum wenig. Doch erfuhr man, Weidig habe bei der aus einem Darmstädter Hofgerichtsrathe, dem Kreisrathe und dem Aktuar bestehenden Visitations-Kommission, welche vierteljährig die Kriminalgefängnisse und Kriminalgefangenen in Darmstadt besucht, große Beschwerden gegen den Untersuchungskommissär zu Protokoll zu geben angefangen, welche aber so ausführlich geworden seien, daß der Visitationskommissär mit Genehmigung des Gießer Hofgerichts einen Accessisten mit deren Fortführung beauftragt habe: eine Einrichtung, welche anderwärts Anstand gefunden und so gar nicht in's Leben getreten sei. Die Nachricht bestätigte sich. Es ergab sich, daß Georgi gegen die vom Gießer Hofgericht genehmigte Einrichtung remonstrirt und sich beschwerend an die Frankfurter Bundes-Centralbehörde gewandt hatte. Folge dieser und weiterer Benehmungen zwischen Bundes-Centralbehörde, Ministerium des Innern und der Justiz in Darmstadt, Hofgericht in Gießen und Anfrage des Darmstädter Hofgerichts beim Hofgericht in Gießen, war, daß letzteres die Visitationskommission zwar auch fernerhin in Thätigkeit zu sehen wünschte, jedoch nur in Bezug auf allenfallsige Bedürfnisse und Beschwerden der Verhafteten, Verpflegung, Kleidung, Gefängnißlokal, persönliche u. s. w. Behandlung betreffend, und nicht zur Aufnahme von Beschwerden gegen den Untersuchungskommissär und dessen Verfahren!! So blieb's dann auch; die Visitationskommission nahm keine Beschwerden der letzteren Art mehr an, und der Visitationskommissär v. Lepel bemerkte nach Weidig's Tod amtlich: „Dahin sei wohl Weidig's Blutschrift zu verstehen, daß er Beschwerden gegen seinen Un-

tersuchungskommissär diesem selbst vorbringen und von ihm dann deren Beförderung an die höhere Behörde erwarten solle, ihm auch nicht gestattet war, solche Beschwerden selbst zu Protokoll zu diktiren." — Es versteht sich von selbst, daß nur in Bezug auf die dem Gießer Hofgericht untergebenen (und es waren dies alle) politischen Gefangenen die Darmstädter Kommission in ihrer amtlichen Thätigkeit durch die erwähnten Maßregeln gehemmt war.

Weidig hatte seine bei der Visitationskommission gegen Georgi vorzubringenden Beschwerden in nachstehende Abtheilungen gebracht: 1) Die Erschwerung oder gänzliche Aufhebung seiner Mittheilungen an die Seinigen; 2) das Aussetzen seiner eigentlichen Verhöre; 3) die Behandlung seiner Person; 4) das Untersagen aller eigenhändigen Mittheilungen an seinen gesetzlichen Richter und an seinen Anwalt, namentlich bezüglich der Perhorrescenz seines Untersuchungskommissärs; 5) in Bezug auf seine protokollarischen Erklärungen, theils Beengung, theils Nöthigung; 6) die Begründung des Widerrufs aller seiner Protokolle. In Folge des Abbrechens seiner Vernehmungen durch die Visitations-Kommission gelangte Weidig nur bis in den dritten Abschnitt. Was den ersten betraf, so erklärte Weidig unter Anderm, als ihm besonders schmerzlich, daß, nach der Entbindung seiner Frau, er, ungeachtet seines täglichen Bittens durch den Gerichtsdiener, acht Tage warten mußte, bis er seine gerettete Gattin und das Neugeborne schriftlich begrüßen durfte. Ebenso habe er vergeblich gebeten, sein Kind einmal zu sehen. Mehrere Briefe seiner Gattin seien ihm trotz seines täglichen Bittens und trotz der Bescheinigung des Arztes, daß er seine Gefängnißzelle nicht verlassen könne, vier Wochen lang zurückbehalten worden u. s. w. Was die Behandlung seiner Person betraf, so gab Weidig hierüber an: Seit er den Rekurs angezeigt habe gegen eine eintägige Kettenstrafe, sei er wegen Disciplinarvergehen weiter bestraft worden mit 1) viertägiger Kettenstrafe,

2) mit dreitägigem Tragen des Sprengers. Er sei ferner bedroht worden mit eintägigem Krummschließen, mit 48stündigem Sprengertragen, mit dreitägiger Kettenstrafe und endlich mit dem Farrenschwanz. Dazu seien noch die Verweise gekommen. Später verwarf das Hofgericht in Gießen die entwickelten drei Beschwerden als grundlos. Dabei ging aus dem, diese Entschließung begleitenden, Motive hervor, daß es Weidig's Anführungen der Hauptsache nach nicht als unwahr erkenne, sondern die gegen ihn getroffenen Maßregeln als Folgen seines Benehmens bezeichne!!

Es ist der Raum hier nicht, der Geschichte jener sämmtlichen verschiedenen Strafen und Strafandrohungen, nach Anleitung dessen, was Weidig und Georgi darüber sagten, zu folgen. (Späterhin noch erfolgte Weidig's **Anfesselung an die Wand**, etwa vier bis sechs Wochen lang.) Nur mit der Androhung körperlicher Züchtigung (Schlägen mit dem Farrenschwanze oder Ochsenziemer) soll dies nun einigermaßen geschehen!! — O Gottheit! O Menschheit! O Deutschland!

Schon in einem Bericht vom 18. Oktober 1835 hatte Georgi „die Anwendung anderer körperlicher Strafen" (als das Anschließen an die Wand) bei Weidig in Aussicht genommen. Nach einigen heftigen Aeußerungen Weidig's über seinen Untersuchungskommissär (beim Arzte) und da er die Befestigung der Möbels an den Fußboden durch den Gefangenwärter nicht zugeben wollte, trug Georgi nun ganz entschieden auf Anwendnng des — Farrenschwanzes bei Weidig an! Aber das Hofgericht in Gießen antwortete ihm, es sei vor der Hand von Anwendung des Farrenschwanzes gegen Weidig, zumal bei dessen Unwohlsein, abzusehen und der Untersuchungskommissär habe ohne Anfrage und Genehmigung des Kollegs überhaupt Schläge nicht zur Anwendung zu bringen. Auch half es Georgi nichts, daß er eifrigst versuchte, diese Bestimmung durch das Hofgericht zurücknehmen zu lassen. Indessen ver=

langte Georgi doch die Meinung des Arztes, „ob und welche körperliche Züchtigungen ohne Nachtheil bei der jetzigen Beschaffenheit Weidig's zur Anwendung gebracht werden könnten.“ Nachdem der Arzt zur Antwort gegeben, körperliche Züchtigungen könnten, außer den verschiedenen Graden der Fesselung, keine in Anwendung gebracht werden, drang Georgi auf Angabe der Gründe dieser Ansicht, welche der Arzt dann entwickelte. Zwei andere Aerzte, von dem Untersuchungskommissär über die nämliche Frage vernommen, erklärten zwar das Befinden Weidig's kräftig, um körperliche Züchtigungen ohne Beeinträchtigung des Lebens (!) zu ertragen; „ob aber,“ setzten sie hinzu, „nicht Farrenschwanzhiebe, einem Mann aus dem gebildeten und insbesondere aus dem geistlichen Stande beigebracht, — eine Wirkung auf das Gemüth hervorbringen könnten, welche gerade bei dem schon vorhandenen Glauben, mißhandelt zu werden, Wahnsinn zur Folge haben würde, das wagen wir nicht, im Voraus zu entscheiden und verwahren uns deßfalls auch gegen jede Verantwortlichkeit in dieser Beziehung.“

In Folge eines neuen heftigen Auftrittes zwischen Weidig und Georgi am 5. März 1836 bemerkte Dieser Jenem „zur Nachricht“ in's Protokoll, daß die geringste fernere Ungebührniß mit Farrenschwanzhieben reprimirt werde.“ Weidig, dem am 3. April 1836 gestattet worden war, an seine Frau zu schreiben, hatte den größeren Theil einer Bogenseite beschrieben, als Georgi auf Beendigung drang und, da er hierauf das Geschriebene einsah, dem Weidig erklärte: er schreibe jetzt nicht weiter; das Geschriebene könne nicht abgehen. Nach Georgi's Angabe drang hierauf Weidig auf Georgi mit dem ihm zum Gebrauch gegebenen offenen Federmesser ein (Weidig stellte diesen Umstand in Abrede; vom Gefangenwärter wurde er jedoch bestätigt). Georgi zeigte den Vorfall dem Hofgerichte in Gießen nach seiner Auffassung an, mit dem Zusatze, daß er Weidig für die Zukunft als „unter den Stock

gestellt“ betrachte, worauf das Hofgericht Weidig durch Georgi eröffnen ließ, „daß er bei fernerem Ungehorsam und ähnlichem widerspenstigen Betragen außer den ihm (Georgi) überlassenen, rechtlich statthaften Korrektiv-maßregeln, unfehlbar schärferer, vom Hofgerichte zu erkennender Strafe, nach Befund selbst durch körperliche Züchtigung, sich zu gewärtigen habe.“ — In einem Protokolle vom 19. Oktober 1836, dem letzten unter Weidig's Mitwirkung aufgenommenen Aktenstücke, werden die körperlichen Züchtigungen noch einmal gelegentlich erwähnt, nämlich in einem Vorhalte, den Georgi dem Weidig machte, daß in früheren hofgerichtlichen Verfügungen gegen ihn die Zulässigkeit körperlicher Züchtigungen ausgesprochen worden sei.

Im Laufe des Jahres 1836 waren mehrere Perhorrescenzgesuche gegen seinen Untersuchungskommissär, den Hofgerichtsrath Georgi, sowie gegen einzelne Mitglieder des Hofgerichts zu Gießen und gegen die Bildung eines besonderen Kriminalsenats, von Weidig's Anwalt, auf dessen Wunsch, bei den Gerichten eingereicht worden. Sie waren ebenso vergebens gewesen, als die Schritte, Weidig's Freilassung gegen Kaution zu erhalten. Auch das oberste Gericht hatte die darin stattgefundenen Kundgebungen der unteren Gerichte bestätigt. Zugleich hörte man von der Auffindung versteckter Papiere da und dort im Lande. Am 15. Februar 1837 waren wieder einige Verhaftungen erfolgt. So kam der 23. Februar desselben Jahres herbei.

An diesem Tage hatte der Gefängnißwärter, als er Morgens ungefähr um 7½ Uhr in Weidig's Gefängniß gekommen war, um ihm das Frühstück zu bringen, denselben auf seinem Bette ausgestreckt mit gefalteten Händen im Blute liegend und die Stube voller Blutspuren gefunden. Der Hofgerichtsrath Georgi, von diesem Ereignisse in Kenntniß gesetzt, begab sich sofort in's Arresthaus, traf dort um 8 Uhr ein, hörte vom Gefängnißwärter, er glaube, Weidig habe sich den Hals abgeschnitten, und verfügte sich mit Zuziehung noch

einiger Gerichtspersonen in Weidig's Gefängnißzelle. Hier fand er den Fußboden von einer bedeutenden Blutung bedeckt, Weidig in seinem Bette liegend, dessen Hemd voll Blut. „An dem Halse wurden," so heißt es im ersten gerichtlichen Protokolle, „Blutspuren gesehen." Weidig lag auf dem Rücken, seine Augen waren geschlossen, seine Hände über dem Bauch gefaltet. Hofgerichtsrath Georgi überzeugte sich, daß Weidig noch athme, „denn sein Bauch hob und senkte sich bei den Athemzügen." Und dennoch begaben sich Alle, nach kurzer Anwesenheit, aus der Zelle weg und ließen den Verwundeten Stunden lang ohne Hülfe und ohne Aufsicht im Blute liegen!

Georgi schickte nun nach dem Arresthausarzt und dem ersten Physikus. Zugleich hielt er es „für alle Fälle geeignet," die Erhebung des Thatbestandes dem zweiten Inquirenten aufzutragen und ihm zu diesem Zwecke die betreffende Registratur zuzustellen. Allein dies geschah erst um 9½ Uhr, also anderthalb, oder nahe anderthalb Stunden nach der ersten Besichtigung. Die beschickten Legalärzte, Dr. Stegmayer und Dr. Graff, waren nicht sogleich aufzutreiben, und so trafen sie erst gegen oder um halb 10 Uhr Vormittags im Arresthause ein. Georgi unterrichtete noch die eingetroffenen Aerzte im Allgemeinen vom Vorgange, zugleich wurde ein hinzugerufener Chirurg noch besonders verpflichtet, und so ward es 10 Minuten vor 10 Uhr, oder 10 Uhr, bis das gerichtliche und ärztliche Personal in die Zelle trat. Das heißt: es waren von der ersten bis zur zweiten Besichtigung anderthalb bis nahe zwei Stunden verflossen! Dr. Graff erklärte später, Georgi habe kurz vor der gerichtsärztlichen Besichtigung in der Verhörstube und im Beisein des Kommissionspersonals geäußert, „er halte Weidig's Verletzung für nicht bedeutend, auch wohl nicht für ernstlich gemeint und nicht lebensgefährlich." Georgi stellte diese Aeußerung in Abrede; auch Aktuar Schar=

mann wollte sie nicht gehört haben und der Hofgerichts-Accessist Meyer behauptete, Georgi habe in seiner Anwesenheit dem Dr. Graff gesagt: „die genaue Beschaffenheit des am Hals Weidig's befindlichen Schnitts sei wegen dessen starken Bartes nicht erkannt worden, und es sei eine ansehnliche Blutmasse im Arrestzimmer verbreitet." Auch habe Georgi vor Graff's Anwesenheit bemerkt: „einer Verwundung zum Zwecke bloßer Simulation widerstreite die bedeutende Blutmasse im Zimmer."

Bei der Besichtigung gegen zehn Uhr fand man Weidig's Lage ganz verschieden von der in der ersten Protokollaufnahme beschriebenen. Er lag mehr auf der rechten Seite des Körpers und seine vorher entblößten Beine waren nun mit dem Bette bedeckt. Der Hals Weidig's zeigte über dem Kehlkopfe eine ziemlich tiefe und offene Wunde. Sein Bett war weit ausgebreitet, mit Blut beschmutzt. Vor demselben auf dem Boden befand sich eine Masse geronnenen Blutes, und durch die Länge des Zimmers sah man dicht neben einander gedrängte Blutspuren, offenbar von den Füßen Weidig's, während derselbe im Zimmer hin- und herging, abgedrückt. Nach der Menge dieser Fußtapfen mußte man schließen, daß Weidig nach geschehener Verwundung noch häufig im Zimmer hin- und hergegangen war. Auf dem Bette Weidig's neben seinem Körper lag eine große Glasscherbe, dem Anscheine nach von der zerbrochen gefundenen Wasserflasche des Gefangenen genommen. Auf dem oberhalb des Bettes an der Wand befestigten Brette aber lag der zerbrochene Boden eines Arzneiglases. Beide Glasscherben waren mit Blut befleckt. An der rechts von der Thüre befindlichen (östlichen) Wand des Arrestzimmers war eine Schrift wahrnehmbar, dem Anscheine nach mit einem in Blut getauchten Finger verfertigt. Ihre Entzifferung fand später protokollarisch dahin statt: „Da mir der Feind jede Vertheidigung versagt, so wähle ich einen schimpflichen Tod von freien Stücken. F. L. W."

Diese Schrift war in dem nach 8 Uhr aufgenommenen ersten gerichtlichen Protokolle nicht erwähnt, obgleich Georgi dieselbe bemerkt und der Aktuar sie schon theilweise entziffert haben wollte. Statt der bloßen Blutspuren am Halse, von denen das erste Protokoll sprach, fand man jetzt an Weidig's „Hals, da er mit einer Binde nicht umwunden war," und nach theilweisem Abschneiden seines um das Kinn gezogenen langen Barts, eine weit von einander klaffende Wunde. Hinter der Kopfseite des Bettes aber fand man auf dem Boden liegend, „eine noch zusammengewundene weißleinene Halsbinde, welche besonders an der Stelle, die sich nahe der Mitte des Tuches befand, mit noch feuchtem Blute befleckt war." Um 10 Uhr gewahrte man, daß Weidig unter dem Schlafwämmschen (Kamisol) noch mit einer Weste bekleidet war. Das Schlafwämmschen war um 8 Uhr, nach der Versicherung Georgi's, sowie nach den Aussagen Scharmann's und Preuninger's (des Gefängnißwärters), ganz zugeknöpft; um 10 Uhr dagegen war es schon, oder wurde um diese Zeit aufgeknöpft. Hofgerichts-Assessor Weber erklärte, Scharmann habe ihn versichert, er erinnere sich bestimmt, daß er bei der Beaugenscheinigung (um 10 Uhr) wahrgenommen, wie das Wämmschen aufgeknöpft worden, und darunter die Weste zum Vorschein gekommen sei. Von diesem „Aufknöpfensehen" spricht dieser aber nicht in seiner eignen Vernehmung und im ärztlichen visum repertum ist nur davon die Rede, daß Weste und Kamisol stark von Blut durchdrungen gewesen seien.

Dieses visum repertum lautete im Uebrigen dahin: daß die Wunde am Halse von der vordern Seite des musculi sternocleido mastoidei der einen Seite bis zu demselben Muskel der andern Seite hinreiche; daß die Luftröhre oberhalb des Kehlkopfs bis auf die hintere Wand des Schlundes gänzlich durchschnitten sei; daß der Verwundete nicht mehr durch den Mund, sondern lediglich durch die Stimmritze athme. Dabei vervollständigte

sich] die Zahl der gefundenen Wunden. Man nahm nämlich am untern Theile des linken Arms nahe dem Handgelenke einen, etwa 1½ Zoll langen, die Haut durchdringenden Einschnitt, und an der rechten Hand an derselben Stelle einen Schnitt von 2 Zoll Länge wahr. Ein Pulsschlag war nirgends wahrzunehmen, das Athmen erfolgte mühsam, ängstlich und schwierig. Der Verwundete wendete sich hin und her, um in eine erträglichere Lage zu kommen. Auf mehrere an Weidig gerichtete Fragen der Aerzte erhielten sie von demselben nicht das mindeste Zeichen, daß er sie verstanden habe, oder zur Beantwortung der Fragen geneigt, oder sie zu geben im Stande sei. Einzig deutete er wiederholt auf die dem Fußende seines Bettes gegenüberstehende Wand, und zwar in die Höhe. Da war jedoch nichts wahrzunehmen und es mußte also dahin gestellt bleiben, ob er auf die an dieser Wand, jedoch an dem entgegengesetzten Theile befindliche Schrift habe deuten oder sonst etwas habe ausdrücken wollen. Die Aerzte, unter dem unmittelbaren Eindrucke des noch nicht vollständigen Befunds, (denn erst bei der Sektion wurden die Fußwunden entdeckt,) erklärten mit folgendem ihre Vermuthung über die Todesart zu Protokoll: „Erwägt man, daß eine große Glasscherbe in dem Bette neben dem Verwundeten gefunden wurde, nimmt man ferner an, daß eine an der Wand des Gefängnisses vorgefundene, mit Blut geschriebene Bemerkung, welche den Vorsatz des Selbstmordes klar aussprach, von der Hand des Inquisiten herrühre, und setzt man alles dies in Verbindung mit der Lage desselben und seinen Aussichten in die Zukunft, so wird es kaum zweifelhaft erscheinen können, zumal bei Abwesenheit eines jeden anderweitigen gewaltsamen Angriffs von Außen — daß lediglich der Inquisit selbst aus eignem Antriebe, vermittelst der vorgefundenen Glasscherbe, die beschriebenen Wunden sich selbst beigebracht habe." Auch am Nachmittage des 23. Februar, nach bereits eingetretenem Tode, meinte noch Dr. Stegmayer, „die bereits stattgehabte äußere Besichtigung habe genü-

gende Resultate gegeben, um ein sicheres Urtheil über die Todesart und Todesursache zu begründen, ohne daß dagegen noch vernünftige Zweifel erhoben werden könnten."

Von Anwendung ärztlicher Mittel zur etwaigen Rettung des Lebens Weidig's konnte nach den Aeußerungen der Aerzte keine Rede mehr sein. Auf dem über dem Bett befindlichen, schon erwähnten Brett, lag auf Büchern die in einem schwarzen Rahmen unter Glas gefaßte Silhouette der Gattin Weidig's und auf derselben zwei goldne Ringe und ein kleines Stückchen mehrfach zusammengelegten, von Blut durchtränkten feinen Papiers; übrigens ohne irgend eine darauf befindliche Schrift.

Während eines großen Theils dieser Aufnahme lag der Körper Weidig's ohne alle Lebensregung im Bette, und die Aerzte verließen das Gefängniß mit der Aeußerung, man könne wohl sagen, daß Weidig jetzt völlig verschieden sei, und daß von Mitteln zur Lebensrettung keine Rede mehr sein könne. Und jetzt erst, nachdem keine Rettung mehr möglich, nachdem er vielleicht schon verschieden war, jetzt erst wurde die Bewachung Weidig's dem Gefangenwärter Preuninger aufgetragen! Der Nachmittags 1 Uhr erschienene Oberarzt Dr. v. Siebold bestätigte den Tod des Unglücklichen.

In der am nämlichen Nachmittage stattgehabten Vernehmung des Gefangenwärters Preuninger sagte dieser im Wesentlichen aus: er habe gestern, wo er Weidig um 6 Uhr Abends, da er ihm frisches Trinkwasser gebracht, zum Letztenmal gesehen, nichts wahrgenommen, was auf Selbstmord hätte schließen lassen. An demselben Tage (22. Februar) habe ihn Weidig beauftragt, Georgi zu sagen, daß er ihn zu sprechen wünsche, was er auch Nachmittags gegen 3 Uhr ausgerichtet habe. (Georgi kam nicht und behauptete, im Widerspruch mit der Aussage Preuninger's, daß ihm die Anmeldung erst am 23. Februar zu Ohren gekommen sei.) Bei der (von Außen) vorzunehmenden Reinigung des Nachtstuhltopfes, frühe 5¼ Uhr, habe er diesen — wie schon öfters — ganz voll gefunden, wahrscheinlich durch

sich] die Zahl der gefundenen Wunden. Man nahm nämlich am untern Theile des linken Arms nahe dem Handgelenke einen, etwa 1½ Zoll langen, die Haut durchdringenden Einschnitt, und an der rechten Hand an derselben Stelle einen Schnitt von 2 Zoll Länge wahr. Ein Pulsschlag war nirgends wahrzunehmen, das Athmen erfolgte mühsam, ängstlich und schwierig. Der Verwundete wendete sich hin und her, um in eine erträglichere Lage zu kommen. Auf mehrere an Weidig gerichtete Fragen der Aerzte erhielten sie von demselben nicht das mindeste Zeichen, daß er sie verstanden habe, oder zur Beantwortung der Fragen geneigt, oder sie zu geben im Stande sei. Einzig deutete er wiederholt auf die dem Fußende seines Bettes gegenüberstehende Wand, und zwar in die Höhe. Da war jedoch nichts wahrzunehmen und es mußte also dahin gestellt bleiben, ob er auf die an dieser Wand, jedoch an dem entgegengesetzten Theile befindliche Schrift habe deuten oder sonst etwas habe ausdrücken wollen. Die Aerzte, unter dem unmittelbaren Eindrucke des noch nicht vollständigen Befunds, (denn erst bei der Sektion wurden die Fußwunden entdeckt,) erklärten mit folgendem ihre Vermuthung über die Todesart zu Protokoll: „Erwägt man, daß eine große Glasscherbe in dem Bette neben dem Verwundeten gefunden wurde, nimmt man ferner an, daß eine an der Wand des Gefängnisses vorgefundene, mit Blut geschriebene Bemerkung, welche den Vorsatz des Selbstmordes klar aussprach, von der Hand des Inquisiten herrühre, und setzt man alles dies in Verbindung mit der Lage desselben und seinen Aussichten in die Zukunft, so wird es kaum zweifelhaft erscheinen können, zumal bei Abwesenheit eines jeden anderweitigen gewaltsamen Angriffs von Außen — daß lediglich der Inquisit selbst aus eignem Antriebe, vermittelst der vorgefundenen Glasscherbe, die beschriebenen Wunden sich selbst beigebracht habe.“ Auch am Nachmittage des 23. Februar, nach bereits eingetretenem Tode, meinte noch Dr. Stegmayer, „die bereits stattgehabte äußere Besichtigung habe genü-

gende Resultate gegeben, um ein sicheres Urtheil über die Todesart und Todesursache zu begründen, ohne daß dagegen noch vernünftige Zweifel erhoben werden könnten."

Von Anwendung ärztlicher Mittel zur etwaigen Rettung des Lebens Weidig's konnte nach den Aeußerungen der Aerzte keine Rede mehr sein. Auf dem über dem Bett befindlichen, schon erwähnten Brett, lag auf Büchern die in einem schwarzen Rahmen unter Glas gefaßte Silhouette der Gattin Weidig's und auf derselben zwei goldne Ringe und ein kleines Stückchen mehrfach zusammengelegten, von Blut durchtränkten feinen Papiers; übrigens ohne irgend eine darauf befindliche Schrift.

Während eines großen Theils dieser Aufnahme lag der Körper Weidig's ohne alle Lebensregung im Bette, und die Aerzte verließen das Gefängniß mit der Aeußerung, man könne wohl sagen, daß Weidig jetzt völlig verschieden sei, und daß von Mitteln zur Lebensrettung keine Rede mehr sein könne. Und jetzt erst, nachdem keine Rettung mehr möglich, nachdem er vielleicht schon verschieden war, jetzt erst wurde die Bewachung Weidig's dem Gefangenwärter Preuninger aufgetragen! Der Nachmittags 1 Uhr erschienene Oberarzt Dr. v. Siebold bestätigte den Tod des Unglücklichen.

In der am nämlichen Nachmittage stattgehabten Vernehmung des Gefangenwärters Preuninger sagte dieser im Wesentlichen aus: er habe gestern, wo er Weidig um 6 Uhr Abends, da er ihm frisches Trinkwasser gebracht, zum Letztenmal gesehen, nichts wahrgenommen, was auf Selbstmord hätte schließen lassen. An demselben Tage (22. Februar) habe ihn Weidig beauftragt, Georgi zu sagen, daß er ihn zu sprechen wünsche, was er auch Nachmittags gegen 3 Uhr ausgerichtet habe. (Georgi kam nicht und behauptete, im Widerspruch mit der Aussage Preuninger's, daß ihm die Anmeldung erst am 23. Februar zu Ohren gekommen sei.) Bei der (von Außen) vorzunehmenden Reinigung des Nachtstuhltopfes, frühe 5½ Uhr, habe er diesen — wie schon öfters — ganz voll gefunden, wahrscheinlich durch

das Wasser aus der zerbrochenen Flasche und Waschschüssel, und nach der Entdeckung des Verwundeten um 7½ Uhr habe er das Gefängniß verschlossen. So blieb also Weidig von 7½ Uhr an hülflos liegen; und vielleicht hatte die Verwundung schon vor 5½ Uhr begonnen!

Das Hofgericht zu Darmstadt beauftragte den Kriminalrichter Hofmann daselbst mit Erhebung des Thatbestandes. Die andern Tags vorgenommene Sektion bestätigte theils die vorliegenden Ergebnisse, theils ergab sie mehrere wichtige neue. Außer der vier Zoll großen Wunde am Halse und den Wunden an den beiden Armgelenken, fand man nämlich nun auch noch dergleichen an beiden Füßen. Zwei ansehnliche Arterien und eine ebenso ansehnliche Vene waren durch diese vier Wunden an den obern und untern Extremitäten gänzlich durchschnitten. Aus der Beschaffenheit der Wunden u. s. w. entwickelte das Medicinalpersonal, daß die wirkliche Todesursache lediglich in dem großen Blutverluste, in Verbindung, mit der durch sämmtliche Verletzungen, hauptsächlich jedoch durch die große Halswunde hervorgebrachten Störung des Blutumlaufs und der dadurch allmählig erzeugten Lähmung der Lunge sowohl als des Herzens, zu suchen sei. Das Medicinalpersonal erklärte außer allem Zweifel, daß die an den Extremitäten bewirkten Wunden geraume Zeit der Halswunde vorausgingen ebenso hielt es das Beibringen der Armwunden vor der Fußwunde für höchst wahrscheinlich. Die Halswunde erklärte es als „nicht das Werk eines einzigen Schnitts, sondern einer langsamen, wiederholten, unsichern und in verschiedenen Richtungen ausgeführte Metzelei mittelst einer Glasscherbe.“ In einem etwas späteren Gutachten zog es den Schluß: „es ergebe sich mit Gewißheit, daß nach 8 Uhr (bei der durch Georgi vorgenommenen Besichtigung) die Halswunde noch lange nicht bis zu dem Grade von Ausdehnung gebracht war, als dieselbe bei der Legaluntersuchung um 10 Uhr gefunden wurde,“ und äußerte über die Frage nach möglicher

Rettung bei schleuniger ärztlicher Hülfe: „um so sicherer habe Rettung stattfinden können — insofern nur das Widerstreben Weidig's nicht im Wege gestanden, ja sogar vielleicht gegen den Willen desselben — je weniger die Werkzeuge des Athmens und des Blutumlaufs zur Zeit der ersten Entdeckung beeinträchtigt waren." Sowohl gegen diese Ausführungen der Medicinalbeamten, als gegen diese selbst, „da die Herren etwas gereizt seien," und zu Gunsten seines Verhaltens bei jenem tragischen Fall sprach sich der Hofgerichtsrath Georgi berichtlich aus. Entschieden wurde darin — nichts!

Die bei der Sektion in, auf und an dem Gehirn vorgefundenen krankhaften Erscheinungen erklärten die Gerichtsärzte als „vermuthlich nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die Verstandesthätigkeit des Inhaftirten überhaupt, und insbesondere auf dessen Entschluß, sich das Leben zu nehmen." Sie erkannten dieselben als: „Folgen von Kongestionen, bedingt durch reichlichen Genuß von Nahrungsmitteln, jahrelanges Einsitzen und eine heftige cholerische Gemüthsart, zumal bei vielfachen Anlässen zu Aufregungen durch Besorgniß und durch Aerger." Von den bei der Sektion gefundenen kleineren, bereits vertheilten, oberflächlichen, in der Tiefe aber mit Sugillation verbundenen Wunden auf der äußeren Seite des rechten Oberschenkels in der Nähe der Hüfte erklärten und motivirten die Medicinalbeamten, daß sie die „Folgen von dem grellen Zusammentreffen mit stumpfkantigen Körpern" seien. Die Frage, ob diese Wunden von Schlägen herrühren könnten, wurde an die Legalärzte gar nicht gestellt.

Das Hofgericht in Darmstadt wünschte vom Arresthausarzt (Dr. Stegmayer), der doch wohl bei seinen wöchentlichen Rundbesuchen öfters Gelegenheit gehabt habe, Weidig zu beobachten, ausführliche Aeußerungen „über seine Wahrnehmungen, besonders in der letzten Zeit vor dem Ableben des Pfarrers Weidig, bezüglich des Geistes- und Gemüthszustandes desselben und dessen wahrscheinlichen Einflusses auf die Selbstentleibung."

Der Arresthausarzt äußerte in seiner Antwort hierauf: „daß es ihm, bei den wöchentlichen regelmäßig zweimal von ihm vorgenommenen Besuchen des Arresthauses nur dann gestattet war und sei, einen oder den andern der wegen politischen Vergehen Verhafteten zu sehen, wenn derselbe einen solchen Besuch gefordert habe oder ein solcher von dem Herrn Kommissär aus andern Gründen bestimmt worden sei. Selbst bei den nöthigen Krankenbesuchen (der politischen Gefangenen) sei er vielfach behindert gewesen, indem schon seit längerer Zeit stets ein Kommissionsaktuar den Krankenbesuchen beiwohnen müsse, und darum in Ermangelung eines solchen das Besuchen der Kranken nicht habe stattfinden können, was auch nicht geschehen, wenn grade der Gefängnißwärter gefehlt. Den Pfarrer Weidig habe er in den letzten Wochen seines Lebens nicht gesehen und ihn etwa 5 bis 6 Wochen vor seinem Hinscheiden das letztemal gesprochen. Damals sei derselbe, soweit dies eine kurze und vorübergehende Unterhaltung darthun könne, in völlig gesundem Geistes- und Gemüthszustande gewesen. Er habe nur über Beschwerde und schmerzhafte Empfindungen in den Brustmuskeln, besonders in der linken Seite, geklagt, gegen den Gebrauch der innern Heilmittel sich geweigert und sich darauf beschränkt, eine frühere, gegen ähnliche Beschwerde verordnete Einreibung wiederholt zu sehen. Zu Ende des Besuchs habe sich Weidig über seinen gedrückten Gemüthszustand als muthmaßliche Ursache des bezeichneten Uebelbefindens, und darüber äußern wollen, daß verschiedene Beschwerden gegen seinen Inquirenten (Georgi) unberücksichtigt geblieben seien, wäre aber vom anwesenden Aktuar Scharmann unterbrochen und darauf hingewiesen worden, daß solcherlei Aeußerungen gegen den Arzt nicht statthaben dürften, womit dann der Besuch beendigt gewesen. So oft oder selten er (der Arresthausarzt) den Verhafteten in den letzten Monaten gesehen, habe er nie eine Spur eigentlichen Geistes- oder Gemüthsleidens an ihm beobachten können,

wohl aber jedesmal bemerken müssen, daß derselbe sich mit schwer unterdrückter Indignation, oder Unwillen gegen die Verfügungen und das Verfahren seines Inquirenten zu äußern hätte wünschen mögen." Welche Reihenfolge fürchterlicher Zùstände! Der gemeine Verbrecher begünstigter als der politische Angeschuldigte, wenn es ärztliche Behandlung — also etwas durchaus Menschliches — gilt! Mißtrauen gegen den beeidigten Arzt, welches der politisch Angeschuldigte mit längerem Leiden oder mit größerem Krankheitsschmerz bezahlen muß! Weidig gerade in der Zeit von keinem Arzte besucht, wo seine schleichende Gehirnentzündung deutlicher hervortreten mußte! Weidig, genöthigt, seine Empfindungen in sich zu verschließen und dadurch seiner Krankheit neue tödtliche Nahrung zu reichen! Ihm und dem Arzt auf diese Weise der Weg abgeschnitten, keimende krankhafte Vorstellungen zu äußern und zu erkennen!

Aber der Untersuchungskommissär Georgi, den wir nach und nach in Zwiespalt oder in Spannung mit den Gerichtsärzten, mit der hofgerichtlichen Visitationskommission und mit dem Kriminalrichter Hofmann sehen, wie äußete er sich über die vorerwähnten Umstände? Er habe, bemerkte er, überhaupt nicht, und namentlich in der letzten Zeit nicht, eine Spur einer eingetretenen Geistesstörung bei Weidig bemerkt, und Niemand, der mit ihm in Berührung gekommen, werde eine solche Bemerkung gemacht haben. Dagegen habe Weidig aus den gerichtlichen Verhandlungen und Dem, was er selbst deponirt, ohne Frage das ganze Gewicht der gegen ihn vorliegenden Anklagen und die Gefahr, seine ganze der Untersuchung unterliegende Thätigkeit klar gestellt zu sehen, ermessen. Die Ergebnisse, welche ihm aus den Verhören von Mitangeschuldigten vorgeführt worden, hätten ihn auch den Umfang der erhobenen Beweismittel erkennen lassen müssen. Dazu seien getreten: Die Entscheidung des obersten Gerichts vom 25. Januar 1837, durch welche ein erneuertes Freilassungsgesuch Weidig's zurückgewiesen worden, und die Hypothese, Weidig habe von namhaften, am 18. Februar 1837 vollzogenen Ver-

haftungen auf irgend eine Weise Kenntniß erhalten. Fast täglich habe sich Weidig zu Besprechungen melden lassen, aber blos in der Absicht, das Gericht mit unerfüllbaren Anliegen zu behelligen oder aus mündlichen Aeußerungen Stoff zu Verdrehungen und Deutungen zu suchen, die er später in die Verhöre habe verweben können. In Folge dessen sei ihm (Georgi) vom Hofgerichte dann auch anheimgestellt gewesen, solchen Interpellationen geeignet vorzubeugen. An Lektüre nach eigner Wahl habe es Weidig nicht gefehlt; die Bücher, die er gewünscht, habe er aus Großh. Hofbibliothek erhalten. Am 15. Februar, seinem Geburtstage, sei ihm der letzte ausführliche Brief seiner Gattin zugestellt worden, der ihn völlig habe beruhigen können u. s. w.

Schon früher geschah des umgegangenen Gerüchtes Erwähnung, daß die Arresthausärzte in Darmstadt zum Gutachten aufgefordert worden seien, ob Weidig Schläge ertragen könne, daß dies unbedingt verneinend ausgefallen sei, man aber zur Begutachtung des Gutachtens geschritten, welche in weniger entschiedener Form die Schläge von Weidig abgelenkt. Dieses Gerücht war nur zu sehr in Wahrheit begründet. Auch unterblieben damals die Schläge. Aber das Hofgericht in Gießen kam auf die ausdrückliche Androhung solcher sogenannten Disciplinarstrafmittel zurück. Indem es nämlich in einem Reskripte vom 16. April 1836 dem Gefangenen auf acht Tage lang zur Strafe die warme Kost entzog und die bis dahin vom Untersuchungskommissär angeordneten Repressivmaßregeln für gerechtfertigt erklärte, beauftragte es den Untersuchungskommissär, „den Inkulpaten von dieser Verfügung, sowie weiter davon in Kenntniß zu setzen, daß er bei fernerem Ungehorsam und ähnlichem widerspenstigen Betragen außer den ihm (dem Untersuchungsrichter) überlassenen, rechtlich statthaften Korrektivmaßregeln unfehlbar schärferer, von hier, (d. h. von Gießen) aus zu erkennender Strafe, nach Befund selbst durch körperliche Züchtigung, sich zu gewärtigen habe.“ In den Sommer 1836 fällt dann das Tragen

von Ketten durch Weidig und der noch später erstattete, vorhin bereits erwähnte Bericht Georgi's bemerkte dann zu jenem Hofgerichtsreskripte: „Außer den in ihm ausgesprochenen Disciplinarstrafen, habe er (Georgi) obgleich Weidig am 19. Oktober 1836 die dem Richteramte gebührende Achtung wiederholt schwer verletzt, doch den Ausspruch irgend einer Strafe in suspenso gelassen."

Zwischen diesen dunkeln Schatten und Möglichkeiten im Laufe der Untersuchung zückten bisweilen Blitze des schon früher erwähnten tiefen Mißverhältnisses zwischen Weidig und Georgi. Letzterer selbst äußerte, daß Weidig in einem Momente höchster Aufregung das Messer gegen ihn ergriffen, daß er eingestanden habe, ihn ermorden zu wollen. Und ebenso berichtete Georgi, daß Weidig die Befürchtung ausgesprochen habe, von ihm, dem Untersuchungskommissär, heimlich umgebracht zu werden. Solche Aufregung, solcher Argwohn wurden noch aufgenährt durch keimende Krankheit. Und welche Folgen hatten sie?

Außer den genannten Personen fand noch die Vernehmung einiger Andern über Weidig's letzte Lebensverhältnisse Statt, welche aber sehr wenig ergiebig war. Weidig hatte zuletzt eine Eckzelle des obersten Stockes des Arresthauses inne gehabt, und da die Zelle neben und die Zelle unter ihm längere Zeit nicht besetzt gewesen, so entbehrte er des unmittelbaren Nachbars. Der nachnächste Nachbar wurde nicht vernommen; auch nicht der Barbier, der wohl Weidig noch in den letzten Tagen gesehen; desgleichen nicht die Soldaten der Wache, die am Tage vor der That den Gefängnißwärter in Weidig's Zelle begleitet. Bei der eigenthümlichen Einrichtung, wonach die politischen Gefangenen zunächst einzig unter ihrem Inquirenten und ihrem Gefangenwärter standen, hatte der Arresthausverwalter Fink verhältnißmäßig erst spät von dem Vorfalle gehört und derselbe überhaupt nur langsam im Hause sich verbreitet, so daß ein Gehilfe Namens Massoth, sogar erst am 24. Morgens von

dem Vorfalle gehört zu haben versicherte. Wann Weidig von Georgi zum letztenmal vernommen oder gesprochen worden, und über den Inhalt dieser Vernehmung oder dieses Gesprächs, ist nichts in den Protokollen über die Aufnahme des Thatbestandes enthalten; auch verlautete später nichts darüber.

Es ist im Verlauf dieses Aufsatzes schon mehrmals des Hofgerichtsraths Georgi erwähnt worden. Geboren um's Jahr 1800 in der Nähe von Gießen, hatte er dort Jurisprudenz studirt. Vorm Beginn der politischen Untersuchungen kurze Zeit Landrichter in der Provinz Oberhessen, war er, wie man damals versicherte, unter Protestation mehrerer Mitglieder des Hofgerichts in Gießen, daselbst Hofgerichtsrath geworden. Für die politischen Untersuchungen erfolgte nicht nur seine Bestellung als Inquirent, sondern auch, nachdem noch mehrere Inquirenten darin beschäftigt worden waren, als Dirigent. Er hatte die ganze Geschäftsleitung, sowohl was die Untersuchungen selbst, als die Verwaltung, die Disciplin u. s. w. betraf, in Händen. Um so mehr also hätte darauf Bedacht genommen werden müssen, daß diese Hände rein selbst vom Verdacht und von Nachrede waren. Diese Rücksicht schenkte man aber Seitens der Behörden der öffentlichen Meinung durchaus nicht. Georgi — so hieß es allgemein — sei ein Trinker. Dieses Gerücht verstärkte sich nothwendig und man zweifelte nicht mehr an der Thatsache, als zu Ende Januar 1837 die Nachricht in's Publikum drang, Georgi habe in einer großen Gesellschaft einen plötzlichen Anfall des delirium tremens (Säuferwahnsinns) gehabt. Das pflichtmäßige Zeugniß der Ärzte, selbst das des Georgi'schen Hausarztes, daß es bei Georgi in den Tagen vom 30. Januar bis 2. Februar 1837 zu dem entschiedensten Ausbruche des Säuferwahnsinns gekommen, verlieh jener Thatsache gerichtlichen Werth. Für Weidig's Angelegenheit insbesondere war es von Belang, daß Georgi's Krankheit und der letzte Monat vor Weidig's Tod in dieselbe Zeit fielen. Begreiflich ist es auch, daß

man mit diesen Umständen die blutrünstigen Wunden an Weidig's Leichnam und die körperliche Mißhandlung, welche man ihnen als Veranlassung unterlegte, in Verbindung brachte.

Es ist hier nicht der Ort, die hier einschlägigen Fragen über die Natur der Wunden Weidig's, ob er diese sich selbst gegeben, ob nicht theilweise fremde Hand dabei mitgewirkt, ob sie (im ersteren Falle) schon Morgens gegen halb 8 Uhr bei der ersten Entdeckung in der nämlichen Anzahl und in der nämlichen Ausdehnung und Gefährlichkeit, wie solche 2½ Stunden später vom ärztlichen Personal wahrgenommen worden, vorhanden gewesen seien, und ob und inwieweit nach der Morgens gegen halb 8 Uhr stattgehabten Entdeckung der Verwundung ein schleuniges Eintreffen ärztlicher Hilfe das Leben des Verwundeten hätte retten können? einer ausführlicheren Behandlung zu unterwerfen. Wie schon bemerkt, ging das ärztliche Personal von der Ansicht aus, daß Weidig durchaus sich selbst entleibt, und wenn auch einige von ihm hierfür angeführte Gründe nicht eigentlich in's ärztliche Fach gehörten, so ergänzte sich doch dieses durch den Zutritt der richterlichen Meinung zur nämlichen Ansicht. Die Annahme aber, daß Weidig zwar mit seiner Verwundung begonnen, aber Andere sie fortgesetzt, hat wo möglich noch mehr gegen sich, als die Annahme, die Verwundung Weidig's rühre ganz von Dritten her. Denn diese (welche ich übrigens meines Theils ebenfalls niemals für wahrscheinlich hielt) entbehrte doch des Künstlichen und wahrhaft Gemachten von jener. Was die andern Fragen betrifft, so wendete sich, wie schon erwähnt, das gerichtsärztliche Gutachten gegen Georgi. Ebenso thaten es, darauf gestützt, einige von der Familie Weidig's eingeholte ärztliche Gutachten und über die Angelegenheit erschienene Schriften. Es wurde dabei mit vielem Scharfsinn verbunden und geschlossen, aber theils rächten sich gleich im Anfang gebliebene Lücken über den Thatbestand, theils stand die Schwierigkeit der Sache selbst

und die Mangelhaftigkeit der Wissenschaft im Wege. Immer aber blieb der Vorwurf gegen Georgi bestehen, daß er am 23. Februar den verwundeten Weidig Stunden lang ohne Aufsicht im Blute hatte liegen lassen! Es war dieses, selbst abgesehen von dem Beweise der dadurch entstandenen Nachtheile, nicht blos eine moralische, sondern auch eine juristische Schuld. Hierauf aber, als den wichtigsten Theil der gegen Georgi erhobenen Anklage, sowie auf die räthselhaften, kaum verharschten Verwundungen auf Weidig's Hüfte, werde ich später noch einmal zurück zu kommen Anlaß finden.

Am 25. Februar, früh Morgens 6 Uhr, wurde Weidig's Leiche auf anständigem Leichenwagen, aber ohne Kondukt, und in Begleitung einiger Polizeiofficianten, dem neuen Friedhofe in Darmstadt zugeführt. In der langen Sargreihe, wie der Tag sie bringt, fand auch der seinige eine Stelle. Sein Tod hatte allgemeine lebhafte Theilnahme erregt; aber auch gemeine, heftig schmähende Stimmen wurden bei dieser Gelegenheit laut; Stimmen, welche das Zischen der Schlange und der leichenhungrigen Hyäne auch noch über Gräbern hören lassen. Der von Weidig's Schwager, dem Hofgerichtsadvokaten Reh in Darmstadt, ausgesprochenen Meinung, Weidig habe sich selbst entleibt „in Folge eines Wahnsinns, der als Krankheit vernachlässigt oder durch unerträgliche Qualen plötzlich hervorgerufen worden sei," setzte die halbamtliche Hessische Zeitung ein Lob der Gerichtshöfe des Großherzogthums Hessen und ein Rühmen der humanen Behandlung besonders der politischen Gefangenen entgegen. (Von dieser humanen Behandlung wurden vorhin Proben angeführt.) Ein Artikel aus Wetzlar (zuerst in der Preußischen Staatszeitung) bezeichnete stark mehrere Verbrechen, welche Weidig wirklich begangen habe, und hoffte dabei, seine Bemerkungen würden den verständigen Leser weit vom Wahne fern halten, „daß es das Gefühl seiner Unschuld gewesen, was den Pfarrer Weidig zum Selbstmorde getrieben habe." Eine alberne Wendung!

Welche fürchterliche Angst auf demjenigen ruht, der wegen Hochverraths in einer Kriminaluntersuchung sich befindet, schilderte schon Silvio Pellico in seinen „Gefängnissen.“ Hauptsächlich mit Rücksicht auf die Pflichten gegen Andere. Und solche Pflichten suchte gewiß auch Weidig zu wahren. Vielleicht um so mehr, als Andere ihm gegenüber es sich ziemlich leicht damit machten. An einer andern Stelle seines Buches sprach Silvio Pellico davon, daß er nur mit Mühe die Gedanken an Selbstmord von sich habe abwehren können. Um nichts zu gestehen, und Dritten nicht zu schaden, biß sich die Griechin Leäna die Zunge ab. Wie, wenn Weidig — und dieser Ansicht hing ich eine Zeit lang an — aus demselben Grunde die Flasche zertrümmert und ihre Scherben nach Armen und Hals geführt hätte? Solche Möglichkeiten setzen die Frage selbst von juristischer Schuld oder Unschuld ganz bei Seite. Die Selbstmordfrage ist überhaupt eine eigene und aus Napoleon's und Friedrich's des Großen Lebensgeschichte erhellt, daß Beide aus weit weniger muthvollen Motiven (wenn jene Möglichkeiten gegründet wären) als Weidig Selbstmord wirklich versucht oder die Mittel dazu vorgesehen hatten. Das gewählte Mittel war gewiß hier kein solches, welches dem feigen Selbstmorde zu dienen pflegt; es anzuwenden bedurfte es Muth und Ausdauer. Es lieferte, wie die Aerzte bei der Sektion sich ausdrückten, „den stringentesten Beweis, daß Weidig jeden Anhaltspunkt an's Leben aufgegeben haben mußte.“ Ich habe hierbei über die krankhaften Zustände Weidig's während seiner Haft im Ganzen etwas nachzuholen. Schon im September 1835 klagte Weidig über solche und der Arzt gab zu, daß Weidig nicht völlig gesund sei. Dann konnte der Arzt wieder keine Krankheitserscheinung wahrnehmen. Unterdessen traten Strafen bei Weidig ein, er klagte abermals über Krankheit und der Arzt fand Fiebererregungen bei demselben. Am 17. Oktober 1835 erklärte Weidig, die völlige Geisteszerrüttung sei bei ihm auf dem Wege, und er-

zählte von Visionen, welche er die Nacht gehabt hatte. So setzte es sich fort. Der Arzt konnte keine Geistes-zerrüttung bei Weidig entdecken; inzwischen gab es wieder eine fürchterliche Scene, wobei Weidig über nächtliche Erscheinungen und arge Kopfschmerzen klagte. („Ich bin die Nacht von einer Tarantel gestochen worden. Ach mein Hirn, was schmerzt mich mein Hirn.") Der Arzt hielt die Wahnsinnsäusserungen Weidig's für Verstellung, bemerkte aber doch dabei, die wissenschaftlichen Gründe für diese seine Ueberzeugung seien „noch nicht so entschieden," daß er schon jetzt ein positives Urtheil fällen möge, und gelangte auch in einem späteren, darüber ausgestellten Gutachten zu keinem bestimmten Ergebnisse. Neue Klagen Weidig's über nächtliche Visionen (Farrenschwanzhiebe, Tod seiner Gattin, Tod seines Bruders, eigner Tod u. s. w.) sowie über beständigen Kopfschmerz an der Stirne. Einige Monate später besserte sich dieser Zustand. Dazwischen fuhren aber dann wieder wie aufstörende Blitze die Kettenstrafen, die Androhung körperlicher Züchtigung, und Weidig konnte zu keinem, ein besseres Befinden anbahnenden Zustand gelangen. Noch immer klagte er von Zeit zu Zeit über Unwohlsein. So noch am 19. Oktober 1836, beim letzten Gespräch mit seinem Arzte, was also beinahe vier Monate vor Weidig's Tode Statt hatte! — Aus den erörterten physiologischen Ursachen bin ich für die Annahme dieses gestörten Seelenzustandes.

Schade, daß Weidig nicht Dinte und Papier zu Dienste standen, über seine Motive sich ausführlicher zu äußern! Schrift mit Blut, wo der Finger die Feder, eine Kalkwand das Papier und die Dämmerung eines düstern Februarmorgens die Leuchte ist, kann nur kurz sich fassen. — Weil ihm „der Feind" jede Vertheidigung versage, wähle er einen schimpflichen Tod aus freien Stücken. Wen Weidig hier unter dem „Feind" gemeint, kann kaum zweifelhaft sein. Ein dem Interesse Weidig's abgeneigter Zeitungsartikel bezog jenen Ausdruck selbst auf Weidig's Inquirenten

(Georgi) und bezüchtigte daraufhin Weidig, mit einer Lüge aus der Welt gegangen zu sein. — Ueber den objektiven Werth jener Behauptung läßt sich nicht genügend urtheilen; denn die Gesetzgebung, wie sie jetzt noch besteht, gibt leider dem Untersuchungsrichter so viel Gewalt, daß kaum ein „Feind" sie ungünstiger erfinden könnte. Und von der Erfindung zur Anwendung ist dann nur ein Schritt, den zu messen und namentlich in seinem moralischen Werthe zu wägen, kaum möglich. Daß aber Weidig subjektiv von der Richtigkeit dessen, was er sterbend schrieb, überzeugt war, wird man nicht bezweifeln können. Ja dieses gilt selbst dann noch, wenn man, wie jetzt auch von mir geschieht, annimmt, daß Weidig bei der Fassung seines Entschlusses nicht blos momentan, sondern durch einen längeren Verlauf bedingt, geistig krank war. Denn auch dem geistig Kranken und namentlich dem, welcher in Folge seiner geistigen Krankheit etwas thut, was mit den Regeln der Vernunft nicht übereinstimmt, kann doch in Bezug auf die Thatsachen, welche jenes Thun bedingen, die klarste Einsicht und die genügendste subjektive Ueberzeugung zu Gebote stehen.

Gewiß, ehe Weidig, der religiöse Mann, der zärtliche Gatte und Vater, jenen Entschluß gefaßt und ihn mit so eiserner Festigkeit ausgeführt, mußten die größten Seelenleiden — mitbedingt durch körperliche Zustände — ihn gebeugt haben. Jene Seelenleiden aber blos dem Stande der Untersuchung zuzuschreiben, würde ebenso sehr die nun einmal in Weidig lebende Ueberzeugung, er habe recht gethan, als seine sonst gesunde Urtheilskraft verkennen heißen; denn Weidig war zwar sehr gravirt, aber gerade hinsichtlich seiner Betheiligung beim Frankfurter Attentat hatte die Untersuchung (wie sich unten noch deutlicher zeigen wird,) sich günstiger für ihn herausgestellt, als wohl Manche erwarten mochten.

Ueberhaupt ist nicht zu verkennen, daß Weidig bei aller Ueberzeugungsmäßigkeit und Rücksichtslosigkeit, selbst bei aller bisweiligen eisernen Starrheit und einseitigen

Befangenheit seiner männlichen Seele, milden, billigen Ansichten oder doch Entschlüssen im Einzelnen gern sich zuneigte. Hätte Weidig zur Zeit der ersten französischen Revolution gelebt und im Nationalkonvent als Mitglied gesessen, so wäre er dem Loose der Girondisten schwerlich entgangen. Sein Charakter, der so viel Antikes hatte, würde dann doch den Einflüssen der Neuzeit, des Christenthums und eines natürlichen guten und weichen Herzens sich nicht haben entziehen können.

In Butzbach, dem Geburts- und früheren Wohnorte Weidig's, war die Nachricht vom Tode des geliebten Lehrers und Freundes alsbald bekannt; überall erscholl deßhalb Jammer. Zwei Männer, ein älterer und ein jüngerer, ehemalige Schüler Weidig's, machten sich nach dem sechzehn Stunden entfernten Darmstadt auf, um seiner Bestattung beizuwohnen. Als die Männer ankamen, war Weidig schon begraben. Da weinten die Männer wie Kinder. Den gleichen Eindruck machte die Trauerbotschaft in Obergleen. Weidig's Gattin hatte hier gehört, ihr Mann sei krank und in Folge dieser Nachricht zur Reise nach Darmstadt sich aufgemacht. Unterwegs sagte man ihr, er sei todt. Ueberall fand sie viel Theilnahme. Die Todesart verheimlichte man ihr. Doch hatte sie eine bestimmte Ahnung, vielleicht eine halbe Kenntniß, daß etwas Außerordentliches dabei vorgegangen. Dafür, daß sie durch die ausgebliebene Summe aus der Gothaer Lebensversicherungsbank nicht damit bekannt würde (diese wurde nämlich im vorliegenden Fall statutenmäßig nicht bezahlt,) sorgten Freunde, welche sie zusammenlegten.

Sie miethete sich bald darauf in Hungen, dem Wohnorte eines Bruders, ein und lebte da der Erziehung ihrer beiden Kinder. Die Herausgabe von ihres Mannes „Reliquien," einer Sammlung von Gedichten und Predigten, welche zu ihrem Besten und unter meiner Leitung bei H. Hoff in Mannheim (1838) erschienen, beschäftigte sie sehr; ebenso, daß sie die hinterlassenen Effekten und Gedichte ihres Mannes erhalte. Erstere

erhielt sie endlich, nachdem sie wegen der Kosten, welche das Reinigen von ihres Mannes Gefängnißzimmer gemacht, Kaution gestellt hatte; die letzteren erhielt sie nicht. Vielmehr erklärte das Gießener Hofgericht im Frühjahr 1839 in einem Dekrete: gerichtlich finde die Abgabe jener Skripturen kein Bedenken, aber die wirkliche Abgabe hänge von oberen polizeilichen Rücksichten und der Entschließung der höchsten Staatsbehörde ab. Zu jenen nicht abgegebenen Skripturen gehörten auch mehrere Briefe und eine Bibel, welche Weidig von Obergleen mit in's Gefängniß genommen hatte. Wie es hieß, hatte Weidig mit Fensterblei Manches in dieselbe hineingeschrieben. Um ihrem heranwachsenden Sohne eine bessere Erziehung geben zu können, zog Weidig's Wittwe zu Anfang Mais 1839 nach Gießen. Der Empfang der Effekten ihres Mannes hatte sie sehr angegriffen. Sie war an sich schwächlich, bisher schon manchmal kränkelnd, und so entwickelte sich ihr Zustand zum Nervenfieber. In ihrem Phantasiren sah sie ihren Mann im Kerker, in Ketten. Endlich nach dreiwöchiger Dauer ihrer Krankheit, am 28. Juni 1839 erlöste sie der Tod. Von ihren hinterlassenen beiden Kindern nahm das älteste, den Sohn, ein Oheim, der Kabinetsrath Hofmann in Braunfels bei Wetzlar, das jüngste ein Mädchen, ebenfalls ein Oheim, der Revierförster Weidig in Homberg an der Ohm, zu sich.

Bald nach Weidig's Tode erhielt Georgi von der Frankfurter Central-Untersuchungs-Kommission ein Belobungsschreiben, mit besonderer Rücksicht auf die öffentlichen Angriffe, die durch diesen Tod gegen ihn hervorgerufen wurden. Später, am 13. März 1838, wurde Georgi — das Ritterkreuz erster Klasse des Großh. Hessischen Ludwigsordens verliehen!! Um dieselbe Zeit hatte man Weidig ein anderes Kreuz verweigert, ein eisernes Todtenkreuz nämlich, welches die Verwandten in der Sayner Eisenhütte hatten gießen lassen und nun auf seinem Grabe aufgestellt werden sollte.

Die Kirchhofskommission, als Ueberin der Kirchhofscensur, duldete die vier letzten Zeilen der Inschrift auf dem Kreuze nicht und die Erlaubniß, das Letztere über des Bruders, des Schwagers Reste setzen zu lassen mußte die Familie mit der Entfernung der beanstandeten Stelle erkaufen. Eisenkitt wurde über sie hingezogen.

Im bisherigen Verlaufe dieses Aufsatzes ist nur wenig von den gegen Weidig erhobenen politischen Anschuldigungen die Rede gewesen. Um einige Mittheilungen darüber einzuleiten, muß ich etwas in der Zeit zurückgehen.

Es ist bekannt, wie die Zustände Europas und zunächst Deutschlands seit dem Jahre 1831 sich gestalteten. „Das Volk," wie ich mich an einem andern Orte ausgedrückt habe, „oder die Volkspartei nahm mehr in Anspruch, als der Thron geben wollte; das Volk berief sich auf das Recht und die Vernunft, der Thron auf das Recht und die Macht. Dieses Thema verhandelte man damals in Europa. Volksrecht und Thronrecht wurde ein Proceß, worin Bücher über und unter zwanzig Bogen, ständische Adressen, Volksversammlungen und öffentliche Gastmahle, sodann Bundestagsbeschlüsse und Regierungsakten die Anhaltepunkte bildeten. Warschau war unterdessen gefallen; die Julíregierung in Frankreich hatte sich von den Principien, welche sie geschaffen, getrennt; überall Untergang der Volkspartei in ihren kühnsten oder keckſten Vorfechtern. Die Macht siegte. Das Gesetz stand ihr bereits fertig zur Hand, oder sie konnte es veranlassen."

Unter jenen Bundestagsbeschlüssen waren die wichtigsten, in alle öffentliche Verhältnisse einschneidendsten und, indem sie alle Hoffnungen der Vaterlandsfreunde, auf gesetzlicher Bahn die Freiheit sich entwickeln zu sehen, niederschlugen, zugleich zu Gedanken der Gewalt hinleitenden, die Beschlüsse vom 28. Juni 1832. Manche blieben nicht bei den Gedanken stehen, sondern machten wirkliche Vorbereitungen. Man suchte die Gleichgesinnten auf, man besprach sich in größeren und kleineren Kreisen,

was zu thun sei. Die drei Hessen, die freie Stadt Frankfurt und das Königreich Würtemberg waren in dieser Beziehung besonders aufgeregt.

So kam auch Weidig noch im Sommer 1832 in Verbindung mit Unzufriedenen. Die „aktenmäßige Darstellung der im Großherzogthum Hessen in den Jahren 1832 bis 1835 stattgehabten hochverrätherischen und sonstigen damit in Verbindung stehenden verbrecherischen Unternehmungen“ (Darmstadt, 1839), obgleich officiell, doch schon nach dem Vorworte deutlich als Parteischrift erschienen, spricht von Zusammenkünften zu Großenlinden und Langgöns unweit Gießen, wobei auch Weidig gewesen und wobei ein Theilnehmer die Absicht ausgesprochen: Preßfreiheit, allgemeines Petitionsrecht, auch mittelst Volksversammlung, Bürger-Bewaffnung, landständische Repräsentation in allen Bundesstaaten und eine mehr demokratische Organisation des deutschen Bundes, sowie größere Einheit zwischen den deutschen Bundesstaaten (also Alles, was jetzt sogar das Programm der deutschen Regierungen geworden ist) in Folge eines nahen allgemeinen Krieges mit Gewalt zu erlangen. Zusammenkünfte Weidig's mit Friedrich Breidenstein von Homburg und den Doktoren Gärth, v. Rauschenplat und Jucho folgten. Die Frankfurter knüpften mit den Würtembergern an. Koseritz wirkte hier auf das Militär ein; Buchhändler Frankh behandelte vorzugsweise die Angelegenheiten nach Außen. So kam er auch, im Januar 1833, zu Weidig nach Butzbach. Die „Aktenmäßige Darstellung,“ indem sie dies erwähnte und von da das ernstlichste Angelegensein Weidig's, „im Einverständnisse mit den Frankfurtern für das Revolutionsprojekt in seinem Kreise zu wirken,“ datirte, konnte dabei nicht umhin, Weidig die Anerkennung zu widmen, welche das zweite Motto dieses Aufsatzes ausmacht. Freilich verknüpfte sie mit dieser Anerkennung und der weiteren, daß Weidig bei diesen Eigenschaften dem Staate Dienste zu leisten im Stande gewesen wäre, die tadelnde Einschränkung: „wenn er

nicht frühzeitig schon einen unbezwinglichen Hang zu politischer Thätigkeit gezeigt und sich für berufen gehalten hätte, zur Verwirklichung von politischen Wünschen und Hoffnungen nach Kräften beizutragen.“ Nun, es ist dies noch nicht das Unsinnigste, was aus dem übel angewandten Satze: „Alles für das Volk, aber nichts durch das Volk,“ abgeleitet worden, um blos die Minister und Ministerialräthe zu Berufenen zu stempeln und diesen das Privileg politischen Handels zu sichern!

Die „Aktenmäßige Darstellung,“ indem sie zugab, daß Weidig ursprünglich sich nur innerhalb der Gränzen des Gesetzes bewegte, fügte doch dem an, daß er „späterhin unzweifelhaft viel weiter ging, indem er namentlich kein Mittel verschmähte, zum Ziele zu gelangen.“ Gleichzeitig modificirte jedoch die „Aktenmäßige Darstellung“ dieses wieder, indem sie sagte: „Den Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel! brachte Weidig, obgleich er ihn sonst als irreligiös verdammte, doch zur Erreichung seiner politischen Zwecke in vollem Umfange zur Anwendung.“ Dann aber erwähnte sie, — nach Anleitung der Aussagen von Mitangeschuldigten, „deren Angaben durch so manche Erscheinungen, welche diese Untersuchung dargeboten hat, unterstützt werden,“ — der angeblichen Lehre Weidig's, daß ein falscher Eidschwur in politischen Prozessen erlaubt sei, indem er den Satz aufgestellt haben solle, „daß der dermalige (1832) öffentliche Rechtszustand überhaupt ein unrechtmäßiger sei, daß man daher der bestehenden Obrigkeit auch keinen Gehorsam schuldig und die Wahrheit zu sagen nicht verbunden sei, wenn das Interesse und die Wirksamkeit der Volksfreunde dadurch gefährdet werden könnte, in welchem Falle ein falscher Eid als ein Akt der Nothwehr erscheine, — und ein gezwungener Eid thue Gott leid.“

Die Schrift: „Der Tod des Pfarrers Dr. Friedrich Ludwig Weidig,“ indem sie von diesen Aeußerungen der „Aktenmäßigen Darstellung“ und ähnlichen der

„Darlegung der Hauptresultate u. s. w." (Frankfurt a. M.), Notiz nahm, würdigte zunächst den geringen Werth von Bruchstücken aus den Verhörsprotokollen einer geheimen Justiz. Insbesondere gelte dies von Theorien und Lehren, die ein anderer Angeklagter vorgetragen haben solle. „Allein selbst, wenn man annähme," fuhr die gedachte Schrift fort, „daß Weidig unter Umständen im geheimen politischen Prozesse sogar den Meineid als einen Akt der Nothwehr betrachtet hätte, was würde sich daraus schließen lassen? Es würde damit auf einen, das innerste Leben zerreißenden Zwiespalt zwischen Volk und Staat hingewiesen, wenn Männer wie Weidig, die sich mit der ganzen Kraft ihres Daseins dem Wohle des Vaterlandes weihten, bis zu dem Glauben gelangen könnten, daß dem Staate gegenüber, um des endlichen Siegs der Wahrheit willen, selbst die Unwahrheit nicht blos erlaubt, sondern geboten sei. Und läge nicht gerade darin die schwerste Anklage gegen eure Censur und geheime Justiz, welche die Mutter der Lügen sind?" Nachdem dann die Schrift bemerkt, daß man das Dasein eines solchen sittlichen Zwiespalts beklagen, dieser sich aber doch nur als die unvermeidliche Folge jenes dauernden politischen Kampfes, worin sich die herrschende Partei des schlechtesten Mittels für schlechte Zwecke bedient, darstellen würde, kam sie zu schlagenden praktischen Belegen aus den letzten Jahrzehnten, daß der Grundsatz, der Zweck heilige die Mittel, nirgends mehr einheimisch sei, als im Schooße der hohen Diplomatie und der offiziellen Politik. Und doch könnte sich ein Gewalthaber nie und nimmer auf ein Recht der geistigen Nothwehr berufen, wie die Vorkämpfer der schwächeren und niedergehaltenen Parteien. Nicht das Volk sei Schuld daran, daß Politik und Moral sich getrennt und sich entfremdet haben.

Die Schrift führte dann einen Zug aus dem Leben Weidig's an, den die „aktenmäßige Darstellung," sonst so sorgfältig in der Zusammenstellung der Aussagen von Angeklagten, woraus sich ein Vorwurf gegen Weidig

ableiten ließ, mit Stillschweigen übergangen hatte. Darnach hatte Weidig als Pfarrer in Obergleen einer mit einem Juden processirenden Christin den Eid zu erklären. Sie war erbötig, denselben abzuleisten. Weidig aber glaubte, sie könne dies nicht mit guten Gewissen thun und statt sie den Eid schwören zu lassen, befriedigte er selbst den Gläubiger aus seinen eigenen knappen Mitteln. „Wahrlich," fügte die Schrift in Anwendung auf diesen Zug hinzu, „solche Sünder, wie Weidig war, wird Gott segnen und das Gottesurtheil der deutschen Nation wird in ihm Einen ihrer Besten erkennen. Und wären gleich die Vorwürfe, die seine Gegner ihm machen, zehnmal mehr; und wären sie so gegründet als sie grundlos sind: ihm müßte viel vergeben werden, denn er hat viel geliebt!"

Nach dieser nothwendigen Abschweifung (denn die auf Weidig gerichteten Angriffe seiner politischen Gegner drehten sich meist um die angeblich von ihm vertheidigte, sogenannte „Meineidstheorie") wieder zu den politischen Anschuldigungen! — Weidig hatte, nach der Aktenmäßigen Darstellung, noch mehreren dem Frankfurter Attentate vorausgegangenen, dasselbe vorberathenden Versammlungen in Person beigewohnt, um die, vier Wochen vorher stattgehabte hochverrätherische Zusammenkunft in Großgartach (Königreichs Würtemberg) gewußt und den Apotheker Trapp aus Friedberg dorthin geschickt. Nach Flick's Aussagen, welche Glauben verdienen, wollte Weidig nebst Trapp auf einen unbedingten und gänzlichen Sturz der deutschen Regierungen nicht eingehen, vielmehr dem deutschen Volke überlassen haben, wozu es sich nach bewirktem Aufstande in Bezug auf seine Regierungsform entschließen wolle. Bei einer späteren Zusammenkunft hielt Weidig, nach Flick, die Realisirung des Aufruhrprojektes für unmöglich und rieth zu dessen Aufgeben. Darüber hätte ihn Dr. Gärth und „der Andere" (wahrscheinlich Dr. Neuhof) heftig angegangen und an ihn die Forderung gestellt, auch in Butzbach zu einem gleichzeitigen Aufstande (die Zeit sollte

noch näher bestimmt werden) Anstalten zu treffen, was aber Weidig verweigert hätte. Namentlich habe Weidig bemerkt: Man solle keine Veranlassung zu unnöthigem Blutvergießen geben, das Volk sei durchaus nicht für den Aufstand, in der Sache selbst aber würden eher Rückschritte herbeigeführt werden. Jene dagegen hätten durchaus nicht von ihrem Vorhaben abgehen wollen und sich von Weidig „in einer Art Mißbehagen" getrennt. Auch späterhin — ungefähr gegen Ende Februars 1833 — sei Weidig nicht für's Aufruhrprojekt gewesen, wenigstens sehr schwankend. Indessen läßt sich auf die Aussagen anderer Mitangeschuldigten hin doch kaum verkennen, daß Weidig im März 1833 wieder entschiedenere Hoffnungen auf das Gelingen eines Aufstandes setzte und in diesem Sinn nach verschiedenen Punkten hin förderte und einleitete. Weidig selbst behauptete im Lauf der Untersuchung, drei Tage vorm Ausbruche des Attentates nochmals nach Frankfurt gereist zu sein, um von dem „unsinnigen Vorhaben" abzumahnen. Zugleich stammt aus der nämlichen Zeit ein Gerücht, wonach einer der Frankfurter Verschwörer geäußert habe: Es sei von Weidig Anzeige des Vorhabens zu fürchten und man müsse ihn deßhalb umbringen.

Hiermit schließt sich Weidig's Thätigkeit bis zum Frankfurter Attentate ab. Nach demselben begann die Periode ohne Censur, also heimlich gedruckter Flugschriften. Es war früher schon von einigen, welche Weidig und Flick verfaßt, die Rede. Sie waren „aufreizend," aber nicht revolutionär. Anders eine im Jahr 1834 erschienene und verbreitete Flugschrift: der „Hessische Landbote." Diese, erklärt zum Umsturze auffordernd, rührte vom nachherigen Verfasser des Todes Danton's, Student Georg Büchner, her. Weidig, dem man sie nach Butzbach gebracht, billigte die Schrift nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, vielmehr nahm er manche Aenderungen daran vor, welche den Beifall Georg Büchner's keineswegs hatten. Gewiß aber sind diese Milderungen Weidig in einer Zeit doppelt anzuschlagen,

wo durch die von der Regierung beabsichtigte und durchgesetzte Versetzung Weidig's nach Obergleen sein Gefühl auf's Unsäglichste aufgeregt war.

Die noch spätere politische Thätigkeit Weidig's faßte sich in eine Betheiligung bei einer Zusammenkunft auf der Badenburg bei Gießen, neue Druckblätter und die Mitbestrebung um eine eigene Presse zusammen.

Nach allem diesem kann keinem gegründeten Zweifel unterliegen, daß Weidig — besonders mit Rücksicht auf die Pflicht der Anzeige des Hochverrathes — allem Anscheine nach gegen das formelle Gesetz seines Landes sich vergangen hatte. Aber ebenso würde ein billiger menschlicher Richter und jeder vernünftige Mensch nicht übersehen haben, wie er nur nach und nach, bestimmt durch die stets ungünstiger werdenden öffentlichen Verhältnisse seines ihm über Allem stehenden deutschen Vaterlandes, widerwillig sich zu der von ihm eingeschlagenen Handlungsweise entschloß. Ja eine Jury, deren Bestimmung die stete Versöhnung des todten Buchstabens mit dem wahrhaft lebendigen und menschlichen Rechte bleibt und unter der Voraussetzung, daß man eine Jury den unmittelbarsten Zeiteinflüssen, wie sie auf jede Art von Gericht einwirken, entziehen könnte, hätte schwerlich noch ein Vergehen entdeckt!

Auf die Schrift: „Der Tod des Pfarrers Dr. Friedrich Ludwig Weidig" hatte die Regierung des Großherzogthums Hessen in der Art geantwortet, daß sie sie — für eine Schmähschrift erklärte und eine Strafe von mehreren Thalern für ihre Verbreitung androhte. Doch kam sie viel in's Land, aber die Regierung konnte das Gegentheil davon annehmen. Sie konnte die Verbreitung der Schrift ignoriren. —

Anders war's mit einer kleinen Schrift: „die geheimen Inquisitions-Prozesse gegen Weidig und Jordan," welche Welcker (Karlsruhe, 1843) herausgab. Sie war mit badischer Censur erschienen und es war nicht

gut thunlich, ihr mit einem Verbote entgegen zu treten. Die Schrift war „zur neuen Unterstützung des Antrags auf öffentliches Anklageverfahren und Schwurgericht“ geschrieben, enthielt aber aus jenen Inquisitionsprozessen begründende Thatsachen und besonders den Weidig'schen Prozeß betreffend, Auszüge aus dem Buch des Dr. Wilh. Schulz (denn dieser war der Verfasser der Schrift: „Der Tod“ rc.)

Auch Georgi selbst konnte nicht mehr gut schweigen. Er schrieb eine „Erwiederung“ auf die Welcker'sche Schrift, im Wesentlichen die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen in Abrede stellend und voll Angriffen auf die Aerzte. Gegen den Vorwurf, keinen Wächter bei Weidig zurückgelassen zu haben, vertheidigte er sich durch die im Augenschein beruhende Annahme, daß die Selbstentleibung bereits vollendet gewesen sei, durch das lange Ausbleiben der beschickten Aerzte und die von ihm geschehene Uebertragung der Amtshandlung auf einen andern selbstständigen Richter. Zu behaupten, daß Weidig während seiner Haft geschlagen worden sei, erklärte Georgi in zwei Zeilen für „eine grobe Lüge.“ Nun war es auch für die Aerzte Zeit, zu sprechen. Sie thaten es in einer gemeinsam verfaßten Schrift: „Einige Worte zur Beurtheilung des Wahnsinns überhaupt und des Säufer-Wahnsinns insbesondere, in medicinisch-gerichtlicher Beziehung.“ Hauptsächlich über den von Georgi erlittenen Anfall des delirium tremens (30. Januar bis 7. Februar 1837) enthielt sie interessante Notizen. Die Schrift hatte eine Gegenantwort Georgi's in einem öffentlichen Blatt zur Folge, worin er die Aerzte der Fälschung von Thatsachen in einem von ihnen erstatteten offiziellen Berichte (in der Minnigerode'schen Angelegenheit) entschieden bezüchtigte. Die Aerzte aber, statt wegen Verläumdung gegen Georgi zu klagen (was das Geeignetere gewesen wäre, behaupteten mit Rücksicht auf seinen angeblichen Gesundheitszustand, daß er nicht zurechnungsfähig sei, und so blieb diese Angelegenheit auf sich beruhen.

Unterdessen wurde ein anderes großes Werk allmählich zur Oeffentlichkeit reif. Es war dies die „Aktenmäßige Darlegung des wegen Hochverraths eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens gegen Pfarrer Dr. Friedrich Ludwig Weidig, verfaßt von Dr. Friedrich Nöllner, großherzoglich hessischem Hofgerichtsrathe in Gießen.“ (Darmstadt, 1844.) das Werk, durch Schulz' und Welcker's Schriften hervorgerufen, zählte nicht weniger als 678 theilweise eng gedruckter, großer Octavseiten und 64 Seiten Anlagen. Bei Weitem der größte Theil dieses Werks handelte von Weidig: ein Umfang, dem hier zu folgen mir nur ganz entfernt möglich ist.

Das Werk, mit dem Motto: „Für Wahrheit und Recht“ an der Stirne, hatte auf die Eigenschaft der Unparteilichkeit Anspruch gemacht, und man muß gestehen, daß es, obgleich in seiner Tendenz für die Staatsregierung und gegen Weidig, doch aus der seinem Verfasser zu Gebote stehenden reichen Fundgrube von Akten zugleich sehr wichtiges Material gegen Georgi und die von ihm geführte Untersuchung brachte.

Nach Nöllner wurde Weidig in der letzten Untersuchung, also im Verlauf von einem Jahre und 10 Monaten, in der Hauptsache nur 32 mal verhört (das Letztemal nach den vorliegenden Protokollen am 9. September 1836, also über 5 Monate vor seinem Tode.) Seine Darstellung der Anklage gegen Weidig aber schloß Nöllner mit dem Anerkenntnisse, juristischer Beweis der gegen Weidig erhobenen Anklagen sei nur bei wenigen derselben geliefert: eine Verurtheilung Weidig's hätte also auf den Grund einer strengen Beweistheorie nicht erfolgen können. Sind also auch, wie Herr Nöllner angibt, die wichtigsten „Beweismittel“ erst nach Weidig's Tode entdeckt worden (neue oder ausgedehntere Aussagen von Mitangeschuldigten gehören niemals unter die Beweismittel) so ist doch jedenfalls hiernach gewiß, daß bis zu Weidig's Tode man in ihm zwar einen Angeschuldigten, aber weder einen Ueberführten,

noch einen Geständigen vor sich hatte: ein Umstand, welcher allein schon zur größten Rücksicht gegen Weidig hätte veranlassen sollen. Und nun dazu noch der Gebildete, der von Behörden, Schülern und Bekannten stets Gerühmte, der Mann exemplarischen Lebenswandels! Wenn solche Umstände nicht mehr die Gefangenschaft so mild als möglich zu machen befehlen, dann weiß ich überhaupt nicht mehr, warum für Gefangene, selbst wenn sie Kranke, wenn sie Sterbende wären, noch eine Milderung eintritt!

Die Aktenauszüge Nöllner's, welche „Weidig's Disciplinarvergehen und Beschwerden" betreffen, enthalten eine merkwürdige fortlaufende Geschichte von Weidig's wachsender Seelenkrankheit, welche auch von dem ihn behandelnden Arzte nicht gehörig erkannt worden zu sein scheint. Denn die Gegenannahme, daß alles Dieses auf Verstellung beruhte, ist zu künstlich, zu sehr auf die Spitze getrieben, zu (mit Rücksicht auf noch später Anzuführendes) unmöglich, um damit die Annahme zu beseitigen.

Der Abschnitt: „Weidig's Tod" führt auf theilweise schon bekannten Boden, außerdem zum Streit zwischen Georgi und Hofgerichtsassessor Weber, wann diesem die Erhebung des Thatbestandes u. s. w. vom Ersteren aufgetragen worden, und zu mehreren sehr wichtigen, vom Referenten (v. Lepel) und Korreferenten (v. Hombergk) beim Hofgericht erstatteten Vorträgen. In einem der von Hofgerichtsrath v. Lepel erstatteten Vorträge wurde das Benehmen des Gerichtsdieners Preuninger und des Untersuchungskommissärs Georgi am Morgen des unglücklichen 23. Februar 1837 einer scharfen, aber wohlbegründeten Kritik unterworfen. „Müsse man von einer solchen Unterstellung ausgehen," (daß Weidig erst nach 8 Uhr sich die gefährliche Halswunde beigebracht habe, u. s. w.) bemerkte der Referent, „so steigere sich seines Erachtens der Grad von Verschuldung (des Gerichtspersonals) zu einer Höhe, welche die Gränzen eines blos disciplinarischen

Vergehens überschreiten dürfte." Der Hofgerichts-Korreferent (auch Mitglied der Frankfurter Centraluntersuchungskommission) dagegen nahm sich Preuninger's und Georgi's an und das Hofgericht selbst trat durch Stimmenmehrheit seiner Ansicht bei, daß dem Hofgericht in Gießen blos die Kommissionsakten und nicht auch die Vorträge des Re- und Korreferenten mitzutheilen seien. Das Hofgericht in Gießen aber sprach als Antwort die Ueberzeugung aus, „daß bezüglich des fraglichen Gegenstandes von seiner Untersuchungskommission Alles geschehen sei, was man von derselben billigerweise verlangen konnte."

Der von Herrn Nöllner gefaßte und durch das Ministerium gebilligte und unterstützte Vorsatz, sein Werk zu schreiben, veranlaßte Diesen, in einer um mehr als sieben Jahre späteren Zeit, als die vorbemerkte (nämlich im April 1844), sich an die Aerzte, welche die Sektion der Leiche Weidig's geleitet hatten, zu wenden. Ihr wiederholtes Gutachten fiel dahin aus, daß die bei Weidig vorgefundenen Hals-, Arm- und Fußwunden lediglich von diesem selbst sich beigebracht worden seien. Ueber die Behauptung der medicinischen Fakultät in Zürich in ihrem Gutachten: die bereits früher erwähnten „kleinen, bereits vertrockneten Hautwunden an der äußeren Seite des rechten Oberschenkels" könne Weidig sich nicht wohl selbst beigebracht haben, sie seien ihm sehr wahrscheinlich von einem Andern, etwa mit einem Stocke beigebracht worden, befragte Nöllner ebenfalls die Aerzte. Dr. Graff bejahte, daß jene Verletzungen die Folge einer körperlichen Züchtigung sein könnten; erklärte, dies angenommen, das Vorhandensein der Verletzungen an der bezeichneten Stelle; bezeichnete als Zeit ihres Entstehens die letzten Tage vor Weidig's Tod; bemerkte, daß ebensogut ein Stock als ein Ochsenziemer das mögliche Instrument gewesen sein könne, und erklärte schließlich, daß Weidig sich selbst jene Verwundungen beigebracht habe, für rein unmöglich. Dr. Stegmayer, in den übrigen Theilen

seiner Antwort im Wesentlichen mit Dr. Graff übereinstimmend, stellte zwar im Allgemeinen eine Möglichkeit der letztbemerkten Art nicht in Abrede, erklärte aber ausdrücklich dabei, daß es ihm weder früher noch jetzt habe gelingen können, irgend Gründe der Wahrscheinlichkeit für eine oder die andere Art hier denkbarer Möglichkeiten aufzufinden. Eine siebente Frage: Ob sich nicht aus den ihm bekannten charakteristischen Eigenthümlichkeiten Weidig's Gründe ableiten ließen, daß sich derselbe nicht ohne Widerstand einer körperlichen Züchtigung unterworfen haben würde? bejahte Dr. Stegmayer unbedingt. Nöllner reihte dann an dieses einige Bemerkungen, welche gegen die Ausführung einer körperlichen Züchtigung vor Weidig's Tode sprechen sollten.

Ich beschränke mich auf diese Auszüge: Sie werden wenigstens einigermaßen die wesentlichsten Gegenstände der Untersuchung abrunden. — Von der Schlußschrift: „Geheime Inquisition, Censur und Kabinetsjustiz im verderblichen Bunde. Von Wilhelm Schulz und Karl Welcker" (Karlsruhe 1845) kann ich vollends nur den Titel anführen. Auch dieser Schrift folgte im Großherzogthum Hessen ein Verbot mit Strafandrohung.

Weidig's Wittwe war längst todt, als es — im Spätherbst 1844 — den Kuratoren der beiden hinterlassenen Kinder Weidig's gelang, die Gedichte Weidig's, welche er in seiner Haft niedergeschrieben, sein Untersuchungskommissär Georgi aber an Weidig's Gattin nicht abgelassen hatte, zu erhalten und im Jahre 1846 erfolgte, in Verbindung mit den schon früher in den „Reliquien" abgedruckten, ihre Veröffentlichung. Es waren ihrer 19. Drei davon: „Die Mainfahrt," „Siegfried's Schwert" und „Thusnelda's Klage," tragen die Jahrzahl 1834, sind aber während der Gefangenschaft Weidig's erst verfaßt oder doch erst aufgezeichnet worden.

Auch in ihnen spiegelt sich, wie in den früheren,

Gottes-, Vaterlands-, Freiheits- und Familienliebe im seltensten Vereine. Sie sind die Lieder eines seltenen Vogels, der zwischen Eisenstäbe oder Gefängnißmauern sich sein Nest gebaut.

Bei manchen jener Gedichte hat man, selbst vom Standpunkte des ängstlichsten Inquirenten-Censors aus, gar keine Ahnung, warum Georgi sie nicht an Frau Weidig verabfolgte. Es ist nichts Anstößiges, nichts Verfängliches drin. Und so sind sie zugleich ein praktischer Beitrag dazu, wie man in der Untersuchungssache des unglücklichen Weidig eine geistige Aushungerungsmethode zur Anwendung gebracht hat, welche allein schon wahnsinnig machen konnte.

Auch vier Briefe Weidig's an seine Gattin und ein Brief von Weidig's Gattin an Denselben kamen bei jener Gelegenheit zum Vorschein. Das Hofgericht in Gießen, indem es dieselbe aushändigte, bemerkte, daß ein noch vorhandener Brief vom 24. Juli 1836 sich nicht auffinden lasse. Die Kuratoren kamen abermals um denselben ein, jedoch bis jetzt nicht mit dem gewünschten Erfolge.

Es wäre die Pflicht der zweiten Kammer des Großherzogthums Hessen gewesen, namentlich mit Rücksicht auf die halbofficiellen Mittheilungen der Nöllner'schen Schrift, auf weitere Erhebung der Weidig-Georgi'schen Angelegenheit bei der Regierung zu dringen. Aber sie unterließ es, dieser Pflicht nachzukommen. Vielmehr beschränkten sich vier Mitglieder derselben auf den außerdem unpassenden und ungeschickt eingeleiteten Versuch, den als Landtagsabgeordneten in der zweiten Kammer sitzenden Hofgerichtsrath Georgi durch ein an den Präsidenten der Kammer gerichtetes Schreiben persönlich aus derselben zu entfernen. Der Präsident lehnte jedoch die bezügige Vermittelung ab und Georgi, der von dem Schritte gehört, trat offensiv in der Kammer dagegen auf. Die Urheber des Schreibens schwiegen und auch später, als bei verschiedenen Gelegenheiten der nothwendigen Besserung in dem Kriminalverfahren des Großherzogthums

Erwähnung geschah, wagte kein Abgeordneter des Namens Weidig und der gegen ihn geführten Untersuchung Erwähnung zu thun.

H. Gagern's Ausfall auf Georgi in seiner Schrift: „Rechtliche Erörterung u. s. w." (Worms, 1847) und was sich daran in- und außerhalb der zweiten Kammer knüpfte, ist bekannt, und, in Folge der großen Ereignisse, die seit der Zeit unser Europa durchwühlten, fast vergessen.

Neue landständische Wahlen brachten Georgi aus der zweiten Kammer. Aber dafür ertönte sein Name am 11. März 1848 abermals in derselben. Der Abgeordnete Zitz beantragte: „daß gegen Georgi die Untersuchung verhängt werde, ob er die politisch angeklagten hessischen Bürger, während er mit der Inquisition beauftragt war, empörend und grausam behandeln ließ, und ob er zur Zeit, wo er vom Säuferwahnsinn befallen war, Amtsverrichtungen vorgenommen hat, damit ihn demnächst die gesetzliche Strafe seiner etwa nachgewiesenen verbrecherischen Handlungen treffe." Bis jetzt ist indessen noch nicht über den Antrag berichtet.

Aber auch direkter wandte sich nach dem 6. März 1848 die öffentliche Aufmerksamkeit Weidig wieder zu. Einige schlichte Bürger Darmstadts faßten den Entschluß, Weidig's Grabkreuz von dem seine Inschrift theilweise verklebenden Eisenkitte zu befreien und überhaupt dasselbe neu herzustellen. Eine in der Angelegenheit abgehaltene Versammlung schloß sich diesen Absichten an. Da Weidig's Grab in der Reihe der Tag für Tag Beerdigten sich befindet (kein Erbbegräbniß ist), und somit in 19 Jahren dessen Umgrabung bevorsteht, so bat man den Ortsvorstand der Stadt Darmstadt, das Grab auf ewige Zeiten für seine gegenwärtige Bestimmung wo möglich unentgeldlich zu bewilligen. Der Ortsvorstand entsprach einstimmig diesem Gesuche. Ein Comité wurde gewählt, welches die Sammlung von Beiträgen für Herrichtung des Denkmales und eine Weidig's-Stiftung einleitete. Als solche Stiftung wurden Schul-

prämien an den beiden Orten seiner amtlichen Wirksamkeit, in Butzbach und in Obergleen, bestimmt. Sie sollten aus je drei deutschen Büchern (man dachte besonders dabei an Geschichtsbücher) bestehen, den Namen Weidig's-Prämie führen und vorn mit eingehefteter, auf Weidig bezüglicher Inschrift versehen sein. Freie schriftliche Wahl der Schüler, im Beisein des Schulvorstandes vorgenommen, sollte über Diejenigen entscheiden, welche sie erhielten. Als Zeit der Vertheilung ward der Herbst jedes Jahres vorgesehen. — Aber außerdem nahm man Bedacht, daß neben den Beiträgen für ein- und allemal auch jährliche Beiträge angenommen und daß die aus den Zinsen hiervon sich ergebenden Ueberschüsse zu einem, demnächst noch in einer Generalversammlung festzustellenden, der Gesinnung Weidig's entsprechenden, humanen oder politischen Zwecke verwendet würden.

Außer dem Abschluß dieser verschiedenen Gegenstände vereinigte man sich in der am 16. September 1848 in Darmstadt abgehaltenen Generalversammlung auch zu einer Vorstellung an das Ministerium der Justiz, welche mit der Bitte schloß: „über die Behandlung der in den Jahren 1835 bis 1838 in Darmstadt verhaftet gewesenen politischen Gefangenen und besonders über die Behandlung und den Tod des Pfarrers Weidig eine unparteiische Untersuchung herbeizuführen."

Am 17. September 1848 erfolgte die Einweihung des Denkmales auf dem Friedhofe bei Darmstadt. Die in Darmstadt wohnenden Mitglieder des für fünf Jahre gewählten Ausschusses hatten als bestimmtes Festcomité an die Brüder und Schwäger Weidig's Einladungen hierzu erlassen und mehrere waren dieser Einladung gefolgt. Dabei ging dann noch öffentliche allgemeine Einladung an Alle, welche sich beim Zuge nach dem Friedhofe betheiligen wollten.

Um zwei Uhr Mittags, während die Glocken zum Gottesdienste in die nahe Kirche läuteten, begann der Zug vom Rathhause aus. Voran eine starke Abtheilung Turner, dann die anwesenden Verwandten Weidig's,

die Mitglieder des Ausschusses aus Darmstadt, Butzbach und Obergleen, hierauf viele Bewohner Darmstadts und Butzbachs, und zuletzt wieder eine Abtheilung Turner. Der Zug, anfänglich vielleicht 200 stark, hatte sich durch bald Hinzugetretene gewiß auf 600 vermehrt. Und daneben flutheten dann noch Tausende von Menschen, bei dem mildesten, sonnigsten Herbstwetter, dem Friedhofe zu.

Das eiserne Kreuz, was Weidig's Verwandte Diesem auf das Grab hatten setzen lassen wollen, hatte die goldene Inschrift enthalten:

Dr. Friedrich Weidig,
Pfarrer zu Obergleen,
gestorben den 23. Februar 1837.

Du starbst nach langer Kerkerhaft
Als heil'ger Streiter,
Dein freier Geist sucht in gestirnter Höh'
Des Lichtes Urquell.

Die vier letzten Zeilen dieser Inschrift glänzten nun ebenfalls wieder in deutlichem Goldscheine und der vom Ausschuß angeschaffte Stein, auf welchen das Kreuz gesetzt war, enthielt das Nachstehende:

Die Inschrift dieses Kreuzes, theilweise
zehn Jahre lang auf Befehl der Behörde
durch Eisenkitt verdeckt, wurde im Juni
1848 der Anschauung wiedergegeben und
dieses Denkmal erneuert und vervollständigt
durch Weidig's Freunde und Verehrer.

Auf der Rückseite des Steines befand sich die letzte Strophe aus Weidig's Lied: „Wann die Gluth des Morgens funkelt:"

Vaterland, dein sei mein Leben,
Dein mein Hoffen, Fürchten, Streben,
Und zum Lohne gib dafür
Grab in freier Erde mir.

Der Grabhügel war neu hergerichtet und mit frischen Blüthen von Georginen umsteckt. — In weitem Kreise

umgab ihn der Zug. — Von den anwesenden Butzbachern zog besonders der Lieblingsschüler Weidig's, Karl Zeuner, der nicht lange vorher aus Amerika zurückgekehrt war, durch seine Schicksale und seine stille Trauer die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich.

Viele Mitglieder des Gesangvereins „Harmonie" und anderer Darmstädter Gesangvereine hatten den Vortrag mehrerer Gesänge übernommen. Zuerst von Schenkendorff's trefflichem: „Freiheit, die ich meine."

Nach diesem trat ich vor und gab nach einigen einleitenden Worten eine gedrängte Lebensbeschreibung Weidig's. Hier der Schluß meiner Rede: „Da nahte sich der 23. Februar 1837, der Todestag Weidig's. Es ist hier nicht Zeit und nicht Ort, in eine nähere Beschreibung desselben einzugehen. Das aber kann und muß hier gesagt werden, daß die Akten über diese unglückselige Geschichte noch nicht geschlossen sind. Ja, wären sie's auch bei Gerichten und bei Ministerien: bei der ewigen Weltgerechtigkeit sind sie es nicht. Sie hört die Stimmen, sie wägt das Urtheil, sie richtet und bestraft. — Es ist nichts leichter, als bei einem ausgezeichneten Manne Irrthümer nachzuzeigen. Gerade weil er ein ausgezeichneter Mann war und mehr von Höhepunkten, als vom Thal oder vom Sumpf aus das Leben sich betrachtete, war er auch leichter in Gefahr, gegen die gewöhnliche Klugheit des Lebens anzustoßen und in Zuständen und Menschen sich zu täuschen. Wichtiger bleibt da immer das Ursprüngliche, Innere, Wahre und Reine. Es bleibt unberührt, wie auch der Drang der Umstände es umtobt. Und so geschah es bei Weidig. — Fragt man: Wie Weidig, wenn er noch lebte, die Jetztzeit aufgefaßt, zu welcher Partei er sich geschlagen hätte? so halte ich diese Frage für sehr müßig. Nicht blos deßhalb, weil sie doch zu keinem Ergebnisse führt, denn auch der stärkste Hauch der Freiheit weckt keine Todten mehr auf, sondern weil Weidig immer nur seiner Ueberzeugung gefolgt wäre. Nicht weltlicher Vortheil, nicht Eitelkeit, nicht Glanz hätten ihn der einen

der andern Seite zugeführt, aber gerade deswegen hätte er auch den Beifall der Redlichen aller Parteien davon getragen. — Auch jetzt fehlt ihm nicht dieser Beifall. Zeugniß davon ist unsere ernste Festlichkeit. Und wie wir uns in Gedanken ihm nahen, so lebt sein klarer Geist nicht nur überhaupt noch, sondern auch noch mit und um uns. Er weht um dieses Kreuz, er flüstert um diesen Stein, er wiegt sich auf den Aesten jener Bäume. Er befeuert uns zu genauer ehrlicher Prüfung und zum festen Halten an dem überzeugungsmäßigen Errungenen. — Und so stehe denn dieses Denkmal; vergänglich, weil von vergänglicher Menschenhand gebaut, aber das Andenken mit erhaltend an der Tüchtigsten Einen! Es stehe zugleich da als Wegweiser in eine alte, hoffentlich für immer vergangene, es stehe da als Wegweiser in eine neue Zeit. In die Zeit der Freiheit und der Gerechtigkeit!"

Der Vortrag des vorhin erwähnten Liedes Weidig's durch die Sänger folgte. Dann trat Kollektor Kuhl von Butzbach, einst ein Schüler Weidig's, auf und schilderte lebhaft und kräftig zunächst dessen Verdienste als Lehrer in Butzbach und als Geistlicher in Obergleen, indem er dabei Bruchstücke aus seiner in letzterem Orte gehaltenen Antrittspredigt mittheilte. Dazwischen fielen einige, jedoch gemäßigt gehaltene Streiflichter auf die Weidig gewordene Behandlung. Klopstock's Lied: „Auferstehn" durch die Sänger schloß. Und mit ihm zugleich die Feier. — Ich war vor einigen Tagen wieder am Grab. Die Trauerweide, welche sonst mitten auf demselben gestanden und nun hinter Grabstein und Kreuz gesetzt worden, kränkelt. Sie war schon vorher schwächlich gewesen. Die übrigen Gewächse stehen frisch. Es hat sich bereits ein Pfad über die andern Gräber nach dem Grabe Weidig's gebahnt. Von dem Rondel, welches in der Mitte des Friedhofs liegt, rechts in südwestlicher Richtung: man kann nicht fehlen. — Die Weidigs-Stiftung macht schöne Fortschritte. Besonders Butzbach steuerte reichlich; gegen 400 Gulden. Unter

den einzelnen Beiträgen befindet sich einer des polnischen Generals Uminski.

Weidig's Thätigkeit hatte nach zweien Seiten hin ihre Anker ausgeworfen. Nach der Seite der Politik und des Staatslebens und nach der Seite der engeren amtlichen, ihm so lieben Wirksamkeit. Daß er dort stark und fest, hier gewissenhaft, freundlich und freundschaftlich war, sichert ihm ein um so länger dauerndes, doppeltes Angedenken. Selbst der ganz unpolitische Mann würde ihn lieben können und müssen, wenn er seine Verdienste als Schulmann und als praktischer Menschenfreund in Erwägung zöge, sowie der strenge einseitige Politiker, der aus Pflicht im gewöhnlichen bürgerlichen Leben sich nicht viel macht, ihm seine Achtung zu widmen gehalten wäre. Ein Verhältniß, welches nicht oft Statt findet in dieser zersplitterten, zerklüfteten Zeit, — aber nur deßhalb, weil die Voraussetzungen dazu: ein tüchtiger moralischer Kern und muthiger freiheitslebender Sinn, so selten vereinigt sind. O ja: Worte fehlen nicht, aber die stille, tief furchende, kräftige Quelle, welche in sich selbst ihr Bewußtsein trägt, bald fruchtet und bald lockert, diese ist in so vielen öffentlichen Charakteren unserer Zeit nur zu sehr versiegt. Die Sonne steht nicht mehr vor den meisten Strebenden, sondern hinter ihnen. Sie sehen ihren Schatten und indem sie nach dem Ziele streben, tappen sie in ihrem Schatten.

Doch Weidig's Bedeutung und Werth ist für immer selbstständig genug, um nicht durch die Fehler Anderer seine Folie erhalten zu müssen.

Benjamin Franklin.

Von

K. Krug.

„Er entriß dem Himmel den Blitz, den Tyrannen den Scepter.“
d'Alembert.

Benjamin Franklin.

(Geb. zu Boston am 17. Januar 1706, gest. zu Philadelphia am 17. April 1790.)

Benjamin Franklin wurde zu Boston in Massachusetts am 17. Januar 1706 geboren. Er stammte aus einer armen Familie aus Eaton, in Northamptonshire in England, wo sie wenigstens drei Jahrhunderte auf einem dreißig Acker haltenden Gute gelebt und neben dem Ackerbau das Schmiedehandwerk getrieben hatte. Sein Vater Josias verheirathete sich sehr jung. Der Glaubenszwang, der ihm verbot, seiner freieren religiösen Ueberzeugung ein offenes Bekenntniß anzufügen, veranlaßte ihn, sich einem Zuge angesehener, befreundeter Landsleute anzuschließen, die 1682 nach Boston auswanderten, wo sie der freien Ausübung ihres Gottesdienstes keine Hindernisse in den Weg gestellt hofften. Von seiner ersten Frau wurden ihm sieben Kinder geboren, von einer zweiten Frau, Abiah Folger, der Tochter eines der ersten Ansiedler in Neu-England, erhielt er deren noch zehn; von diesen siebenzehn Kindern erinnert sich Benjamin dreizehn zusammen an einem Tisch gesehen zu haben, die auch alle heranwuchsen und sich verheiratheten. Benjamin selbst war der jüngste Sohn dieser zweiten Frau. Das Geschäft seines Vaters — er war Lichterzieher und Seifensieder — verschaffte der zahlreichen Familie bei Einfachheit und Sparsamkeit einen genügenden Unterhalt. Die älteren Söhne wurden früh bei verschiedenen Handwerkern in die Lehre gegeben; der auffallenden Lernbegierde und schnellen Auffassung

aber, die der Vater an dem kleinen Benjamin gewahrte, hatte dieser es zu verdanken, daß er in seinem achten Jahre in die lateinische Schule geschickt wurde; er sollte sich dem geistlichen Stande widmen und man betrachtete ihn schon als „den Kaplan der Familie.“ Doch ehe ein Jahr verging, fand der Vater seine Kasse zur Bestreitung der Kosten einer gelehrten Erziehung zu schwach und sich genöthigt, den Knaben, trotz der glänzenden Fortschritte, die er gemacht hatte, aus der Anstalt zurückzunehmen, und ihn zu einem geschickten Schreib- und Rechnenlehrer in die Schule zu senden. In seinem zehnten Jahre aber hatte auch dieser Unterricht für ihn ein Ende, sein Vater nahm ihn zu sich nach Haus, wo er fleißig beim Geschäft zur Hand gehen, Dochte schneiden, Lichter ziehen, im Laden stehen und auslaufen mußte.

Das behagte jedoch dem strebsamen Knaben sehr wenig; er tummelte sich lieber mit seinen munteren Spielkameraden auf der Straße umher, machte allerlei wilde Streiche mit, lernte sehr früh schwimmen und mit Booten umgehen und war zumal bei gefährlicheren Unternehmungen immer an der Spitze der tollen Schaar. Er erzählte selbst seinem Sohne folgendes Beispiel aus seiner Jugendzeit: „Unser Mühlteich endete nach der einen Seite hin in einen Morastboden, auf dessen Rande wir bei hohem Wasser zu fischen pflegten. Durch das viele Trampeln aber war aus demselben eine förmliche Kothlache geworden. Ich machte daher den Vorschlag, eine Werfte zu bauen, damit wir trockenen Fußes darauf stehen könnten, und zeigte meinen Kameraden einen großen Haufen Steine, die für ein neues Haus in der Nähe des Sumpfes bestimmt waren, aber sich zur Ausführung unseres Planes ausgezeichnet schickten. Eines Abends also, als die Arbeiter nach Haus gegangen waren, versammelte sich eine Anzahl meiner Genossen und wir arbeiteten mit einer Ameisen-Emsigkeit, zuweilen zwei und drei an einem Steine, bis wir sie alle fortgeschleppt und unsere kleine Werfte zu Stande gebracht hatten.

Am andern Morgen waren die Arbeiter sehr erstaunt, ihre Steine zu vermissen, die unsere Werfte bildeten; man stellte Nachforschungen nach den Thätern an, wir wurden entdeckt, bei unsern Aeltern verklagt und zurecht gewiesen. Vergebens suchte ich meinem Vater die Nützlichkeit unseres Werkes vorzudemonstriren, er überzeugte mich, „daß Nichts wahrhaft nützlich sein könne, was nicht wahrhaft ehrlich sei."

Solche Lehren prägten sich dem jugendlichen Gemüthe unvergeßlich ein. Sein Vater, ein starker, wohlgebauter und geschickter Mann, der sich durch viele Tugenden, Einfachheit und Sparsamkeit, besonders aber durch die Klarheit seines Verstandes und durch sein gesundes Urtheil auszeichnete und wegen seines weisen Rathes bei Behörden und seinen Mitbürgern in hohem Ansehen stand, suchte nicht etwa durch den Stock, sondern durch Ueberzeugung und sein Beispiel seine Kinder zum Guten zu erziehen, zu einem nützlichen und vernünftigen Leben heranzubilden. Keine Gelegenheit ließ er vorbei, die ihm dazu förderlich schien. Bei Tische und in Gesellschaft von Freunden wußte er immer das Gespräch auf schöne und nützliche Gegenstände zu lenken, welche die Aufmerksamkeit und das Interesse der kleinen Zuhörer rege halten und zur Ausbildung ihrer Verstandeskräfte beitragen würden; ebenso verstand es die Mutter, den Kleinen an den älterlichen Tugenden Gefallen abzugewinnen und ihnen dieselben als kostbaren Schatz auf die Lebensreise mitzugeben. An unserm Franklin sehen wir die herrlichen Früchte einer solchen Erziehung.

Indessen genügte das Lichterziehen und Seifensieden dem lebhaften Geiste Benjamin's nicht, der zwölfjährige Knabe erkärte daher eines Morgens, er wolle Seemann werden. Der Vater gab dies nicht zu; weil er aber besorgte, der Junge möge ihm davon laufen und doch zur See gehen, so gestattete er ihm, sich ein anderes Gewerbe zu wählen. Er führte ihn deshalb in Arbeitsstellen von Maurern, Tischlern, Kupferschmieden u. s. w., um seine Neigung zu erforschen und ihn an

ein bestimmtes Gewerbe zu fesseln. „Seitdem (so erzählte Franklin selbst) hat es mir immer Vergnügen gemacht, gute Arbeiter ihre Werkzeuge führen zu sehen, und es ist mir oft von Nutzen gewesen, so viel davon gelernt zu haben, daß ich im Stande war, manche Kleinigkeiten in meinem Hause selbst zu thun, wenn ich gerade keinen Arbeiter um mich hatte, und kleine Maschinen für meine Experimente zu konstruiren, so lange die Idee, die ich verfolgte, mir noch neu und gegenwärtig war." Endlich wurde er zu seinem Vetter, einem Messerschmied in die Lehre geschickt, da dieser aber zuviel Lehrgeld forderte, nahm ihn sein Vater wieder zu sich nach Hause.

Von seiner frühesten Jugend an hatte Benjamin eine besondere Liebe zu Büchern und alles Geld, das ihm in die Hände kam, wurde zum Ankauf von solchen verwandt. Reisebeschreibungen waren Anfangs seine Lieblingslektüre; die durchstudirten Bücher pflegte er dann wieder zu verkaufen, um sich neue dafür anzuschaffen. Aus der kleinen Bibliothek seines Vaters las er größtentheils theologische Werke, was er später oft als Zeitverlust bedauerte; Plutarch's Lebensbeschreibungen der Helden und Staatsmänner des Alterthums dagegen erfüllten seine feurige Seele mit der größten Begeisterung und übten einen wohlthätigen, anhaltenden Einfluß auf ihn aus.

Diese große Vorliebe zu den Büchern bewog endlich den Vater, einen Buchdrucker aus ihm zu machen und ihn bei seinem Sohne James, der dasselbe Gewerbe gelernt und eben (1717) mit einer Presse und Lettern aus England nach Boston zurückgekehrt war, in die Lehre zu geben. Benjamin sagte dies mehr zu; er mußte sich aber in einem Alter von zwölf Jahren auf neun Jahre durch eigene Unterschrift verdingen, durch welchen Vertrag sein Vater den noch nicht erloschenen Hang zum Seeleben zu ersticken dachte. Bis in's 21. Jahr sollte er bei dem Bruder als Lehrling bleiben und erst im letzten Jahre den gewöhnlichen Gesellengehalt bekommen. Der Knabe arbeitete sich sehr schnell in das Geschäft ein und wurde bald eine tüchtige Stütze für seinen Bruder. Jetzt

hatte er häufige Gelegenheit seinen Lesedurst zu befriedigen; er machte Bekanntschaften mit einigen Lehrlingen von Buchhändlern, die ihm zuweilen Bücher liehen, und blieb oft die Nacht auf, wenn er sie am andern Morgen wieder zurückgeben mußte. Bald aber überhob ihn ein freundlicher Kaufmann Namens M. Adams dieser Anstrengung, indem er ihm seine ziemlich ansehnliche Bibliothek zur freien Benutzung offen stellte.

Nun begann er großen Gefallen an der Dichtkunst zu gewinnen und selbst kleine Gedichte zu reimen. Auf die kleineren folgten dann die größern und so fertigte er auf Anrathen seines Bruders zwei lange gereimte Erzählungen in ächtem Bänkelsängerton; die eine schilderte einen schrecklichen Schiffbruch eines Schiffskapitains und seiner beiden Töchter; die zweite hatte den berüchtigten Seeräuber Schwarzbart zum Thema. Beide wurden gedruckt und wegen ihres grausigen Inhalts reißend an die Bostoner verkauft; Benjamin dünkte sich, ein großer Dichter zu sein. Da kam aber der Vater und nahm ihm den schönen Traum, indem er seine Balladen lächerlich machte, ihn von der Thorheit seiner Selbstüberschätzung überzeugte „und auf diese Weise bewahrte, ein — wahrscheinlich sehr schlechter — Dichter zu werden.“

Dagegen bemühete sich Benjamin auf das Eifrigste, sich zu einem guten prosaischen Schriftsteller zu bilden. Sein edler Ehrgeiz diente ihm dabei als scharfer Sporn. Einer seiner vertrautesten Jugendfreunde John Collins, ein talentvoller Kopf, der ebenso die Bücher liebte, disputirte mit Benjamin über Alles, was ihnen in den Weg kam. Einst lag ihnen die Streitfrage vor, ob es schicklich sei, das weibliche Geschlecht in den Wissenschaften zu erziehen oder nicht? Collins verneinte, Franklin bejahte diese Frage. Collins war beredter, es standen ihm mehr Worte zum Gebote; Franklin fühlte sich daher zuweilen mehr durch den Fluß der Rede als durch die Stärke der Gründe besiegt. Ohne sich vereinigt zu haben schieden sie, und da sie einige Tage einander nicht

sprechen konnten, schrieb Franklin seine Beweisgründe nieder und schickte sie seinem Freunde zu. Dieser antwortete und er erwiederte. Drei oder vier Briefe hatten sie gewechselt, als Benjamin's Vater sie zufällig fand und las. Ohne sich über die Frage selbst auszusprechen, machte er seinen Sohn nur darauf aufmerksam, daß er in der Schönheit des Ausdrucks und in der Klarheit der Behandlungsweise hinter seinem Gegner zurückbliebe. Benjamin erkannte die Wahrheit dieser Bemerkungen und wandte von jetzt an alle Mühe an, seinen Styl zu verbessern. — Zu der Zeit fiel ihm ein Band von einem damals sehr berühmten Blatte „Spektator" (Beobachter) in die Hände, das sich durch Sprache und Inhalt gleich sehr auszeichnete. Das Werk entzückte ihn, er las es und las es immer wieder; da fiel er auf den Gedanken, eine solche Sprache sich anzueignen. Zu diesem Ende nahm er einige Aufsätze heraus, merkte sich die Hauptgedanken, legte sie einige Tage bei Seite und versuchte dann sie in den besten Worten wieder zu geben. Eine Vergleichung zeigte ihm bald seine Fehler; besonders fühlte er, daß es ihm an Worten fehlte. Früher hatte er aber als Dichter die Erfahrung gemacht, daß das fortgesetzte Suchen nach dem Reim seinen Wortschatz sehr vermehrt hatte; er brachte daher auch jetzt wieder einige Aufsätze in Reime und verwandelte sie dann später wiederum in Prosa. Dann mischte er seine Bemerkungen unter einander und suchte sie später wieder zu ordnen. Das Original zeigte ihm auch hier wieder seine Fehler, die er nun verbesserte. Seine Fortschritte flößten ihm Muth und die Hoffnung ein, sich zu einem erträglichen englischen Schriftsteller heran bilden zu können, — einer von den großen Gegenständen seines Ehrgeizes! Diese Uebungen stellte er Nachts und Morgens, vor und nach der Arbeit an, und namentlich Sonntags, wo er unter jedem Vorwand die Kirche versäumte. In seines Vaters Hause mußte er den Gottesdienst regelmäßig besuchen; später aber übertrat er diese Pflicht, da sie ihm eine

solche schien, zu deren Erfüllung er keine Zeit mehr habe; wie er denn überhaupt früh allen Gefallen an den religiösen Gebräuchen verlor.

In seinem 16. Jahre fiel ihm ein Werk von Tryon über vegetabilische Diät in die Hände. Er beschloß, dieser Diät nachzuleben. Von dem Wirth, bei dem er mit seinem Bruder die Kost hatte, wurde er über seine Weigerung Fleisch zu essen ausgelacht; des müde, machte er seinem Bruder den Vorschlag, er möge ihm die Hälfte von dem Gelde geben, was dieser wöchentlich für seine Kost dem Wirth geben müsse; er wolle sich selbst beköstigen. Der Bruder ging darauf ein; Benjamin lebte bei seinen einfachen Gerichten, die er nach Anweisung des Buches kochte, noch um die Hälfte wohlfeiler, und hatte so die Gelegenheit, das Ersparte auf den Ankauf von Büchern zu verwenden und die Zeit, während welcher die Anderen bei Tische saßen, zum Studiren zu benutzen. Oft genoß er nur einen Zwieback, oder ein Stückchen Kuchen mit einem Glas Wasser, und nie mehr, als er mußte. Diese außerordentliche Mäßigkeit im Essen und Trinken brachte ihm zugleich den Vortheil, daß sein Kopf stets klar und seine Fassungskraft scharf blieb.

In seiner früheren Jugend hegte er große Abneigung vor dem Rechnen und lernte deshalb nur sehr wenig in diesem Fach. Diese Lücke in seinem Wissen auszufüllen, warf er sich jetzt mit eisernem Fleiß auf die Mathematik und mit der größten Leichtigkeit lernte er nun nach Cocker's Anleitung eine Kunst, an der seine Anstrengung in der Schule immer gescheitert war. — Zu seiner freien, geistigen Ausbildung trug ferner das Studium der Schriften von Freidenkern, besonders Locke's über den menschlichen Verstand bei, vornehmlich aber Xenophon's, „Memorabilien des Sokrates," auf welches letztere Werk er durch Auszüge in Greenwood's englischer Sprachlehre aufmerksam gemacht wurde. Die Sokratische Lehrmethode entzückte ihn, er nahm sie an, entsagte dem direkten Widerspruch und fand den höchsten Reiz darin, aus seinen Gegnern herauszufragen, was er ihnen zu

beweisen gedachte. Er selbst war damals ein Zweifler an den Lehren des Christenthums. Die Sokratische Methode kam ihm dabei sehr zu Statten, er wandte sie bei religiösen Disputationen an und hatte denn oft das große Vergnügen, selbst Personen, die ihm an Kenntnissen bei Weitem überlegen waren, zuweilen die strenggläubigsten Christen zur Anerkennung von Wahrheiten zu zwingen, vor denen sie selbst zurückbebten und die er dadurch in große Verwicklungen verstrickte. Nach mehreren Jahren ließ er von dieser Methode ab, und behielt nur die Humanität des griechischen Philosophen als sein eigen; er bediente sich nie bei Streitigkeiten der Worte „zuverlässig," „ohne Zweifel" 2c., sondern wählte lieber Ausdrücke wie „ich denke," „ich glaube, daß dies so und so ist," „es scheint mir so aus den und den Gründen," und „es ist so, wenn ich nicht irre." Dieser Gewohnheit schreibt er es zu, wenn es ihm nachmals so oft gelungen ist, Gegner für seine Ansicht zu gewinnen, oder seine Vorschläge durchzusetzen. Man müsse, sagt er, nach Pope, die Menschen belehren, als wolle man sie nicht belehren und neue Dinge als blos vergessene vorbringen.

Seit dem Jahre 1720 oder 1721 gab Franklin's Bruder ein Blatt heraus, das den Namen „New-England Courant" trug. Die einzige Zeitung, die bisher erschien, war der „Bostoner Korrespondent," neben welchem nach der Meinung Vieler kein anderes Blatt sich halten könne, da Eine Zeitung für Amerika genug sei. Benjamin mußte die Blätter erst setzen und abziehen und dann bei den Abonnenten herumtragen.

Unter seines Bruders Freunden waren einige geistreiche Männer, die zuweilen kleine Aufsätze für das Blatt lieferten und dadurch zur Hebung desselben wesentlich beitrugen. Ihre Unterhaltung über den Beifall, den sie vom Publikum ärnteten, reizte den Ehrgeiz des jungen Druckers und er beschloß, der Welt auch einige Aufsätze vorzulegen. Da er aber noch ein Knabe war, fürchtete er, sein Bruder möge die Arbeiten nicht aufnehmen; er schrieb daher mit verstellter Hand ein anonymes Blättchen

und legte es Abends unter die Thür der Druckerei. Sein Bruder, der es am Morgen fand, legte es seinen Freunden vor, die es in Benjamin's Gegenwart günstig beurtheilten und auf einige der bedeutendsten Männer der Stadt als Verfasser riethen. Ein solches Urtheil feuerte den jugendlichen Schriftsteller zu neuer Thätigkeit an, er wiederholte seine List noch oft, und offenbarte sich dann erst als Verfasser, als er seinen Vorrath von Ideen erschöpft hatte.

Anfangs freute sich sein Bruder über die Arbeiten, weil sie ihm von Nutzen gewesen waren, doch bald dachte er, der Junge werde zu eitel und hege nicht mehr die nöthige Ehrfurcht vor dem Meister; er behandelte ihn daher sehr schlecht und prügelte sogar den jungen Schriftsteller, der nichts thun konnte als dem Vater seine Klage bringen. Benjamin fühlte die Härte seiner Lage ganz und hegte von jener Zeit an den tiefsten Abscheu vor tyrannischer, willkürlicher Gewalt. Er sann nun beständig, seine unerträgliche Lehrzeit abzukürzen, wozu sich bald eine Gelegenheit fand. Ein in den New-England Courant aufgenommener Artikel, der die gesetzgebende Versammlung beleidigt hatte, verwickelte seinen Bruder in eine Untersuchung, die mit einem derben Verweis und einem Monat Gefängnißstrafe endete, weil er den Namen des Verfassers zu nennen sich weigerte. So lange nun der Bruder saß, redigirte Benjamin die Zeitung und ermangelte nicht, gegen die tyrannische Regierung tüchtig auszufallen. Nach Ablauf der vier Wochen wurde sein Bruder in Freiheit gesetzt, ihm aber zugleich die Weisung ertheilt, seine Zeitung nicht mehr erscheinen zu lassen, welches Verbot jedoch nach einigen Monaten dadurch umgangen wurde, daß Benjamin seinen Namen als Besitzer her gab. — Damit Benjamin nun auch selbstständig erschiene, war der alte Lehrlingskontrakt aufgehoben, im Geheimen aber in einem neuen dieselben lästigen Bedingungen wieder aufgestellt. Das rauhe Betragen seines Bruders gegen ihn hörte jedoch nicht auf und Benjamin beschloß im Vertrauen auf die Un-

gültigkeit des neuen Vertrags sich den Schlägen zu entziehen und in ein anderes Geschäft zu treten. Sobald sein Bruder diesen Plan merkte, ging er, um sich zu rächen, zu allen Druckern in der Stadt und überredete sie, dem Benjamin keine Arbeit zu geben. Dieser hing aber nicht so sklavisch an der Scholle, auf welcher er geboren war (wie es denn überhaupt dem Amerikaner sehr leicht wird, von einem Wohnort zum andern zu ziehn,) er dachte in der Ferne Freiheit und Unabhänigkeit zu finden und unabänderlich stand sein Plan fest, sein Bündel zu schnüren und Boston mit New-York zu vertauschen, zumal er zu Haus als Atheist und Freigeist verschrieen schwerlich sein Glück gemacht hätte. Heimlich schlich er sich aus der väterlichen Wohnung, bestieg das Schiff, welches sein Freund Collins für ihn akkordirt hatte, und Niemand wußte am andern Tage, daß er mitten auf der See schwimme.

Unterwegs gab er, durch folgenden Umstand bewogen, seine vegetabilische Diät auf. Die Mannschaft war beschäftigt, Fische zu fangen. Nach seinen Tryon'schen Ansichten hielt er es für Unrecht, diese Fische, die Niemand zum Schaden im Wasser lebten, zu tödten und zu essen. Früher aber war Benjamin ein großer Freund von Fischen gewesen und als ihm jetzt der liebliche Geruch aus der Bratpfanne in die Nase stieg, da begann das Prinzip schwankend zu werden. Da erinnerte er sich, beim Oeffnen der Fische kleinere Fische in deren Magen gefunden zu haben, der Gedanke „eßt ihr euch einander, so sehe ich nicht ein, warum wir euch nicht auch essen sollten," gab dem vegetabilischen Grundsatz den letzten Stoß und die gebratenen Fische wanderten lustig in seinen Magen. Doch zuweilen kehrte er zur vegetabilischen Diät zurück. „Es ist schön, sagte er, ein vernünftiges Geschöpf zu sein, da es Einen in den Stand setzt, für Alles, was man zu thun Lust hat, einen vernünftigen Grund zu finden oder zu schaffen."

Bei dem günstigen Winde kam er, 17 Jahre alt, wenig Geld in der Tasche, ohne irgend eine Seele in

der großen Stadt zu kennen, schon am dritten Tage in New-York an. Im Vertrauen auf seine Kunst aber dachte er bald wieder Arbeit zu finden und ging zum Stadtbuchdrucker W. Bradford, welcher damals der erste Buchdrucker in Pennsylvanien war. Dieser rieth ihm, nach Philadelphia zu seinem Sohne zu gehen, welcher einen tüchtigen Arbeiter suche; Benjamin besann sich nicht lange; nach einer stürmischen Fahrt kam er Sonntags Morgen an der Marktstraßen-Werfte an. Seinen Einzug in Philadelphia, wo er später eine so große Rolle spielen sollte, erzählt er selbst also: „Da der bessere Theil meiner Kleidungsstücke zur See nachkommen sollte, ging ich in meinen Hauskleidern, die von der Reise ganz voller Schmutz waren, in die Stadt. Meine Taschen waren von Hemden und Strümpfen bis oben hin vollgestopft, ich kannte keine lebendige Seele und wußte nicht, wo ich eine Wohnung finden sollte. Außerdem war ich vom Gehen, Rudern und der schlaflos hingebrachten Nacht sehr müde, und fühlte einen bedeutenden Hunger. Mein ganzer Reichthum bestand in einem einzigen Dollar und ungefähr einem Schilling Kupfergeld, welches ich den Bootsleuten gab; diese schlugen es Anfangs zwar aus, weil ich mitgerudert hätte, aber ich bestand darauf, daß sie es nehmen mußten. Der Mensch ist zuweilen freigebiger, wenn er wenig Geld hat, als wenn er reich ist, vielleicht deshalb, damit man nicht denken solle, er habe nur wenig. Ich ging die Marktstraße hinauf und schauete bald links bald rechts, da begegnete mir ein Junge mit einem Brode. Ich fragte ihn, wo er es gekauft, und ging dann gerade auf den Laden zu, den er mir zeigte. Ich forderte Zwieback und meinte solchen zu erhalten wie wir in Boston hatten, diese Sorte schien aber in Philadelphia nicht bekannt zu sein. Nun verlangte ich ein Dreicentslaib, allein die gab es auch nicht. Da ich nun weder die Verschiedenheit der Preise noch die Namen der verschiedenen Brodsorten kannte, bat ich, man möge mir für drei Cents von irgend einer Sorte geben. Darauf erhielt ich drei ansehnliche Brode. Ich war erstaunt

über die Quantität, doch nahm ich sie und da ich in den Taschen keinen Platz hatte, steckte ich unter jeden Arm eins und setzte, am dritten essend, meinen Weg durch die Marktstraße bis zur vierten Straße fort, wo ich an dem Hause des Herrn Read, des Vaters meiner künftigen Frau, vorbei ging. Sie stand in der Thür, schaute mich an und dachte mit Recht, ich hätte ein lächerliches und unbeholfenes Ansehn. Dann drehete ich mich und ging durch die Chestnutstraße, auf dem ganzen Weg an meinem Brode essend. Als ich nun so die Runde gemacht hatte, kam ich wieder an der Marktstraßen=Werfte in der Nähe des Bootes an, in welchem ich gekommen war. Ich sprang hinein und nahm einen Trunk Wasser aus dem Flusse, und da ich durch mein erstes Brod vollständig gesättigt war, gab ich die beiden andern einer Frau und ihrem Kinde, die mit uns in dem Boote den Fluß herabgekommen waren und jetzt auf ihre Weiterfahrt warteten. So erfrischt ging ich wieder die Straße hinauf, die jetzt voll geputzter Leute war, welche alle denselben Weg gingen. Ich schloß mich dem Zuge an und gelangte so in die große Quäker=Kirche, nahe am Markte. Ich setzte mich mit den Andern nieder, sah mich eine Zeitlang um, da ich aber Nichts reden hörte, fiel ich von der Arbeit und dem Wachen der letzten Nacht sehr ermüdet in einen tiefen Schlaf. So blieb ich liegen, bis sich die Versammlung zerstreute und Jemand die Güte hatte mich zu wecken. Dies war also das erste Haus in Philadelphia, in welches ich eintrat und schlief." — Franklin ging nun wieder durch die Straße nach der Flußseite hin zurück. Jedem, dem er begegnete, sah er genau in's Gesicht und fand endlich einen jungen Quäker, dessen Gesicht er kannte. Dieser zeigte ihm auf seine Bitte ein Wirthshaus, wo er ein Mittagsessen forderte. Während er aß, richtete man verschiedene verfängliche Fragen an ihn, da man ihn seiner Jugend und seiner Kleidung nach für einen Entlaufenen hielt. Dann ließ er sich ein Bett geben und schlief bis zum andern Morgen. Sobald als es ging, stand er auf, zog sich so gut als

möglich an und ging zu Bradford's Druckerei, wo aber keine Arbeit für ihn war; dagegen gab ihm ein anderer Drucker, Namens Keimer, Beschäftigung, dessen schlechte Werkstätte er bald in Ordnung brachte. Kurz darauf zog er in Read's Haus, vor dessen schöner Tochter er nun schon anständig erscheinen konnte. In einer Gesellschaft von jungen Leuten, die ebenfalls die Lektüre liebten, brachte er seine Abende angenehm hin und lebte bei seiner Sparsamkeit sehr glücklich; so kam es, daß er Boston fast ganz vergaß, wo die Seinigen auch von ihm Nichts wußten, seinen Freund Collins ausgenommen. Doch ein Zufall brachte es mit sich, daß Franklin früher dahin zurückkehrte, als er selbst gedacht hatte.

Franklin's Schwager Robert Holmes, der in der Nähe von Philadelphia in Newcastle wohnte, erfuhr seinen Aufenthalt und schrieb ihm einen Brief voll bitterer Vorwürfe über die Sorgen, die er seinen Aeltern bereitet hätte; zugleich versicherte er, daß wenn er zurück kehre, Alles wieder gut sein würde. Benjamin aber setzte ihm in einer Antwort die Gründe seiner Handlung klar und scharf auseinander, so daß kein Einwand dagegen erhoben werden konnte. Dieser Vertheidigungsbrief fiel dem damaligen Gouverneur von Pennsylvanien, Sir William Keith, der zufällig bei Holmes zu Besuch war, in die Hände; er las ihn, erstaunte, als er das Alter des Verfassers erfuhr, über den vielversprechenden Jüngling, und beschloß, demselben bei Errichtung eines eignen Geschäfts zu helfen. Einige Tage nachher kam er mit einem andern vornehmen Herrn, dem Oberst French in die Druckerei, begrüßte Benjamin freundlich, sagte ihm allerlei Artigkeiten und äußerte den Wunsch, ihn bei einem Glase ausgezeichneten Madeira in einem benachbarten Wirthshause näher kennen zu lernen. Der Prinzipal Keimer hörte in stummem Erstaunen diese Unterredung an, Benjamin aber ließ ihn stehen und beeilte sich der Einladung Folge zu leisten. Der Gouverneur setzte ihm nun auseinander, wie es ihm bei

seinen Anlagen und seiner Geschicklichkeit leicht gelingen würde, den schlechten Druckern Bradford und Keimer alle Arbeit zu entziehen, und drang in ihn, ein eignes Geschäft anzufangen; alle Drucksachen der Regierung sollten ihm sofort überwiesen werden. Benjamin fand nicht wegen Mangel an Selbstvertrauen, sondern nur an dem Umstand Bedenken, daß sein Vater ihm die nöthigen Betriebsgelder nicht vorstrecken würde. Doch Keith gelang es bald, dem unternehmenden Jüngling diese Besorgniß auszureden, und so würde beschlossen, er solle mit dem nächsten Schiffe nach Boston reisen, mit einem Briefe vom Gouverneur, der seinen Vater gewiß zur Einwilligung bewege; doch solle der Plan bis dahin ein Geheimniß bleiben.

Mit dem nächsten Schiffe segelte Franklin nach Boston ab (April 1724), wie sein Meister glaubte, um die Verwandten zu besuchen. Nach einer vierzehntägigen Reise und einer Abwesenheit von 7 Monaten trat er wieder in seine überraschte Familie ein, die ihn freundlich und herzlich aufnahm, mit Ausnahme seines Bruders, der den „sauber gekleideten“ Bruder von Kopf bis zu Fuß mit Stillschweigen betrachtete. Dieser aber ließ sich dadurch nicht irre machen, rühmte den Arbeitern das angenehme Leben in Philadelphia, zeigte ihnen das schöne Pennsylvanische Silbergeld und seine Uhr, ermunterte sie, auch einmal dahin zu kommen, und gab ihnen dann noch einen Schilling zum Vertrinken.

Der eigentliche Zweck der Reise aber wurde nicht erreicht. Der Vater freute sich zwar sehr über den Brief des hohen Gönners, und Holmes, der auch eingetroffen war, bevorwortete nach Kräften den ausgedachten Plan; nichts destoweniger hielt der Vater seinen Sohn für noch zu jung und unerfahren zur Gründung eines eignen Geschäfts und gab in einem höflichen Brief dem Gouverneur eine abschlägige Antwort.

Benjamin hatte bald Gelegenheit, die Richtigkeit dieses Urtheils anzuerkennen. Seine günstigen Schilderungen über Philadelphia bewogen den alten Jugend-

Freund Collins sich auch dahin überzusiedeln, und vor Ungeduld reiste er einstweilen nach New-York voraus. Benjamin, der bald nachfolgte, besuchte unterwegs seinen Bruder John auf Rhode-Island. Einer von dessen Freunden, Namens Vernon, hatte eine Schuld von 36 Pfund Sterling in Pennsylvanien einzufordern; er gab Benjamin eine Anweisung mit, den Betrag einzukassiren und bat ihn, das Geld gelegentlich zu übersenden. In New-York angekommen fand er in seinem Freunde Collin nicht mehr den mäßigen, fleißigen Jungen von früher, sondern einen Säufer. All' sein Geld hatte derselbe bereits vertrunken und verspielt und Franklin sah sich genöthigt, dessen Rechnung im Wirthshause zu bezahlen und ihn auch auf der Reise frei zu halten. — In Philadelphia fand Collins wegen seiner Trunksucht kein Unterkommen; Benjamin blieb nichts Anderes übrig als den gesunkenen Freund mit seinem eigenen Gelde zu erhalten, und als das zu Ende war, sogar das anvertraute Vernon'sche Geld anzugreifen. Nach einiger Zeit bot sich dem Wüstling eine Erzieherstelle in Barbadoes dar; bei seiner Abreise versprach er, die entliehene Summe baldigst zurück zu erstatten; Franklin aber verlor alle Kunde über ihn und mit ihr das vorgeschossene Geld, das er erst nach einigen Jahren Vernon wieder einhändigen konnte. Dieser Vorfall diente dem Betrogenen zur heilsamen Lehre.

Der Gouverneur Keith war indeß keineswegs mit der abschlägigen Antwort des Vaters zufrieden und erbot sich sogar, Franklin auf eigne Kosten zu etabliren. Zu dem Ende schlug er Benjamin vor: er solle nach London reisen, dort die nöthigen Werkzeuge selbst anfertigen lassen und buchhändlerische Verbindungen anknüpfen; die Empfehlungen von seiner Hand würden ihm einen großen Kreis von Bekanntschaften und hinreichenden Kredit verschaffen. Benjamin ließ sich einen solchen Plan nicht zweimal vormalen; sogleich war der Entschluß gefaßt, mit dem Schiff „Annis", damals das einzige regelmäßige Postschiff zwischen Philadelphia und London

und welches nur einmal des Jahrs diesen Weg machte, nach Europa zu segeln. — Bis zur Zeit seiner Abfahrt arbeitete er sehr fleißig bei Keimer fort, lebte in Gesellschaft strebsamer junger Leute sehr mäßig, um möglichst viel Geld zu ersparen und benutzte zugleich jede Gelegenheit, sich der Liebe der verehrten Tochter seines Hauswirths, der Miß Read, immer mehr und fester zu versichern, mit der er nach seiner Rückkunft und eignem Etablissement einen glücklichen Haushalt zu gründen träumte. Nach einem fröhlichen Abschied von seinen Freunden und seinem hohen Gönner, der die Empfehlungs- und Kreditbriefe an Bord des Schiffes nachschicken wollte, und vor Allem nachdem ihm seine Theure beim Scheidekusse die heiligste Versicherung unwandelbarer Liebe gegeben hatte, segelte er von Newcastle ab. Unter seinen Reisegefährten zog ihn besonders Herr Denham, ein Kaufmann aus Philadelphia, an, dessen Freundschaft er sich auch bis zu dessen Lebensende in hohem Grade zu erhalten wußte; außerdem befand sich auch sein alter Freund Ralph auf dem Schiff. Bei ihrer endlichen Landung ersuchte er den Schiffskapitän ihm seine Briefe vom Gouverneur aus dem Briefkasten zu geben; soviel sie aber auch suchten, es war Nichts für ihn zu finden. Herr Denham, der die Sache erfuhr, klärte das Räthsel auf. Keith war nämlich ein Mann von sehr bravem Charakter und auch ein recht guter Gouverneur, aber er hatte zugleich neben seinem guten Willen einen leeren Geldbeutel. Der erstere verleitete ihn namentlich, oft jungen strebsamen Männern seine Gunst und Hülfe zu versprechen, letzterer aber nöthigte ihn dann, das Versprechen zu brechen und so das geschenkte Vertrauen zu täuschen. Benjamin fand bald in London in einer großen Druckerei Arbeit und sein Lebensmuth hieß ihn seinen ersten Groll gegen Keith gänzlich vergessen.

In der großen Weltstadt führten nun die beiden Jugendfreunde ein bewegtes, zerstreutes Leben. Ralph, der sich als Schauspieler, Redakteur und endlich als

Abschreiber vergebens zu ernähren suchte, und dann mit seinem fleißigen Stubenkameraden aus einer Kasse zehrte, vergaß bald seine in Philadelphia zurückgelassene Frau und Benjamin meldete in einem einzigen Briefe seiner einst so theuren Miß Read, daß er wahrscheinlich sehr lange Zeit in London bleiben würde. Ralph verliebte sich dagegen in eine junge Putzmacherin, die im gleichen Hause wohnte. Ihre geringe Einnahme aber gestattete den Beiden keine bleibende Verbindung und so entschloß sich Ralph, auf dem Lande eine Schule anzulegen, der er auch unter dem Namen Benjamin Franklin treulich vorstand. Statt dem Mädchen, das durch seinen Umgang fast alle Kunden verloren hatte, Geld zu schicken, sandte der weise Herr nur lange Gedichte, die ihr in ihrer traurigen Lage wenig helfen konnten; sie wandte sich daher oft an Benjamin, der sie auch jedesmal durch einen kleinen Vorschuß aus der Verlegenheit riß. „Unvermerkt," erzählt er selbst in seinen Memoiren, „fand ich etwas zu viel Geschmack an ihr. Ich hatte damals wenig Religion; ich mißbrauchte das Verhältniß, in welches ihre Armuth sie zu mir gesetzt hatte, und nahm mir, da ich das Mädchen für schlechter hielt, als sie wirklich war, einige Freiheiten heraus, die sie mit gerechtem Unwillen von sich wies und Ralph anzeigte." Dieser schrieb ihm kurz darauf, daß er sich durch ein solches Benehmen aller Verpflichtungen (worunter er wohl die Schulden verstand) gegen ihn enthoben fühlte; Benjamin blieb nichts anders übrig, als sich über den Verlust dieser Freundschaft, die ihn so viel Geld gekostet hatte, zu trösten und begann nun mit neuem Eifer und seiner gewohnten Ausdauer zu arbeiten und sich auszubilden. In seiner Werkstätte erwarb er sich durch seinen Fleiß und seine Mäßigkeit die Achtung Aller und wirkte durch sein Beispiel wohlthätig auf seine Kameraden. Man nannte ihn Anfangs den amerikanischen Wassertrinker, weil er meistens Wasser trank und Brod dazu aß, statt wie die Uebrigen Strongbeer mit Butter und Käse zum Frühstück zu genießen. Durch

seine einfache Lebensweise, bewies er ihnen, gewinne er mehr Kraft, da in einem Pfennigbrode mit Wasser mehr Nahrungsstoff enthalten sei, als in einem ganzen Pint Bier, und dann spare sie ihm auch viel Geld, mit welchem er sich um so eher eine unabhängige Stellung verschaffen könne.

Ein Aufsatz unter dem Titel: „Abhandlung über Freiheit und Nothwendigkeit, Vergnügen und Schmerz," durch den er Woolston's natürliche Religion zu widerlegen suchte, öffnete ihm den Zugang zu mehreren gelehrten Klubs und größeren Bibliotheken; der Bekanntschaft mit Lyon, Verfasser der „Untrüglichkeit des menschlichen Verstandes," dann dem Dr. Mandeville, Verfasser der „Fabel von den Bienen," und Anderen thut er namentlich Erwähnung.

Doch das Londoner Leben begann ihn zu langweilen, die Erinnerung an die angenehmen Jahre in Philadelphia ließ es Herrn Denham leicht werden, Franklin's Pläne, mit seinem Freunde Wygate eine Geniereise durch Europa zu unternehmen und eine Schwimmschule in London zu errichten, zu verdrängen. Denham's Anerbieten, bei ihm Buchführer und Magazinverwalter zu werden und dann Kommissionsaufträge in Westindien zu besorgen, nahm er an und nach einem Aufenthalt von achtzehn Monaten, während welcher er fast beständig seiner Kunst obgelegen und für seine Person allen Aufwand vermieden hatte, außer daß er zuweilen das Theater besuchte und sich einige Bücher anschaffte, segelte er am 23. Juli 1726 nach Philadelphia ab, wo er am 11. Oktober landete.

Auf dieser langweiligen Seereise hatte Franklin Gelegenheit genug, über sein bisheriges Leben nachzudenken. Er vermißte darin einen regelmäßigen Plan und beschloß deshalb, sich bestimmte Regeln für seine Thätigkeit festzustellen und sie treulich zu befolgen. Diese waren: 1) Ist es für mich nothwendig, eine Zeit lang außerordentlich mäßig zu sein, bis ich bezahlt habe, was ich schuldig bin. — 2) Muß ich mich bemühen,

überall die Wahrheit zu sagen und bei Niemanden Erwartungen zu erregen, die ich nicht mit Wahrscheinlichkeit erfüllen kann, sondern nach Aufrichtigkeit trachten in jedem Wort und in jeder Handlung; denn das ist die gewinnendste Auszeichnung an einem vernünftigen Wesen. — 3) Muß ich jedes Geschäft, das ich ergreife, mit Fleiß betreiben, und mich nicht durch ein thörichtes Projekt, plötzlich reich zu werden, von meinem Geschäft abbringen lassen, denn Fleiß und Geduld sind die sichersten Mittel zum Wohlstand. — 4) Beschließe ich, von keinem Menschen, welcher Art er auch sein mag, etwas Uebles zu reden, auch nicht im Falle strenger Wahrheit, sondern lieber auf die eine oder andere Weise die Fehler zu entschuldigen, deren ich Andere anklagen höre, und endlich bei geeigneten Gelegenheiten alles Gute zu sagen, was ich von Jemand weiß.

In seiner neuen Stellung bei Denham gefiel es Franklin Anfangs recht gut, nur war dies Glück nicht von langer Dauer; Beide erkrankten, Benjamin an einem mit Seitenstechen verbundenen Fieber, das ihn beinahe das Leben gekostet hätte, und Denham an einem anderen Uebel, dem er erlag. Das Geschäft hörte nun auf und Benjamin kehrte auf Holmes Rath zu seinem alten Beruf zurück, da ihm Keimer für die Beaufsichtigung seiner Druckerei einen ansehnlichen Lohn bot. Keimer's Plan war, Franklin solle ihm die Druckerei in Ordnung bringen und die wohlfeil gedungenen Arbeiter, unter denen sich auch ein Oxforder Student befand, tüchtig einschulen, dann wollte er Benjamin entlassen. Obgleich dieser diese Absicht merkte, ließ er sich dadurch von der treuen Erfüllung seiner Pflicht nicht abhalten. Nur das spätere grobe Betragen Keimer's bewog ihn, dessen Haus zu verlassen.

Meredith, einer der erwähnten Arbeiter, schlug ihm nun vor, mit ihm zusammen ein eignes Geschäft anzufangen; er wolle das nöthige Kapital dazu hergeben. Meredith's Vater, der diese Verbindung wegen des guten Einflusses, den Franklin auf seinen Sohn aus-

gehabt hatte, sehr wünschte, ließ durch einen Kaufmann Presse und Typen aus England besorgen. Der ganze Plan blieb aber für's Erste strenges Geheimniß.

Indeß kehrte Franklin bald wieder zu Keimer zurück. In New-Jersey sollte Papiergeld gedruckt werden. Keimer, der diesen guten Verdienst ohne Franklin's Mithülfe nicht erwerben konnte, bat denselben dringend, ihm seine ungezogene mürrische Laune nicht übel zu nehmen, und da Meredith seiner selbst willen dies auch wünschte, ließ sich Franklin überreden und reiste mit Keimer nach Burlington in New-Jersey, wo die Arbeit zur allgemeinen Zufriedenheit ausgeführt wurde. Dieser dreimonatliche Aufenthalt in Burlington war ihm außer seinem guten Lohn noch dadurch von großer Wichtigkeit, daß er mit den ersten Personen des Staates in nahe freundschaftliche Berührung trat.

Gleich nach der Rückkehr nach Philadelphia trat er mit Meredith bei Keimer aus und beide richteten nun ihr eigenes Geschäft ein. Franklin erinnerte sich bis in sein spätes Alter mit Freuden der ersten fünf Schillinge, die sie in ihre gänzlich leere Kasse von einem Landsmanne aus Boston einnahmen. Unermüdlicher Fleiß und vernünftige Sparsamkeit schlugen alle Verläumdungen und Besorgnisse neidischer Schwätzer zu Boden und verschafften der jungen Firma Achtung, Arbeit und Kredit in der ganzen Stadt.

Nun erwachte in Franklin die Idee, ein Blatt zu gründen; das einzige welches damals in Philadelphia bei Bradford erschien, dachte er durch gediegenere Aufsätze zu überflügeln und bald einen guten Vortheil aus dem Unternehmen ziehen zu können. Einer von Keimer's Arbeitern, dem er diesen Plan mittheilte, verrieth denselben und Keimer beschloß sofort, Franklin in seinem Vorhaben zuvorzukommen. Dieser aber erlaubte sich dafür, dem Aufkommen von Keimer's neuer Zeitung entgegen zu arbeiten, indem er mit seinem Freunde Brintnal in Braford's „Weekly Merkury" eine Reihe sehr anziehender, humoristischer Artikel unter der Unterschrift

„Busy Body" lieferte (1728 — 29.) Ueber diese vergaß das Publikum Keimer's trockenes Blatt und derselbe sah sich genöthigt, es nach neun Monaten für einen geringen Preis an Franklin loszuschlagen.

Die „Philadelphia Gazette," machte nach der Uebernahme Franklin's einen entschieden günstigen Eindruck. Besonders einige Bemerkungen über einen damals obschwebenden politischen Streit in Massachusetts fanden den lebhaftesten Anklang beim Volke und verschafften dem neuen Blatte viele Abonnenten. Es kam nämlich damals in Massachusetts zum ersten Mal die Frage zur Diskussion, ob der Gehalt des Gouverneurs noch länger von der Assembly abhängig sein solle oder nicht. Der Gouverneur Burnet war von England aus instruirt, auf Festsetzung eines fixen Gehaltes zu dringen, der fortan ohne Weiteres ihm und seinen Nachfolger ausgezahlt werden solle. Die Assembly sah dagegen in ihrem Recht, den Gehalt des Gouverneurs zu bestimmen, ein Mittel zur Kontrole seiner Verwaltung und wollte sich dieses Recht nicht nehmen lassen. Franklin trat in seinem Bericht in der „Philadelphia Gazette" sehr unzweideutig auf die Seite der Assembly, so sehr er auch die Vertreter der entgegengesetzten Ansicht schonte. Es war dies der erste eigentlich politische Artikel, den Franklin schrieb, und doch athmet er schon ganz denselben Geist, der seine späteren politischen Schriften auszeichnet. Er schließt, wie folgt: „Viel verdientes Lob ist dem Gouverneur gezollt worden, weil er trotz der großen Schwierigkeit und Opposition, der er begegnet, und trotz der starken Versuchungen, die ihm von Zeit zu Zeit geboten wurden, um ihn zu bewegen, seinen Standpunkt aufzugeben, so fest und ehrlich an seinen Instruktionen festgehalten hat. Und dennoch gebührt vielleicht auch den Mitgliedern der Assembly einige Anerkennung, weil sie mit solcher Entschlossenheit bei dem beharren, was sie für ihr Recht halten und für das Recht des Volkes, das sie vertreten, trotz aller Künste und Drohungen eines Gouverneurs, der durch seine Schlauheit und

Politik berühmt ist, der weitere Instruktionen von Haus (England) hat und mächtig unterstützt wird durch den großen Vortheil, den solch' ein Beamter stets hat, die ersten Männer dadurch an seine Partei zu fesseln, daß er viele Geld= und Ehrenämter übertragen kann, an wen es ihm gefällt. Ihr glückliches Mutterland wird daraus mit Freuden sehen, daß wenn auch seine tapferen Hähne und unvergleichlichen Doggen von ihrem natürlichen Feuer und ihrer Unerschrockenheit verlieren, wenn man sie in ein fremdes Klima transportirt, doch seine Söhne auch in dem entferntesten Theile der Erde und bis in das dritte und vierte Glied noch jenen glühenden Geist der Freiheit und jenen unerschrockenen Muth behalten, der die Britten und Engländer in allen Jahrhunderten so rühmlich vor allen übrigen Menschen ausgezeichnet hat." *)

Der bessere Druck und die gediegenen Ansichten, die Franklin in dem Blatte entwickelte, gewannen ihm immer mehr Kunden und bald darauf ernannte ihn die Assembly von Pennsylvanien zu ihrem Drucker. 1729 trat Meredith aus dem Geschäfte aus, um Pachter zu werden, zwei gute Freunde Franklin's machten durch Vorschüsse ihm die Uebernahme und Fortsetzung des Unternehmens möglich. Der Druck des neuen Papiergeldes für den Staat Pennsylvanien, zu dem er in einem bestimmenden Pamphlet: „Ueber die Natur und Nothwendigkeit des Papiergeldes," gerathen hatte, die Uebertragung des Drucks des Papiergeldes und der Gesetze in Newcastle, die Anlegung eines Papierladens brachten einen nicht unbedeutenden Gewinn ein, seine unausgesetzte Thätigkeit, seine Einfachheit und Sparsamkeit — Franklin brachte das Papier, das er in einem Laden gekauft hatte, gewöhnlich selbst auf einem Schubkarren nach Haus — hoben den Kredit und das Ansehn des Geschäfts immer mehr und setzten ihn bald in den Stand, alle Schulden, die an Vernon mit eingeschlossen, zu bezahlen.

*) Kriege's Leben Benjamin Franklin's.

Zum Vollgenusse seines Glückes sehnte er sich nun nach einer treuen Lebensgefährtin. Aber das erste Heirathsprojekt mit der Tochter einer Verwandten seines Hauswirths zerschlug sich; doch entschlossen, aus dem nachtheiligen und gefährlichen Junggesellenleben herauszutreten, sah er sich nach einer Anderen um. Alte Liebe rostet nicht, dies Sprichwort bewährte sich bei unserm Franklin. Seine alte Liebe zur Miß Read erwachte wieder und erweckte Gegenliebe, die frühere beiderseitige Untreue wurde vergessen, das Gerücht von dem Tode des entlaufenen ersten Gemahls Roger räumte das einzige Hinderniß, welches ihrer Verbindung vielleicht entgegenstand, aus dem Wege und so wurde die Ehe bald geschlossen. Franklin fand an seinem Weibe eine treue, kräftige Stütze im Geschäft, eine verständige aufgeklärte Freundin auf dem Wege durch's Leben und eine liebende, sorgsame Mutter für die Pfänder ihrer Liebe.

Neben seiner Zeitung hatte Franklin noch ein anderes Institut gegründet, dessen öffentliche Wirksamkeit freilich sich erst später geltend machte, wir meinen seine berühmte Junta. Es war dies eine Verbindung talentvoller, strebsamer junger Männer, deren Zweck gegenseitige geistige Ausbildung und moralische Vervollkommnung war; die ersten Mitglieder waren Joseph Brintnal, Godfery, ein geschickter Mathematiker, Scull, ein Feldmesser, Parsons, früher Schuhmacher, später Mathematiker und Oberlandmesser, Maugridge, Schreiner und Mechanikus, Caleman damals Kaufmannsdiener, später Provinzialrichter, und einige Andere, deren Zahl jedoch nie mehr als 12 betrug. Unter der Leitung eines Präsidenten versammelte sich der Bund Freitag Abends in geheimer Sitzung. Nach ihren Regeln diskutirten sie über Sätze der Moral, Naturwissenschaft oder Charaktere aus dem öffentlichen, politischen Leben, blos in der reinen Absicht, die Wahrheit herauszufinden, lasen sich lehrreiche, klassische Werke vor und mußten alle drei Monate einen selbst verfertigten Aufsatz der Gesellschaft vorlegen. Nach Sitte der

englischen Klubs wurden für Uebertretung der Gesetze Geldstrafen festgesetzt, die sich auch bei ihnen auf zu hartnäckiges Beharren auf einer einmal gefaßten Meinung, direkten Widerspruch und jedes hitzige, aufbrausende Benehmen erstreckten. Bei der Aufnahme von Mitgliedern ging man vorsichtig zu Werke; vor der Einführung mußten folgende Fragen stehend, die Hand auf der Brust, beantwortet werden können: „1) Hast Du irgend etwas gegen eins der anwesenden Mitglieder? Antwort: Nein. 2) Kannst Du mit Aufrichtigkeit erklären, daß Du die Menschen im Allgemeinen liebst, von welcher Profession oder Religion sie auch sein mögen? Antwort: Ja. 3) Glaubst Du, daß Jemand blos spekulativer Meinungen oder seines äußeren Gottesdienstes wegen an seinem Leibe, Namen oder Eigenthum gekränkt werden sollte? Antwort: Nein. 4) Liebst Du die Wahrheit um der Wahrheit willen und willst Du Dich bemühen, sie unparteiisch selbst zu suchen und anzunehmen, so wie Andern mitzutheilen? Antwort: Ja. Durch die Beantwortung folgender weiterer Fragen, die jedes Mitglied vor jeder Versammlung durchzulesen verpflichtet war, wurde auf weiseste Benutzung des Lebens und besonnenste Selbstbeachtung hingearbeitet: 1) Ist Dir in dem Schriftsteller, den Du zuletzt gelesen, irgend etwas Bemerkenswerthes zur Mittheilung an die Junta Geeignetes vorgekommen, besonders aus der Geschichte, Moral, Poesie, Physik, Reisebeschreibung, Mechanik oder einem andern Zweige der Wissenschaft? 2) Hast Du vielleicht kürzlich eine Anekdote gehört, deren Erzählung der Gesellschaft angenehm ist? 3) Hat neulich ein Bürger Banquerout gemacht und was wird als Ursache desselben angegeben? 4) Hast Du kürzlich von einem Bürger gehört, dessen Geschäfte besonders gut gehen, und durch welche Mittel? 5) Hast Du kürzlich gehört, wie ein jetzt reicher Mann hier oder an einem andern Orte sein Vermögen erwarb? 6) Kennst Du nicht eine kürzlich von einem Mitbürger begangene edle Handlung, die Lob und Nacheiferung verdient, oder einen Irrthum, der uns zur Warnung

dienen sollte? 7) Welche unglückliche Wirkungen von Unmäßigkeit, Unvorsichtigkeit, Leidenschaftlichkeit oder sonst einem Laster oder einer Thorheit hast Du kürzlich gesehen oder gehört? 8) Welche glückliche Wirkungen der Nüchternheit, Klugheit, Mäßigung oder irgend einer andern Tugend? 9) Bist Du oder einer Deiner Bekannten kürzlich krank oder verwundet gewesen? Und welche Heilmittel wurden angewandt und mit welchem Erfolg? 10) Kennst Du Leute, die in Nothfällen als eilige und sichere Boten zu empfehlen sind? 11) Weißt Du etwas, wodurch die Junta der Menschheit, ihrem Vaterlande, ihren Freunden oder sich selbst einen nützlichen Dienst erweisen könnte? 12) Hast Du Etwas von einem verdienten Fremden gehört, der seit unserer letzten Versammlung in der Stadt angekommen ist? Und was hast Du von seinem Charakter oder seinen Verdiensten gehört oder selbst beobachtet? Und läge es wohl in der Macht der Junta, ihm eine Gefälligkeit zu erzeigen oder ihn zu ermuthigen, wie er es verdient? 13) Kennst Du irgend einen jungen tüchtigen Anfänger, der sich kürzlich etablirt hat und den die Junta in irgend einer Weise unterstützen könnte? 14) Hast Du kürzlich in den Gesetzen Deines Landes einen Fehler bemerkt, dessen Abänderung von der Legislatur zu erwirken gut wäre? Oder kennst Du irgend ein wohlthätiges Gesetz, das noch fehlt? 15) Hast Du kürzlich Eingriffe in die Freiheiten und Rechte des Volks bemerkt? 16) Hat kürzlich Jemand Deinen guten Namen angegriffen und was kann die Junta thun, Dir denselben zu erhalten? 17) Suchst Du die Freundschaft irgend eines Mannes und kann Dir die Junta oder ein Mitglied derselben sie Dir verschaffen? 18) Hast Du kürzlich den Charakter eines Mitglieds angreifen hören und wie hast Du ihn vertheidigt? 19) Hat Dich Jemand beleidigt, von dem Dir die Junta Genugthuung verschaffen kann? 20) Auf welche Art kann die Junta oder ein Mitglied derselben Dir bei einem guten Zwecke behülflich sein? 21) Hast Du irgend ein wichtiges Geschäft vor, in welchem Dir der

Rath der Junta von Nutzen sein könnte? 22) Welche Wohlthaten sind Dir kürzlich von einem hier nicht Anwesenden zu Theil geworden? 23) Bist Du kürzlich auf Schwierigkeiten in Dingen gestoßen, die sich auf Meinung von Recht oder Unrecht beziehen und die Du gern diskutirt haben möchtest? 24) Bemerkst Du in der jetzigen Verfassung der Junta etwas Mangelhaftes, das verbessert werden könnte?

Diese Junta, die Franklin selbst in seinen Memoiren die damals beste Schule der Philosophie und Politik im ganzen Lande nennt, war von unendlicher Wichtigkeit für ihre Angehörigen, ihre Wirkungen unberechenbar wohlthätig auf den Entwicklungsgang des ganzen Volkes. In ihr gewöhnten sich die Mitglieder an ein klares, ruhiges Denken, an eine gesunde, natürliche, nicht künstlich verbildete Auffassung der Verhältnisse; sie reifte dadurch ihre Schüler zu vorurtheilsfreien Männern heran, die zugleich gelernt hatten, ihre gesunden Ansichten in einfacher, gewinnender Weise schriftlich und mündlich abzugeben, sie war die Mutter vieler gleichartigen Verbindungen, deren jede wieder dieselbe schöne Aufgabe zu lösen hatte; alle diese zusammen endlich lieferten dem Volke eine Reihe der achtbarsten, muthigsten Bürger, die im Stande waren den hohen Anforderungen der nächsten Zeit vollständig zu entsprechen und der heiligen Sache der Menschheit als Apostel zu dienen, unter denen unser Franklin der Erste ist.

So war es denn dem regen Benjamin Franklin durch eigne Anstrengungen gelungen, sich zu einem gewissen Wohlstande, zu einem in materieller Beziehung unabhängigen Manne emporzuarbeiten. Diese Stellung erlaubte ihm nun, sein Augenmerk und seine Thätigkeit nach Außen zu richten.

Der Vorschlag eines der Mitglieder der Junta, alle ihre Privatbibliotheken an dem Orte ihrer Versammlungen zu gemeinschaftlichem Gebrauch aufzustellen, fand

zwar lebhafte Unterstützung, wurde aber bald wegen der damit verbundenen Unannehmlichkeiten wieder aufgehoben. Der Mangel eines reichen Bücherschatzes war aber zu sehr gefühlt. Diesem Bedürfnisse gelang es dem sinnreichen Franklin durch Gründung einer öffentlichen Bibliothek auf dem Wege der Subskription abzuhelfen. 50 Personen brachte er zusammen, die durch ein Eintrittsgeld von 40 Schillingen und einen jährlichen Beitrag von 10 Schillingen das Unternehmen sicherten. Wie es mit allem Guten geht, es gewinnt Anhänger und Nachahmung: viele Freunde der Bildung aus England sowohl als aus Amerika, unter denen die Familie Penn und namentlich Peter Collison aus London rühmlichst genannt zu werden verdienen, unterstützten die junge Anstalt durch Schenkungen der trefflichsten Werke, Empfehlungen der neuesten Schriften u. s. w. Später führte die Gesellschaft ein schönes Gebäude zur Aufbewahrung ihrer Bücher auf und der Bürger William Lingham ließ für die an der Vorderseite desselben gelassene Wandvertiefung von dem italienischen Künstler Lazarini eine Bildsäule Benjamin Franklin's aus Carrarischem Marmor anfertigen, das erste Kunstwerk von dieser Größe, das man in Amerika sah. In der Rechten hält er einen umgekehrten Scepter, als Zeichen seiner antimonarchischen Gesinnung, die von Büchern getragene Linke faßt eine Papierrolle; eine römische Tunika bekleidet ihn. Der Bildner arbeitete den wohl getroffenen Kopf nach dem trefflichen Brustbilde von Houdon. — Die Philadelphier Bibliothek ist jetzt eine der besten in der Union und ihr Beispiel rief viele ähnliche Anstalten im ganzen Lande hervor, welche die Bildung des amerikanischen Volkes auf eine unglaubliche Art befördern.

Vom Jahre 1732 an gab Franklin unter dem Namen Richard Saunders einen Kalender heraus, der 25 Jahre hindurch unter dem Titel: „Des armen Richard's Almanach" des Verfassers nachahmungswürdige Tugenden der Sparsamkeit, Mäßigkeit, Ar-

heitsamkeit und Humanität in kurzen, einfachen Sätzen und Sprüchen dem Volke vorführte. 10,000 Exemplare, eine für die damalige Bevölkerung außerordentlich große Anzahl, wurde jährlich abgesetzt und der der letzten Ausgabe vorgedruckte Aufsatz über „die Mittel reich zu werden" in den verschiedensten Sprachen über die ganze civilisirte Welt ausgebreitet.

In seiner wöchentlichen Zeitung lieferte Franklin ebenso dem Volke neben den politischen Neuigkeiten herrliche, einfache Aufsätze, welche die Moral in das gefällige Gewand der Fabel einkleideten und den goldenen Lehren seiner Weltweisheit die gesunden Herzen der einfachen Ansiedler gewannen. Nie aber ließ er sein Blatt durch Persönlichkeiten herabsetzen, wie ihm überhaupt ein solcher Mißbrauch der Presse stets verhaßt war.

Sein Durst nach Wissen war fast ohne Gränzen; die Lücken, die seine mangelhafte Erziehung gelassen hatte, trieb ihn sein strebsamer Geist auszufüllen; in seinem 27. Jahre begann er noch Französisch, Spanisch und Italienisch zu lernen und späterhin sogar noch Lateinisch. Für seinen nachmaligen Wirkungskreis kamen ihm diese Kenntnisse sehr zu Statten.

Das Jahr 1736 eröffnete seine politische Laufbahn; er wurde zum Sekretär (Clerk) der Generalversammlung von Pennsylvanien erwählt und diese Wahl sieben Jahre lang wiederholt.

Durch seine Ernennung zum Postmeister von Philadelphia (1737) erlangte er manche Vortheile für sein Blatt, ließ sich aber keineswegs zu Ungerechtigkeiten verleiten, wie sich Bradford in seiner Eigenschaft als Postmeister solche gegen ihn so lange Zeit erlaubt hatte.

Franklin's Geschäft hatte sich bis dahin sehr gehoben und sein Wohlstand blühete immer mehr auf. Wie er aber die Schätze seiner Kenntnisse und Erfahrungen nicht für sich allein sammelte, so war er auch bei der Anlegung seines Vermögens auf den Nutzen seiner Nebenmenschen bedacht. Treuen, fleißigen Arbeitern lieh er Pressen, Typen und Geld, um an andern Orten ein

Geschäft zu beginnen, das nach baldiger Deckung der Schuld sie als selbstständige Herren hinstellte.

Das Auge, aus dem seine menschenfreundliche Seele leuchtete, erkannte leicht die Mängel, die der gesellschaftlichen Ordnung Abbruch thaten, und sein praktischer Verstand fand bald die zweckmäßigsten Mittel zu deren Abhülfe. Die nächtliche Polizei war damals in Philadelphia sehr schlecht; im Dienste der Konstabeln standen gewöhnlich allerlei Leute, welche selbst Verbrechen ausübten statt sie zu verhindern. Franklin legte in der Junta einen Plan vor, nach welchem bestimmte Wachtleute angestellt und die dadurch verursachten Kosten durch eine progressive Vermögenssteuer gedeckt werden sollten. Als die Mitglieder der Junta einflußreiche Männer geworden waren, wurde der Plan zum Gesetz erhoben. — Die jetzt so zahlreich durch alle Städte der vereinigten Staaten verbreiteten freiwilligen Feuerkompagnien sind ebenfalls nach dem Plane Franklin's durch die Junta entstanden (1738). Auch die Brandversicherungsgesellschaft in Philadelphia sieht in Franklin ihren Gründer.

Das Jahr 1744 rief zwei neue Institute in's Leben, die in der Entwickelungsgeschichte des Staates Pennsylvanien als zwei schöne Denkmäler ihres Schöpfers dastehen. Die philosophische Gesellschaft, die vorzugsweise aus den Mitgliedern der Junta zusammengesetzt war, sollte das damals noch nicht so aufgeklärte amerikanische Volk von Vorurtheilen frei, ihm die Wahrheiten der Vernunft und der Philosophie zugänglich, und es zu freien, denkenden Menschen machen.

Die Landwehr hatte die Aufgabe, die westlichen und nördlichen Gränzen des Landes gegen die Plünderungszüge der Franzosen und Indianer zu schützen. — Der damalige Gouverneur von Pennsylvanien suchte die Assembly vergebens zum Erlaß eines Milizgesetzes zu bewegen; diese aber wollte nur unter der Bedingung ihre Einwilligung geben, daß auch die Eigenthümer des Landes, W. Penn's Nachkommen, an den Lasten des Landes tragen hülfen; und außerdem sträubte sich auch

die überspannte Sittlichkeit der Quäker, die damals in der Majorität waren, gegen jede kriegerische Maßregel. Die Folgen dieser Uneinigkeit waren die erwähnten Einfälle, namentlich der Indianer, während des Kriegs zwischen den Engländern und Franzosen. Franklin wußte ihnen Einhalt zu thun, ohne erst die Ausgleichung des Zwistes unter den Behörden abzuwarten. Mit einem energischen Pamphlet: „Reine Wahrheit“ trat er 1744 direkt vor das Volk, zeigte ihm die vorschwebende Gefahr, erinnerte es in kräftigen Worten an seine Pflicht und bewog es dadurch, in einer großen Volksversammlung zu Philadelphia den ihm vorgelegten Plan einer freiwilligen Landwehr zur Vertheidigung der Gränzen anzunehmen. 1200 Bürger zeichneten sich augenblicklich ein, deren Zahl in einigen Wochen auf 10,000 stieg. Sie suchten sich so schnell als möglich zu bewaffnen, verschrieben selbst Kanonen aus London und bildeten bald eine gut organisirte, kräftige Streitmacht, deren Oberbefehl Franklin jedoch ablehnte. — Die gewissenhaften Quäker hatten Nichts dagegen einzuwenden, daß Andere ihr Leben und Eigenthum vertheidigten.

Franklin's praktischer Sinn strebte beständig danach, die Wissenschaft auf das Leben anzuwenden. 1745 erfand er einen Ofen zum sparsamen und gesunden Erwärmen der Zimmer. Die spätere Erfindung des Blitzableiters trug seinen Namen zu allen Völkern.

Bisher war das Wesen der Elektricität nur wenig erforscht worden, Franklin selbst hörte erst 1745 von ihr. Sein Freund Collison, dessen wir schon früher Erwähnung gethan, sandte nämlich der Bibliotheks-Gesellschaft zu Philadelphia einen elektrischen Apparat mit einigen Nachrichten über die neuesten Experimente. Franklin's Scharfsinn entdeckte bald die wichtigsten Eigenschaften dieser Erscheinung; so, dieselbe durch Spitzen ein- und auszulassen, so die negative und positive Elektricität, die in einer des Gleichgewichts beraubten Fluth ihre Erklärung finde und ihm — ein Meisterstück seines Scharfsinnes — die Entladung der Leidner Flasche

möglich machte. 1747 theilte er diese wichtigen Entdeckungen seinem Freunde Collison mit. 1749 erklärte er das Nordlicht für eine elektrische Erscheinung und machte seine Ansicht über die Gleichartigkeit des Gewitters und der Elektricität bekannt. Ueber die Wahrheit dieses Satzes faßte er die kühne Idee, den Himmel selbst zu befragen und zu sehen, ob sich der Blitz durch eine hoch angebrachte Spitze an einem Eisendraht schadlos auf die Erde herabziehen oder über die Schlagweite hinaustreiben lasse. Daran knüpfte er den Gedanken, Häuser, Schiffe u. s. w. gegen den Blitz zu schützen. Dies Experiment an einem hohen Thurm oder andern hohen Gegenstand zu machen, fand sich in Philadelphia keine Gelegenheit. Da kam er 1752 auf die Idee, den Versuch mit einem Drachen anzustellen. Er zog also über zwei gekreuzte Holzstäbe ein seidenes Tuch, das von der Nässe weniger leide als Papier, und befestigte an den aufrecht stehenden Stab eine eiserne Spitze. Der Bindfaden war bis auf das untere seidene Ende von Hanf. Wo der Hanffaden aufhörte, war ein Schlüssel befestigt. Mit diesem einfachen Apparate ging er in Begleitung seines Sohnes bei einem Gewitter auf das Feld hinaus und ließ den Drachen in die Wolken steigen. Schon zweifelte er an einem glücklichen Erfolg, als verschiedene Gewitterwolken über ihn hingezogen waren, ohne daß er Spuren von Elektricität entdeckt hatte. Da sah er auf einmal, wie sich die feinen Fasern am Bindfaden merkwürdig aufrichteten, er hielt den Knöchel seines Fingers an den Schlüssel und entlockte ihm einen starken Funken; seine Theorie hatte sich bewährt, alle weiteren Versuche bestätigten ihre Wahrheit. Schon einen Monat früher hatte ein Naturforscher aus Paris das von Franklin vorgeschlagene Experiment gemacht und dieselben glücklichen Resultate erzielt, und bald waren aller Orten die Blitzableiter errichtet.

Diese großartige Entdeckung war zu glänzend, als daß sie ihm nicht eine Menge Feinde zugezogen hätte; doch waren diese, unter denen sich besonders die Eng-

länder hervorthaten; nicht im Stande, ihm den Ruhm der Entdeckung zu entreißen und „sich so für den Verlust der dreizehn Kolonien zu rächen." Franklin's Briefe über diesen Gegenstand wurden in die verschiedensten Sprachen übersetzt. Manches aus seiner Theorie hat die neuere Wissenschaft beseitigt. Der Ruhm, den Zorn des Himmels entwaffnet zu haben, bleibt ihm ewig.

Neben diesen Studien vergaß er keineswegs, seinen staatsbürgerlichen Pflichten mit Eifer obzuliegen. Er bekleidete das Amt eines Aldermanns und 1747 wählte ihn die Stadt zum Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, in der er bald als Führer der Opposition großen Einfluß gewann.

Das wirksamste Mittel, die errungenen Rechte zu sichern, schien ihm, das Volk über seinen eignen Werth aufzuklären, es denselben kennen zu lehren. Dazu hatte er die Junta gebildet, die Bibliothek gegründet, die philosophische Gesellschaft in's Leben gerufen. Zu dem Endzweck entwarf er einen Plan einer in Philadelphia zu errichtenden Akademie; schon im folgenden Jahre 1750 wurden zur Ausführung desselben 800 Pfund Sterling jährlich auf fünf Jahre gezeichnet und drei Klassen, die lateinisch-griechische, die mathematische und die englische eröffnet. Den Bemühungen Franklin's und den Leistungen der Anstalt war es zuzuschreiben, daß der immer ansehnlicher vermehrte Fond die Erweiterung der Schule zur Universität von Pennsylvanien möglich machte, die bei Franklin's Ableben in schönster Blüte stand.

Ein geschickter Arzt zu Philadelphia, Namens Bond, hatte sich längere Zeit vergebens bemüht, auf dem Wege der Subskription ein Hospital für arme Kranke zu gründen. Da gewann er Franklin für diese Idee. Dieser brachte nun einen Vorschlag vor die Assembly, 2000 Pfund für dies wohlthätige Institut zu zeichnen, wenn eine gleiche Summe auf Privatwegen aufgebracht würde. Die Versammlung, welches dieses letzte für unmöglich hielt, genehmigte den Vorschlag und wurde bald

durch die verdoppelten Anstrengungen der Freunde des Unternehmers zur Auszahlung gezwungen; das Hospital ward gegründet.

Die Verdienste, die sich Franklin durch seine Verbesserungen um das Postwesen erworben hatte, bewogen die brittische Regierung dazu, ihn 1753 zum Generalpostmeister der Kolonien zu ernennen. Der Ertrag, den er der Regierung übersandte, betrug bald das Dreifache der Einkünfte aus der irländischen Post.

Der Friede zu Aachen zwischen Frankreich und England (1748) hatte zwar den oben erwähnten Krieg beendigt; die Blüte der Kolonien aber war Grund genug, neue Feindseligkeiten zu erwecken. — Die Franzosen waren damit beschäftigt, ihre Besitzungen im Norden mit jenen im Süden durch eine Reihe Festungswerke vom Ontario-See bis nach New-Orleans zu verbinden, und dadurch der weiteren westlichen Ausdehnung der englischen Besitzungen zuvorzukommen. Eine Gesellschaft von englischen Kaufleuten, die sich mit Bewilligung ihres Königs an den Ufern des Ohio niedergelassen hatten, machten die Franzosen zu Gefangenen und führten sie nach Kanada. Vergebens forderte sie der Gouverneur von Virginien, in dessen Gränzen der Vorfall sich ereignet hatte, zurück. Der Ausbruch eines Kriegs stand bevor. Welche nachtheiligen Folgen dadurch für die Kolonien erwuchsen, haben wir bereits gesehen; sie suchten sich daher vor denselben zu wahren. Vereinzelt aber, das wußten sie, hatten sie zum Widerstand keine Macht, zumal innere Zerwürfnisse mit den Statthaltern die erforderliche Bewaffnung nicht zu Stande kommen ließen. Es schien daher unerläßlich, gemeinschaftliche Vertheidigungsmaßregeln zu bestimmen. Zu dem Ende kamen 1754 die Gesandten von sechs Kolonien in Albani zusammen, wo Franklin als Delegat für Pennsylvanien seinen berühmten Albanischen Unionsplan vorlegte. Es sollte darnach die Generalregierung sämmtlicher Kolonien aus einem von der Krone zu ernennenden Präsidenten und aus einem von den Repräsentanten der verschiedenen Kolonien zu

wählenden großen Rathe bestehen. Keine Kolonie durfte weniger als zwei, keine mehr als sieben Repräsentanten einsenden können. Die ausübende Gewalt war in den Händen des Präsidenten, die gesetzgebende theilte sich zwischen ihm und dem großen Rathe. Beide zusammen konnten Krieg und Frieden beschließen, Bündnisse eingehen rc. rc. Alle Gesetze jedoch bedurften der Zustimmung des Königs. Außerdem ernannte der Präsident die Land- und Seeoffiziere, der große Rath die Civilbeamten, jede Ernennung aber war erst durch die Bestätigung der andern Behörde gültig. Dieser Plan wurde nach einiger Debatte von dem Kongreß angenommen, von den gesetzgebenden Versammlungen der einzelnen Staaten aber als zu monarchisch und von der brittischen Krone als zu demokratisch verworfen. Vier und zwanzig Jahre später diente er einem andern Kongreß, der die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten erklärte, zur Grundlage.

Mittlerweile war der Krieg ausgebrochen (1754), Washington's Feldzug mißglückt. Die englische Regierung sandte den General Braddok nach Amerika, um den mit den Indianern verbündeten Feinden entgegenzutreten; er landete in Maryland (1755.) Mit Wagen, die durch Franklin's Vermittelung und Thätigkeit großentheils aus Pennsylvanien zusammen gebracht wurden, brach Braddok nach dem Fort Du Quesne auf, wurde aber von einem Hinterhalt überfallen und mit vielen seiner Soldaten niedergemetzelt. Der von den Eigenthümern der Wagen bestürmte Franklin wirkte erst nach vieler Mühe die Bezahlung der verlorenen Wagen durch die englische Regierung aus.

Große Furcht überkam die Kolonien über Braddok's Niederlage; Franklin setzte trotz der Weigerung der Quäker einen Vorschlag in der Assembly durch, wornach die Organisirung einer Miliz aus Freiwilligen beschlossen wurde. Er selbst führte als Oberst sein aus 1200 Mann bestehendes Philadelphier Regiment an die nordwestlichen Gränzen, befestigte einige Forts gegen die

Einfälle der Indianer und kehrte dann nach Ertheilung zweckmäßiger Anordnungen in die Assembly nach Philadelphia zurück, wo seine Anwesenheit nöthiger war.

Der Streit mit den „Eigenthümern" hatte bis dahin an Heftigkeit zugenommen; die drohende Gefahr an den Marken des Landes hatte ihn nicht zu mäßigen vermocht. Die Assembly weigerte sich fortwährend Steuern zu bewilligen, wenn nicht auch die reichen, in England ihr Einkommen verprassenden Söhne Penn's den ihnen zukommenden Theil derselben trügen; der Gouverneur durfte dagegen nach seinen Instruktionen sich auf ein solches Zugeständniß nicht einlassen. Die im allgemeinen Schrecken nach Braddok's Niederlage als Ausnahme zugeschossenen 5000 Dollars von Seiten des Gouverneurs genügten den Repräsentanten nur für den Augenblick. Der Zwiespalt zwischen beiden Behörden wurde unter dem neuen Gouverneur Denny nur größer und so entschloß sich die Assembly, eine Petition an den König gegen die Eigenthümer durch Benjamin Franklin, ihren künftigen Agenten in London, überbringen zu lassen. Nach einer gefährlichen Reise kam er in Begleitung seines Sohnes im Juli 1757 daselbst an. — Bald nach seiner Ankunft überzeugte er sich von der Schwierigkeit seiner Stellung und seiner Aufgabe. Die Stimmung des Volks war durch falsche Zeitungsberichte gegen die Assembly als einen Körper widerspenstiger Fanatiker gerichtet, die Regierung aus bekannten Gründen ihr auch nicht sehr geneigt. Seinen Aufträgen zufolge mußte er zuerst mit den Eigenthümern verhandeln; als dies fruchtlos blieb, wandte er sich mit seiner Petition an den König. Daneben hatte er es aber nicht unterlassen, die größte Macht, die öffentliche Meinung zu bearbeiten; in einer einfachen Darstellung der Verhältnisse widerlegte er die schnödesten Verläumdungen gegen die Assembly; das aufmerksam gewordene Publikum las mit Interesse die „Historische Revue der Konstitution und der Regierung von Pennsylvanien seit ihrem Ursprunge," in der eine Menge offizieller Dokumente das Unrecht der „Eigenthümer"

auf's Schlagendste nachwiesen; die Nachricht endlich, daß selbst der Gouverneur Denny den Forderungen der Assembly in Bezug auf die allgemeine Besteuerung nachgegeben hatte, gewann die öffentliche Meinung vollends; die Söhne Penn's sahen ihre Sache nur noch wenig haltbar und mußten am Ende mit dem Anfangs verächtlich behandelten Agenten der Kolonie einen Vertrag eingehen, in welchem das Prinzip der allgemeinen und gleichmäßigen Besteuerung vollständig anerkannt wurde.

Dieser Sieg und die Art und Weise, wie er ihn herbeigeführt hatte, verschaffte Franklin in England allgemeine Achtung, in seiner Heimath allgemeines Vertrauen; er blieb als Geschäftsträger seiner Provinz am Hofe und auch Massachusetts, Maryland und Georgien ernannten ihn zu ihrem Agenten.

Der englischen Regierung, der die Amerikaner noch sehr zugethan waren, leistete er während seines dortigen Aufenthalts einen wesentlichen Dienst. Die Provinz Kanada war damals im Besitz der Franzosen. Sie zogen aus dem Handel mit den Indianern großen Nutzen, während die brittischen Besitzungen durch die Freundschaft ihrer Feinde (Frankreich) mit diesen wilden Stämmen besonders in Kriegszeiten beträchtlich litten. Franklin zeigte den englischen Staatsmännern, namentlich durch sein „Kanada Pamphlet", welcher unersetzlicher Verlust für die Franzosen und welcher Gewinn für England die Eroberung Kanada's sei, und gewann Pitt, den damaligen Minister, für diese Idee, der bald den General Wolfe zur Ausführung derselben nach Amerika sandte, dessen glücklicher Feldzug mit der Vertreibung der Franzosen aus jener Provinz endete.

Neben den politischen Gegenständen beschäftigte sich der rastlose Geist Franklin's auch noch mit seinem Lieblingsstudium, der Physik; er führte die ausgedehnteste Korrespondenz mit den berühmtesten Physikern der Welt, die sich alle um seine Freundschaft bewarben. Von drei englischen Universitäten mit der Doktorwürde bekleidet, geachtet und geschätzt von den ersten Gesellschaften und

Männern der alten Welt, kehrte der einfache, große Amerikaner 1762 nach Philadelphia zurück und erhielt von der Assembly einen öffentlichen Dank „sowohl für die treue Pflichterfüllung gegen Pennsylvanien, als auch für die vielen und wichtigen Dienste für ganz Amerika," und daneben eine Entschädigungssumme von 5000 Pfund."

Am Ende desselben Jahres erschreckten die Gräuelscenen der „Parton Boys" die ganze Provinz. Die Grausamkeiten, mit welchen die Einfälle der Indianer begleitet waren, bestimmten die Gränzbewohner zu dem Entschluß, alle Rothhäute, ohne Beachtung ihrer Stellung zu den Weißen umzubringen. Ihrer ungefähr 120 rückten zu Pferd in die Grafschaft Lancastar, wo ein mit den Weißen im besten Einvernehmen lebender Indianerstamm wohnte. Die Indianer wurden mit der ihnen drohenden Gefahr bekannt gemacht, schenkten jedoch der Nachricht kein Vertrauen, weil sie mit ihren weißen Freunden keine Verfolgung erwarten konnten. Die Parton Boys aber mordeten Alles hin, was sie vorfanden. Die Uebrigen, die durch ihre Abwesenheit auf dem Felde gerettet waren, brachte man nach Lancaster, um ihr Leben im Gefängnisse vor den Mördern sicher zu stellen. Aber auch dies erbrachen die Wüthenden und setzten ihre Metzeleien fort. Eine zweimalige Proklamation des Gouverneurs dem Unwesen zu steuern, fruchtete Nichts; ein Theil der Unmenschen schickte sich sogar an, bis nach Philadelphia ihre Verfolgungen fortzusetzen. Da trat Franklin ihnen entgegen und seine eindringlichen Worte vermochten sie, von ihrem Vorhaben abzustehen und sich ruhig nach Hause zu begeben.

Gesetze und Gebräuche, die von Ungerechtigkeit und unsinnigen Widersprüchen strotzen, werden selten auf parlamentarischem Wege aus der Gesellschaft entfernt, wenn bei ihrer Abschaffung die Einwilligung zweier feindlicher dabei interessirter Parteien erforderlich ist; nur eine große Umwälzung kann sie beseitigen. Der Streit der Kolonien mit den Eigenthümern liefert für diese Behauptung eins der schlagendsten Beispiele. — Die reichen Nachkommen Penn's

waren durch eine Schenkungsakte im Besitz der ungeheuren Länderstrecken der Provinz Pennsylvanien. Der König von England war nach Vernunftgründen nicht befähigt, diesen Boden auf ewige Zeiten zu verschenken und die Besitzer von allen Abgaben zu befreien, da derselbe ihm nie gehört hatte. Nach vielen Anstrengungen endlich war es den Kolonisten gelungen, wie wir gesehen haben, den Besitzern einige Zugeständnisse abzuzwingen. Als aber die erste Aufregung vorüber war, erhob sich der Streit von Neuem. Die Eigenthümer ärgerten sich über ihre Zugeständnisse und traten mit gewohnter Anmaßung für ihre Unrechte der Entwicklung der Kolonie entgegen. Der Unwille der Letzteren über solch frevelhafte Verletzung der Freiheit bestimmte sie, die Unterhandlungen mit den Eigenthümern und ihrem instruirten Gouverneur gänzlich abzubrechen und den König in einer Petition zu bitten, die bisherige Verfassung der Eigenthümer von Pennsylvanien in eine königliche umzuwandeln und die Administration direkt unter die Krone zu stellen. Bei der nächsten Wahl zur Assembly 1764 intriguirten die Beamten und Anhänger der Eigenthümer so planmäßig, daß sie eine Wiedererwählung Franklin's vereitelten und er so den Sitz in der Assembly verlor, in die er selbst während seiner Abwesenheit in England gewählt worden war. Der Sieg seiner Feinde war aber nur ein voreiliger; die Assembly ernannte ihn auf's Neue mit großer Majorität zu ihrem Agenten in London, wohl wissend, daß sie keinen besseren Vertheidiger ihrer Rechte finden konnte. Vor seiner Abreise (1764) widerlegte er in einer herrlich geschriebenen Broschüre der Reihe nach alle Einsprüche, die gegen seine abermalige Ernennung erhoben waren.

Ungerechtigkeit und Blindheit der Herrschsucht, hervorgehend aus Mangel an Freiheit auf der einen, aus Liebe zur Unabhängigkeit und Freiheit auf der andern Seite, führten nun einen Kampf herbei, der Franklin's ursprüngliche Aufgabe wesentlich veränderte. — Die englische Staatsschuld war durch die letzten Kriege gegen

Frankreich um eine sehr bedeutende Summe gewachsen. Die Regierung beschloß zu Gunsten ihrer Unterthanen zu Hause, die Kolonien zur Tilgung dieser neuen Schuld zu besteuern. Diese aber, die selbst während des letzten Krieges beträchtliche Schulden kontrahirt hatten, deren Bezahlung jetzt große Opfer von ihnen forderte, die vor Allem stolz waren auf das vornehmste Recht der freien Britten, nur selbst bewilligte Abgaben zu entrichten, nahmen die Nachricht von der durch den Minister Greenville beabsichtigten Stempelsteuer mit heftigem Unwillen auf und beauftragten Franklin, ihre diese Angelegenheit berührenden Beschlüsse der Behörde einzureichen. Die Protestationen waren umsonst, die eingebrachte Bill ging durch und die berüchtigte Stempelakte erschien. Der Erfolg ihrer Veröffentlichung in Amerika war ein ganz anderer, als man in England gehofft, ja irgend wie geahnt hatte; die Stempelbogen wurden zerrissen, die Steuerbeamten verhöhnet; allenthalben, besonders in Massachusetts, bildeten sich Vereine unter den Namen „Söhne der Freiheit," die die heiligen Rechte des amerikanischen Volks beschützen und es zu kräftigem Widerstande anhalten sollten. Der Geist, der sich in Virginien (Patrick Henry,) Massachusetts, Rhode-Island u. s. w. zeigte, die Thätigkeit und Umsicht, die Franklin zur Abwendung des drohenden Unheils entwickelte, erregten doch ein gewisses Bedenken. Um über die Stimmung in den Kolonien klar zu werden, wurde der amerikanische Agent am 3. Februar 1766 vor die Schranken des brittischen Parlaments geladen. Klar, frei und unerschrocken beantwortete der einfache Bürger jede ihm vorgelegte Frage, seine Einsicht, sein Freimuth, seine Unerschrockenheit flößten dem englischen Volke Bewunderung vor ihm und Achtung vor denen ei einen die er repräsentirte. Er erklärte ruhig und würdev netsten die Amerikaner nie eine Stempeltaxe zahlen würden umten man sie auch mit Waffengewalt dazu zwinge" den erste würden sich nie irgend einer beldern nach dagegen das Grundsatz zu erhebenden Ster Beamten so vortrefflich,

Freibriefen sei ihnen gleiche Berechtigung mit den Engländern zugestanden; das erste Recht der Engländer sei, auf gemeinsame Zustimmung besteuert zu werden, bisher hätten sie, dazu aufgefordert, freiwillig ihre Abgaben gegeben, gezwungen aber ließen sie sich ihr Recht durch Unrecht und Gewalt nicht aus den Händen reißen; wolle man etwa die Erlangung des Gerichts und die Eintreibung der Schuld vom Gebrauch der Stempelbogen abhängig machen, so glaube er fest, daß alle Amerikaner handeln würden wie er; „ich habe gar viele Schulden ausstehn, ich würde sie aber lieber als gesetzlich uneintreibbar stehen lassen, als mich der Stempelakte unterwerfen; sie werden dann Ehrenschulden; ich meine: das Volk bleibt entweder in der Lage, oder es findet Mittel sich heraus zu winden, vielleicht durch allgemeine Uebereinkunft, gerichtlich ohne Stempel zu verfahren.“ — Die Entschiedenheit, die sich in diesen Erklärungen aussprach, imponirte; nach einiger Zeit wurde die gehässige Stempelakte zurückgezogen, wenn das Parlament sich auch noch das Recht, den Kolonien Steuern aufzulegen, vindicirte. — Franklin empfing in Folge seines Sieges die wärmste Anerkennung von Amerika. Seine Reisen (1766) durch Holland, Deutschland und später durch Frankreich glichen einem großen Triumphzuge, und so war er bald der gefeiertste Mann zugleich in der neuen und in der alten Welt.

Indessen trübte das verblendete englische Ministerium bald die Freude der Kolonisten. Eine neue Akte, welche die englischen Manufaktur-Waaren, Glas, Papier, Malerfarben 2c. besteuerte, und andere die Freiheit verletzende Anordnungen riefen neue Stürme hervor. Franklin arbeitete mit all' seiner Kraft, eine Versöhnung und Verständi[illegible] zwischen dem Mutterlande und den Kolonien herzugehend Durch seine Aufsätze: die „Ursachen der amerikazur [illegible]Mißverständnisse bis 1768,“ „Entstehung und Fortführten [illegible]amerikanischen Revolution,“ „das preußische sprüngliche [illegible]eg, [illegible]es Reich in ein kleines zu verlische Staatsschuld war d[illegible]ische Volk und die Regier=

ung aufzuklären und versöhnend zu stimmen; durch Uebersendung eines Paquets Briefe von Hutchinson und Oliver, den ersten königlichen Beamten in Massachusetts, an die Assembly daselbst, in denen diese die englische Regierung gegen die Bürger in Massachusetts aufzureizen strebten, hoffte er, den Haß derselben von der englischen Regierung auf die damaligen Beamten überzutragen.

Beides mißlang; die zunehmende Bedrückung steigerte die Aufregung. Das Bürgerblut, das in den Straßen von Boston geflossen, machte den Bruch unvermeidlich.

In Folge der Einsicht in obige Briefe gelangte von Massachusetts eine Petition um Absetzung Hutchinson's und Oliver's an den König. Die Sache wurde dem Staatsrath vorgelegt und Franklin als Auskunftsperson vorgeladen. Diese Gelegenheit wollten seine stolzen Feinde benutzen, um den großen verhaßten Gegner zu stürzen. Die Veröffentlichung der Briefe hatte nämlich aus Mißverständniß ein Duell zwischen zwei Herrn veranlaßt; sobald Franklin diesen Vorfall hörte, erklärte er öffentlich, daß er als Agent für Massachusetts die Briefe versendet habe, die beiden Herrn also von jedem Verdacht der Veruntreuung frei seien. (Von wem diese Papiere waren, hat er nie gestanden.) Auf Grund dieser Anzeige bemühte sich der Anwalt der Verklagten, Wedderburne, nachmaliger Lord Loughborough den Prozeß in eine Anklage gegen Franklin wegen Unterschlagung von Briefen und Verletzung des Briefgeheimnisses umzuwandeln, und den so überraschten Agitator durch richterlichen Spruch zu vernichten. Franklin aber erbat sich einen spätern Termin aus, um sich auf eine so unerwartete Anklage vorzubereiten und ebenfalls einen Anwalt zur Seite zu nehmen. Zwei der ausgezeichnetsten Advokaten von London übernahmen an dem anberaumten Tage seine Vertheidigung, reinigten ihn von den erhobenen Beschuldigungen und beleuchteten dagegen das niederträchtige Verfahren jener Beamten so vortrefflich,

daß jeder unparteiische Richter deren unbedingte Absetzung hätte verfügen müssen. Nach ihnen trat Wedderburne auf, seine Vertheidigung und Beweise lagen in dem schamlosesten Schimpfen, den gehässigsten Ausfällen gegen Franklin, wie: elender Betrüger, feiger Dieb, Verräther, frecher Verletzer des Briefgeheimnisses, grausamer Mörder &c. Jedes dieser Worte begleiteten die edlen Lords, die sich zu den Verhandlungen eingefunden hatten, mit lautem Beifallklatschen, und sahen in jeder Sylbe einen Dolchstich, der allein schon hinreiche, das Ansehn und den mächtigen Einfluß des Gegners aus der Welt zu räumen. Franklin schauete mit der Ruhe und Würde eines Philosophen drein und ging rein und groß aus dem Treffen hervor, in dem sich nur seine Feinde mit ihren eignen Waffen verwundet hatten. — Aber die Absetzung der Beamten unterblieb.

Der Erfolg des Prozesses, die Bewunderung und das Lob, die Wedderburne zu Theil wurden, öffneten Franklin die Augen. Bisher war er stolz darauf gewesen, Unterthan der brittischen Krone zu sein, hatte sich mit Stolz zu dem Volke gerechnet, das allein von allen europäischen Nationen im Stande gewesen, sich wesentliche Rechte zu erringen und zu erhalten. Die Verfassung dieses Landes galt ihm als Ideal und das Verhältniß der Kolonien zum Mutterlande als ein für beide Theile äußerst günstiges. Der König war ihnen gemeinschaftlich, die Konstitution garantirte allen Gliedern gleiche Rechte, die einzelnen Assemblees waren für die Kolonien, was für England das Parlament war. Es war ihm eine Lieblingsbeschäftigung, sich die bedeutsame Zukunft des einigen, starken Ganzen auszumalen. Die letzten Erlebnisse hatten ihm seinen Glauben geraubt; er sah, daß England nur aus schnödem Egoismus die bisherige Verbindung erhalten, daß eine fernere nur mit Verlust der Freiheit bestehen könne. Der Preis war dem amerikanischen Sohne zu kostbar: alle Bande mit dem übermüthigen Mutterlande im Nu zersprengt.

Hatte Franklin früher auf Beseitigung der Streitig-

keiten hingearbeitet, so galt nun seine ganze Thätigkeit, den vollständigen Bruch einzuleiten.

Mit gleicher Liebe hingen die Kolonien bisher an Alt-England. Die Aeltern erzählten gern von der „alten Heimath," „von Haus" und die Kinder lernten es als das Land ihrer Wünsche kennen. Was von daher kam, Mode, Sitte, ꝛc. war gut. Wenn der allgemein verehrte König durch seinen Staatssekretär in der üblichen Weise Geld oder Mannschaft verlangte, so hatten die loyalen Kolonisten oft mehr geliefert als er forderte. Aus Liebe zur Heimath, zum König und zu ihren verfassungsmäßigen Rechten unterzogen sie sich gern den alten Pflichten. Wie sie bereitwillig waren zur Erfüllung dieser letzteren, waren sie auch stolz und eifersüchtig auf den ungefährdeten Besitz der brittischen Rechte. Freilich nur eine grobe Verletzung derselben konnte die Anhänglichkeit und große Liebe zum Stammland aufheben.

Die letzten Maßregeln der englischen Regierung waren sehr dazu geeignet. Zuerst die Stempeltaxe, dann die Steuer auf Glas, Papier, Farben, Thee ꝛc., die willkürliche Verlegung und Aufhebung der Assemblees, die Abhängigmachung der Richter von der Krone, die Vermehrung der Beamten, die Einführung fremder Truppen, die verletzende Mißachtung aller ihrer Petitionen setzten böses Blut. In einigen Männern, die für Menschenrecht ein Herz und für die Größe ihres Volkes Begeisterung hatten, entstand der Gedanke an Losreißung vom Mutterlande, an Unabhängigkeit; sie verstanden es, für diese Idee ihre Mitbürger zu begeistern. Unter diesen kühnen Männern war Franklin einer der ersten und wichtigsten. Er machte durch Briefe bei seinen Freunden, beim Volke durch die Presse Propaganda. „Jetzt ist," ließ er dem Volke durch Samuel Adams sagen, „der entscheidende Augenblick gekommen, wo ganz Europa sehen wird, ob die Amerikaner Tugend und Geisteskraft besitzen. — Seid standhaft, seid muthig und, wie König Heinrich in der Schlacht seinen Soldaten zurief, macht Euern Müttern keine Schande! Beweist jetzt in diesem

Augenblicke, daß die, welche Ihr Eure Väter nennt, Euch wirklich gezeugt haben." — Der berühmte Kongreß zu Philadelphia von 1774, zu dessen Beschickung er schon längst angeregt hatte, trat zusammen. Die Petition desselben an den König, die eine kurze Anführung der Beschwerden und in loyalen Ausdrücken eine Bitte um deren Abhülfe enthielt, blieb ohne Erfolg.

Der Hohn, den er als Repräsentant der Kolonien beim Hutchinson'schen Prozeß erfahren hatte, und die gänzlich mißglückten letzten Versuche des Grafen Chatam, eine Ausgleichung der Streitigkeiten herbeizuführen, überzeugten Franklin, daß die ferneren Unterhandlungen kein genügendes Resultat erzielen würden; die Regierung pochte auf ihre Macht und bestand auf ihrem Recht der Unterdrückung, der amerikanische Agent, dem alle Bestechungsversuche vorkamen, „als wenn ihm Jemand in die Suppe spuckte," kannte blos eine einzige, jetzt unmögliche Bedingung der Versöhnung, die vollständige Abhülfe der erhobenen Beschwerden der Kolonien und deren gänzliche Gleichstellung mit dem Mutterlande. Daher kehrte er (1775) nach Amerika zurück.

In Philadelphia empfingen ihn seine Mitbürger sehr herzlich; zum Beweis ihrer Verehrung und zum Dank für seine außerordentlichen Verdienste wählte ihn die gesetzgebende Versammlung von Pennsylvanien am Tage nach seiner Ankunft zum Abgeordneten auf den Kongreß. Hier und im ganzen Volke sah er, daß die bei Lexington am 19. April 1775 gefallenen Amerikaner einen undurchdringlichen Wall zwischen den Kolonien und England bildeten, daß das Streben nach Unabhängigkeit bereits feste Wurzel gegriffen hatte. All' sein Ansehen und seine Kraft verwandte er auf Ausbildung dieses Sinnes zum Ruhm und zum Heile des Landes. „Meine Zeit," schrieb er einige Wochen nachher an einen Freund, „war nie mehr in Anspruch genommen, als jetzt. Morgens um sechs Uhr bin ich im Sicherheitsausschuß, den die Assembly ernannt hat, um die Provinz in Vertheidigungszustand zu setzen; diese Sitzung dauert bis neun, und

von da gehe ich in den Kongreß, der bis vier Uhr Nachmittags sitzt. Beide Körper verfahren mit der größten Einmüthigkeit und ihre Versammlungen werden regelmäßig besucht. In England wird man es kaum glauben können, daß bei uns Männer aus Eifer für das Gemeinwohl eben so fleißig sein können, als bei Euch für Tausende von jährlichem Gehalt. Das ist aber der Unterschied zwischen neuen unverdorbenen und alten verdorbenen Staaten."

Endlich fertigte der Kongreß noch die letzte bekannte Petition an den König (Juli 1775) ab; sie sollte gleichsam eine gewisse Schlußrechnung, eine Rechtfertigung der nächsten Handlungsweise für Mit- und Nachwelt sein. Um dieselbe Zeit schrieb Franklin folgenden berühmt gewordenen Brief:

Philadelphia am 5. Juli 1775.

Herr Straham!

Sie sind Mitglied des Parlaments und einer von der Majorität, die mein Vaterland zur Vernichtung verdammt hat. — Ihr habt angefangen, unsere Städte zu verbrennen und unser Volk zu morden. — Sehet auf Eure Hände! Sie sind befleckt von dem Blute Eurer Verwandten. Sie und ich waren lange Freunde, jetzt sind Sie mein Feind und ich bin der Ihrige.

Benj. Franklin.

Franklin's Thätigkeit und Umsicht zeigten sich bewunderungswürdig. Zuerst drang er auf Ausgabe von Papiergeld, um bei dem Mangel an Münze den Widerstand energisch und erfolgreich leisten zu können. Im Oktober 1775 wurde er mit Harrison und Lynch vom Kongreß zu einer Comité ernannt, um im Verein mit Washington die im Lager bei Cambridge stehenden Truppen, deren Dienstzeit bald zu Ende war, von der dringenden Nothwendigkeit, für die Erlangung der Freiheit des Vaterlandes weiter zu dienen, zu überzeugen. Eine Sendung nach Kanada, die dortige Einwohnerschaft zur Aufwiegelung gegen England zu bewegen, blieb ohne Erfolg. Den amerikanischen Geschäfts-

träger in Holland, Dumas, forderte er im Namen des Kongresses auf, nachzuforschen, ob wohl im Fall der Unabhängigkeitserklärung die verschiedenen europäischen Regierungen die Kolonien unterstützen würden.

Die Frage über die Losreißung vom Mutterlande konnte nun nicht länger mehr aufgeschoben werden. Der Kongreß bereitete durch ein Schreiben an die einzelnen Provinzen diese Frage vor. Der scharfsinnige Thomas Payne, ein vertrauter Freund Franklin's und durch diesen für die Republik gewonnen, riß durch seine Schrift: „Common Sense“ (gesunder Menschenverstand) die letzte Anhänglichkeit des amerikanischen Volkes an England und die Krone aus, und der Kongreß selbst entschied zu einer Zeit, wo die starken Streitkräfte des Feindes gerechte Befürchtungen zuließen, er selbst nur undisciplinirte, nicht an Kampf gewöhnte Truppen in das Feld senden konnte, zu einer Zeit, wo die Kolonien keine Flotte, kein Geld, keine Bundesgenossen und keine andere Stütze besaßen, als das Vertrauen auf ihre gerechte Sache und ihre für die Freiheit glühenden Herzen: sich von einem Lande loszusagen, von dem sie so viel Beleidigung und Hohn erduldet, und zu den alten Ungerechtigkeiten nur noch neue größere zu erwarten hätten. Am 4. Juli 1776 erschien die Unabhängigkeitserklärung, die vom Balkon des Rathhauses zu Philadelphia dem unten versammelten Volke, ja allen abhängigen Völkern der ganzen Welt vorgelesen wurde. Thomas Jefferson, der größte Staatsmann und edelste Menschenfreund, hatte sie in Verbindung mit den übrigen Comitémitgliedern Benj. Franklin, John Adams, Roger Sherman und R. R. Livingston entworfen.

Das Parlament in London hatte nun seinerseits auch Versuche gemacht, den Bruch zu vermeiden; Lord Howe, Franklin's früherer Freund, war beauftragt, in Verbindung mit seinem Bruder, dem General Howe, den Aufständigen bei Unterwerfung Verzeihung anzubieten. Zu Unterhändlern bestimmte der Kongreß Franklin, John Adams und Rutledge; diese erklärten jedoch

dem Howe, er komme zu spät, solche Bedingungen seien schon verächtlich zurückgewiesen, die Unabhängigkeit erklärt und die neue Staatsregierung gebildet. Als Howe ihnen sagte, es dauere ihn sehr, Amerika so sicher seinem Unglück entgegen gehen zu sehen, antworteten sie, das sei sehr schön von ihm, indeß würde Amerika schon suchen, ihm diesen Schmerz zu ersparen. Franklin schloß die Unterredung mit den Worten: „Nehmen Sie mich für Alles, nur nicht für einen brittischen Unterthanen."

Innere Ordnung und Sicherheit herzustellen empfahl der Kongreß bald nach der Unabhängigkeitserklärung den einzelnen Staaten, sich eine neue entsprechende Verfassung zu geben. Die zu diesem Zwecke in Pennsylvanien berufene Assembly wählte Franklin zu ihrem Vorsitzer. Die alte Eigenthümerverfassung wurde natürlich gestürzt und eine neue angenommen, die fast ganz als das Werk Franklin's zu betrachten ist; sie zeichnete sich vorzüglich durch die Idee nur einer gesetzgebenden Gewalt (und mehrerer vollziehenden Gewalten) aus. Dies Prinzip griff auch nachher die französische Nationalversammlung auf. Nach Franklin's Tode nahm jedoch Pennsylvanien das Zweikammersystem wieder an.

Das allmähliche Sinken des Papiergeldes und die immer sich steigernden Kriegsbedürfnisse machten eine Anleihe im Auslande nöthig. Der Kongreß beschloß, sich an Frankreich zu wenden und Franklin, als zu solch wichtigem Geschäft wegen seiner großen Eigenschaften als Staatsmann und wegen seines Rufs als Gelehrter am geeignetsten, dahin abzusenden; Mitbevollmächtigte waren Silas Deane und Arthur Lee.

Anfangs Dezember kam er in Begleitung seiner Enkel W. Temple Franklin und Benjamin Franklin Bache in Frankreich an. Das Volk begrüßte seine Erscheinung mit Jubel, die Städte, durch die er zog, gaben ihm glänzende Feste. In der That die Amerikaner konnten keine vortheilhaftere Wahl für diese Mission treffen. Franklin trat mit großer Klugheit auf; er suchte zuerst durch ein bescheidenes Zurückziehen, (er

wohnte in Passy, einem Dorfe nahe bei Paris,) seine einfache Tracht ꝛc. die Aufmerksamkeit auf seine Persönlichkeit zu lenken, dadurch und durch literärische Arbeiten das Interesse des Volkes für die amerikanische Sache zu gewinnen. Der Minister Vergennes empfing ihn mit Hochachtung und Auszeichnung, und versicherte ihn und seinen Kollegen des Schutzes der französischen Regierung. Sehr gern hätte diese, überzeugt von den Vortheilen, die sich aus einem blühenden Handel mit den Kolonien für Frankreich ergäben und von der Schwächung, die England durch die Losreißung seiner Kolonien erlitte, ein offenes Bündniß mit den Kolonien eingegangen; aber der unglückliche Feldzug von 1776 ließ Europa an dem Bestand der Republik zweifeln; daher begnügten sich die Franzosen nur damit, den Bedrängten in's Geheim Waffen und andern Kriegsbedarf zu Hülfe zu senden.

Indeß das Kriegsglück wendete sich im folgenden Jahre; die amerikanischen Waffen waren siegreich, die Nachricht von der Gefangennahme des englischen Generals Bourgoyne durch den General Gates in der Schlacht bei Saratoga den 17. Oktober 1777 erfüllte die Freunde der Freiheit und die Feinde der Besiegten mit neuem Muthe und großen Hoffnungen, und veranlaßte, daß am 6. Februar 1778 zwischen dem Könige von Frankreich und den 13 Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Handels- und Freundschaftsvertrag geschlossen, die Unabhängigkeit anerkannt und die kräftigste Unterstützung für die Dauer des Krieges letzteren zugesagt wurde. Nach gegenseitiger Uebereinkunft aber sollte dies Bündniß geheim bleiben. Als jedoch am französischen Hofe kund wurde, daß England Gesandte nach Amerika sende, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, ließ Frankreich durch seinen Gesandten in London die dortige Regierung von obigem Vertrag in Kenntniß setzen, in Folge dessen der Friede zwischen diesen beiden Staaten nicht mehr länger fortbestand. England's Kommissäre gingen dennoch nach Amerika, aber obgleich sie allerlei Künste

und Lügen zur Erreichung ihrer Pläne anwandten, kehrten sie unverrichteter Sache zurück; das richtige Gefühl und der gesunde Sinn des amerikanischen Volkes hieß es das Bündniß mit Frankreich vorziehen.

Ohne Zweifel ist das Zusammenkommen dieses die künftige Selbstständigkeit und Freiheit der Union mitbedingenden Bündnisses mit Frankreich großentheils der Persönlichkeit Franklin's zuzuschreiben. Er übte den mächtigsten Einfluß auf Alle aus, die mit ihm verkehrten; den Staatsmännern imponirte er durch seinen richtigen Takt, durch seine staatsmännische Klugheit in Verbindung mit seiner Gradheit, Offenheit und Ehrlichkeit — seltene Eigenschaften der Diplomaten; die Philosophen und Naturforscher gewann er durch den Scharfsinn und die Klarheit seines Geistes, und das Volk verehrte in ihm und begrüßte ihn als den Vertreter der Menschenrechte, gleichsam den Anfang seiner eignen Freiheit. Seine offizielle Einführung beim französischen Hofe ist eine Bestätigung des Gesagten. Der Graf von Vergenne's stellte ihn dem Hofe zu Versailles vor. Die feinen Höflinge mit ihren biegsamen Rücken, goldgestickten Kragen und gepuderten Perücken staunten und bewunderten den großen Mann in seiner einfachen bürgerlichen Tracht, mit seinen schneeweißen Locken und seinem freien edlen Blicke; gewiß nöthigte diese Gestalt Manchen dieser Herrn zu einem Vergleich zwischen jenem und sich, die nur die Höhe des Ersteren herausstellen durfte. Jubelruf und Händeklatschen führten den Gefeierten bis vor den König, der in Franklin's Gegenwart selbst alle höfischen Komplimente vergaß. Vor den Thoren des Schlosses aber empfing ihn nach der Vorstellung eine zahllose, begeisterte Menge, Franzosen, Amerikaner, Deutsche, deren unendliches Freudengeschrei keiner weiteren Auslegung bedarf.

Und all dies Ansehn, von dem er wußte daß er es besaß, brauchte er als Kapital, von dem sein Vaterland und sein geliebtes Volk die reichlichen Zinsen genossen. Und sehen wir dies große Kapital zugleich mit

der rastlosen Thätigkeit seines Besitzers für das Wohl der jungen Republik so erfolgreich arbeiten; so werden wir mit vollem Rechte für den Eigner einen der ersten Sitze unter den Vätern der Republik beanspruchen können.

Franklin schuf gleichsam den Kredit der Union in Europa; er brachte die Anleihen in Frankreich und Holland zu Stande. Er besorgte alle Geldangelegenheiten in Europa, Auszahlung der Gehalte der amerikanischen Beamten auf dem Festlande, unterstützte Flüchtlinge und Gefangene, daß sie wieder in ihre Heimath zurückkehren konnten. Er diente als Kaufmann, indem er Einkäufe machte und beträchtliche Vorräthe verschiffte, ohne daß er dazu speziell beauftragt war. Am mühsamsten war die Durchsicht und Annahme der vom Kongreß auf Zinsen ausgestellten Wechsel, wobei sehr leicht Betrug vorkommen konnte.

Seine Versuche, mit Spanien einen Freundschafts- und Handelsvertrag abzuschließen, mißlangen. Dagegen glückten sie mit Schweden 1783 und kurz vor seiner Rückkehr nach Amerika mit Friedrich II. von Preußen. In letzterem Vertrage finden wir die Humanität der Franklin'schen Grundsätze wieder deutlich ausgesprochen, nur Schade, daß es nicht gelungen ist, die Humanität als leitenden Grundsatz bei allen künftigen Verhandlungen und Verträgen der Völker geltend zu machen. Der Vertrag mit Preußen schloß: „Sollte zwischen den beiden kontrahirenden Mächten Krieg entstehen, so soll es den Kaufleuten beider Länder, die zu der Zeit in dem andern wohnen, erlaubt sein, neun Monate daselbst zu bleiben, ihre Ausstände einzusammeln, und ihre Geschäfte zu ordnen, dann aber frei mit ihrem Besitz, unbeschwert und ohne Hinderniß abzuziehen. Alle Frauen und Kinder, die Gelehrten aller Fakultäten, die Ackerbauer, Handwerker, Fischer, Unbewehrte und die, welche unbefestigte Städte, Dörfer und Flecken bewohnen, überhaupt Alle, die für den gemeinschaftlichen Lebensunterhalt und das Wohl der Menschheit arbeiten, sollen unbehindert ihre Geschäfte fortführen dürfen und an ihren Personen keinerlei Be-

lästigung erfahren; noch auch sollen ihre Häuser verbrannt oder sonst zerstört, noch ihre Felder von der bewaffneten Macht des Feindes, in dessen Gewalt sie durch die Zufälle des Krieges fallen mögen, verwüstet werden; vielmehr soll, wenn es nothwendig ist, für den Gebrauch solcher bewaffneten Macht Etwas von ihnen zu nehmen, ein angemessener Preis dafür bezahlt werden. Alle Kauf- und Handelsschiffe, die mit dem Austausch der Produkte verschiedener Plätze beschäftigt sind und dadurch die Anschaffung der Bedürfnisse, Einrichtungen und Annehmlichkeiten des Menschen erleichtern und verallgemeinern, sollen frei und unbelästigt passiren dürfen; — keine der kontrahirenden Mächte soll Kommissionen an Kaperschiffe ausgeben, durch welche sie bevollmächtigt werden, solche Handelsschiffe zu zerstören und solchen Verkehr zu unterbrechen." — Nach dem Tode der beiden großen Männer Franklin und Friedrich II. wurde der humane Paragraph gestrichen!

Unterdessen hatte das wiederholte Unglück den Engländern das Kriegführen verleidet und ihnen allmählich die Ueberzeugung beigebracht, die amerikanischen Freiheitshelden doch nicht wieder unterjochen zu können; die Gefangennehmung ihres Generals Lord Cornwallis und seiner Armee hatte zu dieser Ansicht sehr viel beigetragen. Außerdem verschlang der Krieg ungeheure Summen Geldes und brachte den Handel immer mehr in's Stocken, ein Umstand, der besonders zum Frieden stimmte. Nachdem die verschiedensten Intriguen und Machinationen an der Redlichkeit und Freiheitsliebe der Bevollmächtigten gescheitert, auch die Sendung eines Kommissärs Jones nach Amerika als eine vergebliche sich herausgestellt hatte, vereinigten sich, auf der einen Seite Franklin, John Adams, John Jay und Laurens, auf der andern der Engländer Oliver am 30. November 1782 zu vorläufigen Friedensartikeln, die zu dem endlichen Friedensvertrag am 3. September 1783 führten; der englische Gesandte Hartley mußte das

Wort „Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika“ in Paris unterschrieben.

Nun hatte Franklin seine hohe schwierige Aufgabe gelöst; nun endlich wurde ihm der so oft nachgesuchte Abschied zu Theil und Thomas Jefferson, gewiß der würdigste Nachfolger, an seiner Statt als Gesandter in Paris bestellt (1785.) Der Abschied von Paris wurde ihm sehr schwer. Er hatte sich hier einen Kreis von Freunden erworben, deren Umgang ihm fast unentbehrlich schien, wir nennen blos die Namen von Mirabeau, Rochefoucauld, Lafayette, Brissot, auch die Frau Helvetius; das ganze Volk war ihm allezeit mit Liebe und Hochachtung begegnet, die ihn für immer an diese edle Nation fesselten. Doch die Sehnsucht, das Heimweh nach dem Vaterlande war noch stärker als diese Bande; sein hohes Alter und seine Krankheit bewogen ihn, seine Abreise zu beschleunigen.

Am 21. Juli 1785 verließ er das um ihn traurende Paris. Die von zwei Maulthieren getragene Sänfte der Königin brachte seinen gebrechlichen Körper nach Havre an die Meeresküste. In einem kleinen Fahrzeuge gelangte er nach Southampton, wo seine alten Freunde ewigen Abschied von ihm nehmen wollten, und bestieg dann das sogenannte Londoner Briefschiff aus Philadelphia, welches ihn nach glücklicher Fahrt am 14. September den Armen der harrenden Seinigen überlieferte.

Sein Einzug in die Stadt war ein großer Triumphzug; unter dem Läuten der Glocken und dem Donner der Kanonen ging er durch die Straßen und die dankbare, jubelnde Menge begleitete ihn bis zu seinem Hause. „Die Krieger,“ schreibt ein Freund Franklin's, „welche ihr Blut für eine, mittelst seiner Klugheit gesicherte Unabhängigkeit vergossen hatten, bestrebten sich, ihm ihre ehrenvollen Wunden zu zeigen. Greise, die den Himmel um Leben bis zu seiner Rückkehr gebeten hatten, umgaben ihn, und ein junges Geschlecht brannte, die Züge des großen Mannes zu sehen, dessen Gaben, Dienste

und Tugenden in ihren Herzen die ersten Entzückungen der Begeisterung geweckt." Die Assembly von Pennsylvanien, die philosophische Gesellschaft, die Universität, die Gerichte der Stadt und viele Vereine aus dem ganzen Lande überreichten ihm ihre Beglückwünschungsadressen. General Washington selbst begrüßte ihn mit der innigsten Herzlichkeit. Nur der Kongreß, dessen dermalige Majorität mehr Sympathie für die Geldsäcke als für die Menschenrechte hegte und die Freunde der ersteren den Vertheidigern der letzteren vorzog, schenkte seiner Ankunft wenig Aufmerksamkeit.

Bald nachher wurde er zum Mitglied der höchsten Regierungsbehörde der Stadt und kurz darauf zum Gouverneur des Staates Pennsylvanien gewählt, welche Stelle er die von der Konstitution erlaubte Zeit, drei Jahre lang bekleidete. Im Jahre 1787 trat der große Nationalkonvent zusammen, um durch Abfassung einer neuen Konstitution dem Staatenbunde mehr Einheit und der gemeinschaftlichen Regierung mehr Kraft zu geben. Als Abgeordneter des Staates Pennsylvanien machte er hier seine einflußreiche Stimme nur für die Rechte des Menschen geltend und wehrte sich mit seiner letzten Lebenskraft gegen die Einführung einer Geldaristokratie. In seiner Rede über die Gehalte eiferte er gegen hohe Besoldung der Beamten; die Gründe die er für seine Meinung abgibt, waren schlagend und verdienen heute noch und zu allen Zeiten besondere Beachtung. Ferner redete er mit großem Eifer dem Einkammersystem das Wort; er verglich das Zweikammersystem mit einer Schlange mit zwei Köpfen, die vor einem Baumstamm liegen bleiben und verhungern muß, weil der eine Kopf auf der, der andere auf jener Seite fortgehen will; er vermochte jedoch mit seiner Ansicht gegen das von den Engländern ererbte Zweikammerwesen nicht durchzudringen. Da er wußte, von wie großer Wichtigkeit für die Macht und das Aufblühen seines Volkes eine einstimmige Annahme der nun ausgearbeiteten Konstitution für die Vereinigten Staaten war, so nahm er, von dem man wußte, daß er zu manchen Punkten durch-

aus seine Zufriedenheit nicht aussprechen konnte, dennoch Gelegenheit, am Schluß der Berathungen in einer besondern Rede auf Zusatz der Worte: „Gegeben im Konvent in einmüthiger Zustimmung“ 2c. anzutragen. Dies geschah, die Konstitution wurde bald von allen Staaten angenommen und die Schwierigkeiten, die immer mit der Einführung einer ganz neuen Regierungsform verbunden sind, wurden durch die glückliche Wahl eines George Washington als ersten Präsidenten der Republik möglichst beseitigt.

Als Franklin dies Ziel erreicht sah, zog er sich von allen Staatsgeschäften zurück; „im drei und achtzigsten Jahre,“ schrieb er an seinen Freund Le Veillard zu Passy, „hat man schon ein Recht nach Ruhe zu geizen.“ Dennoch unterließ er es nicht, die Stunden, die ihm seine Krankheit dazu erlaubten, einem fortgesetzten Wirken zum Wohle der Menschheit zu widmen. Die Gesellschaften „zur Erleichterung des Elends in öffentlichen Gefängnissen“ und „zur Abschaffung der Sklaverei und Unterstützung der rechtswidrig gefangenen freien Neger“ hatten an ihm noch ihren Präsidenten und den eifrigsten Verfechter ihrer humanen Prinzipien. Er führte noch nach allen Seiten hin Korrespondenzen, schrieb an seinen Memoiren und verfaßte noch verschiedene kleinere Aufsätze über Fragen, welche in die augenblicklichen Zeitumstände eingriffen. — 1789 ernannte ihn die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Petersburg zu ihrem Mitgliede.

Franklin hatte sich während seiner ganzen Lebensdauer einer fast ununterbrochenen Gesundheit zu erfreuen gehabt und schrieb dieses Glück seiner strengen Mäßigkeit zu. Indeß in den letzten beiden Jahren wurden die mit seinem höheren Alter eingetretenen Gichtanfälle und Steinschmerzen so häufig und stark, daß er fast beständig das Bett hüten mußte. Die Familie seiner Tochter, der Frau Bache, ließ es ihm dabei an der sorgsamsten Pflege nicht fehlen, sie trug dadurch sehr zur Erleichterung seiner Schmerzen und zur Heiterkeit seines Sinnes bei; rühmend gedenkt er in vielen seiner Briefe der

Liebe, die ihm in diesem Hause in so hohem Maße zu Theil wurde.

Er starb am 17. April 1790 im 84. Jahre seines Lebens; bis zur letzten Stunde war ihm sein volles Bewußtsein geblieben.

Die Nachricht von seinem Tode erfüllte alle Freunde der Freiheit mit tiefer Trauer. Seinem Sarge folgten alle Einwohner der Stadt. Die Glocken der Thürme waren gedämpft, die Läden und Werkstellen geschlossen und die Zeitungen erschienen mit schwarzen Rändern. Der Kongreß ordnete auf Antrag Madison's eine allgemeine monatliche Trauer an, „als ein Zeichen schuldiger Verehrung für das Andenken des Bürgers, dessen angeborenes Genie ebenso sehr eine Zierde für die menschliche Natur war, als seine verschiedenen Arbeiten für die Wissenschaft, die Freiheit und das Vaterland unschätzbar gewesen."

In Frankreich sprach Mirabeau in der National-Versammlung vom 11. Juli 1790 folgende Worte: „Franklin ist todt! (Tiefes Stillschweigen herrschte im Saale.) Der Genius, welcher Amerika die Freiheit gab und Ströme von Licht über Europa ergoß, ist in den Schooß der Gottheit zurückgekehrt. Der Weise, den zwei Welttheile den ihrigen nennen, der Mann, den die Geschichte der Wissenschaften und die Geschichte der Staaten einander streitig machen, nimmt ohne allen Zweifel einen hohen Rang im menschlichen Geschlecht ein. Nur zu lange haben politische Kabinette von dem Tode Derer Kenntniß genommen, die niemals groß waren als in der Leichenpredigt; nur zu lange hat die Etiquette der Höfe heuchlerische Trauer sanktionirt. Nationen sollten nur um ihre Wohlthäter trauern; die Vertreter freier Männer sollte nie andere, als die Heroen der Menschheit, ihrer Huldigung empfehlen. Der Kongreß hat eine allgemeine monatliche Trauer durch die vierzehn Bundesstaaten um Franklin's Tod angeordnet und so hat Amerika einem der Väter seiner Konstitution den schuldigen Tribut der Bewunderung entrichtet. Gesetzgeber,

wäre es nicht Eurer würdig, Euch diesem religiösen Akt anzuschließen, um im Angesicht des Universums Theil zu nehmen an dieser Huldigung, dargebracht den Menschenrechten und dem Philosophen, der für ihre Eroberung durch die ganze Welt so viel gethan hat? Das Alterthum würde Altäre errichtet haben für den Sterblichen, der zum Nutzen des Menschengeschlechts beide, Himmel und Erde, in seiner großen Seele umfaßt und es verstanden hätte, den Blitz und die Tyrannei zu bändigen! Das erleuchtete und freie Europa schuldet wenigstens sein Andenken und seinen Schmerz einem der größten Menschen, die je der Sache der Philosophie und Freiheit gedient haben. Ich schlage vor, daß jetzt ein Beschluß gefaßt werde, daß die Nationalversammlung drei Tage Trauer anlegen soll um Benjamin Franklin."

Der Antrag wurde von Rochefoucauld und Lafayette unterstützt und unter donnerndem Beifall angenommen, und außerdem beschlossen, Mirabeau's Rede drucken zu lassen und durch den Präsidenten ein Beileidsschreiben über diesen Trauerfall an den Kongreß von Nordamerika zu senden. — Das Volk von Paris feierte das Andenken dieses Mannes in einer großen Versammlung, die in der Rotunde des Kornmarkts abgehalten wurde.

Franklin's Grab ist neben dem seiner Frau auf dem Kirchhof der Christuskirche zu Philadelphia. Nach seiner Vorschrift bedeckte ein einfacher Marmorstein die beiden Gräber, auf dem die Namen

Benjamin }
Deborah } Franklin

standen. — Schon in seinem 21. Jahre hatte er sich folgende Grabschrift aufgesetzt:

Hier liegt
der Leib
Benjamin Franklin's,
eines Druckers,
Futter für Würmer,
wie der Einband eines alten Buches,

des Inhalts beraubt,
ohne Titel und Vergoldung.
Doch das Werk ist nicht verloren,
denn es wird (so glaubt er) noch einmal erscheinen
in einer neueren und schöneren Ausgabe,
durchgesehen und verbessert
vom
Verfasser.*)

In seinem Testamente hatte er besonders seiner ersten Schule in Boston und des Hospitals in Philadelphia gedacht. Dasselbe schließt mit den Worten: Ich wünsche, daß mein entseelter Körper mit so wenig Ceremonien und Ausgaben beerdigt werde, als nur immer möglich.

In seinen Schriften hinterließ, Franklin der ganzen Welt einen kostbaren Schatz. Sie sind nicht die Früchte einer dürren Stubengelehrsamkeit, die dem Leben fern liegenden Gegenstände in einer nur für gelehrte Köpfe verständlichen Weise behandelt, sondern sie sind die Erzeugnisse eines klaren gesunden Menschenverstandes, einer wahren Weisheit, ein Born, aus dem die nachfolgenden Geschlechter aller Völker goldne Wahrheiten, die reinsten Lehren schöpfen werden. Wie seine Thätigkeit im Leben bald diesem Gegenstand, bald einem andern gewidmet war, alle seine Schritte aber das Streben nach Wohlthun, Förderung wahrer menschlicher Interessen gemein haben und klar und offen vor uns liegen, so beleuchten seine Schriften die verschiedenartigsten Stoffe, bald aus

---

*) Unter seinen Papieren fand sich auch noch folgende Grabschrift, die er sechs Jahre vor seinem Tode geschrieben hatte.

B. Franklin's Abschied.

Ist Leben Gasterei,
War achtzig Jahr' ich dabei
Das Beste fiel mir zu.
Dankbar hab' ich's bedacht.
Nun ist es Zeit zur Ruh'!
Dank Wirth! Ihr Freunde, gute Nacht!

diesem oder jenem Zweige des Wissens, bald aus der Politik, bald aus den gesellschaftlichen Verhältnissen, wie es gerade der Augenblick erheischt, aber allen liegt die eine Absicht zu Grunde, das Menschengeschlecht aufzuklären, es frei und glücklich zu machen, und aus jeder Zeile spricht zu uns seine offene, menschenfreundliche Seele. — Sparks, der neueste Herausgeber von Franklin's Werken stellt sie unter folgenden Rubriken zusammen:

1) Franklin's Leben von ihm selbst; in 3 Abschnitten; der erste reicht bis zur Gründung der Philadelphier Bibliothek im Jahre 1731 und wurde 1771 in England geschrieben. Die Revolution hinderte den Verfasser, seine Arbeit zu vollenden. Der 2. und 3. Abschnitt wurden 1784 in Passy und 1788 in Philadelphia fortgesetzt, gehen aber nur bis zum Jahre 1757. — Die Memoiren wurden gleich nach ihrem Erscheinen in mehrere Sprachen übersetzt. — 2) Aufsätze über religiöse und moralische Gegenstände und die Oekonomie des Lebens. Dahin rechnet Sparks Franklin's erste Aufsätze, die zuerst in Bradford's „Weekly Mercury," in seiner eignen „Pennsylvania Gazette" und in „des armen Richards Almanach" erschienen, außerdem einzelne Flugblätter, die Briefe des „Busy Body," den Weg zum Reichthum, die Regeln der Junta ꝛc. — 3) Bagatellen. Unter ihnen sind allerlei humoristische Aufsätze verstanden, deren größter Theil auf die Gesellschaften im Hause der Frau Helvetius in Paris Bezug hat. — 4) Aufsätze über allgemeine Politik, Verkehr und Nationalökonomie; als: Bemerkungen über Regierungen, über Papiergeld, über den Zustand Amerika's, und besonders seine Handelsprinzipien, in denen er möglichste Freiheit und nur einen mäßigen Schutz anräth. — 5) Politische Papiere vor der Revolution. Unter ihnen sein Unionsplan vom ersten Kongreß in Albany, seine Vorschläge zur Organisation einer Miliz, ein Aufsatz über Ansiedelung der westlichen Kolonien, die Geschichte von Pennsylvanien, zu der Franklin freilich nur das Material lieferte, die Aktenstücke seiner politischen Kämpfe in London, sein Kanada-

pamphlet, seine Examination vor dem brittischen Parlament, die Vorgänge bezüglich der Briefe von Hutchinson, endlich seine Darstellung der damaligen Sachlage, in Amerika, wie: die Ursachen der Unzufriedenheit in Amerika bis 1768, Entstehung und Fortgang der amerikanischen Revolution, das preußische Edikt, Regeln ein großes Reich in ein kleines zu verwandeln und andere. In dem preußischen Edikt machte er die Ansprüche England's auf die Kolonien und dessen Verfahren gegen dieselben lächerlich, indem er den König von Preußen, den großen kriegerischen alten Fritz, gleiche Ansprüche auf England erheben und ein gleiches Verfahren gegen dasselbe anordnen läßt, und zwar auf den einen Grund hin, England sei eine Kolonie Preußens, da bekanntlich „die ersten germanischen Ansiedelungen auf der Insel Brittanien von Schaaren von Unterthanen unsrer (des Königs) ruhmreichen herzoglichen Vorfahren gegründet wurden, die unter Anführung von Hengist, Horsa, Hella ꝛc. aus ihren Staaten zogen ꝛc." Das Edikt erregte großes Aufsehen und Aufregung, da es Vielen ächt zu sein schien. Allgemein galt es für das kühnste und schärfste Stück, das seit langer Zeit gedruckt worden. In den Regeln, ein großes Reich in ein kleines zu verwandeln zeigt er, zu welchem Resultat die Politik der damaligen englischen Minister gegenüber den Kolonien nothwendiger Weise führen müsse. 6) Politische Papiere während und nach der Revolution; sie umfassen seine letzten Versuche, eine Versöhnung mit England herbeizuführen, seine Reden in der Föderal-Konvention und einige Briefe zur Publikation in den öffentlichen Blättern, die das amerikanische Volk auf die nun einzuschlagenden Schritte aufmerksam machen. — 7) Briefe über Elektricität und andere naturwissenschaftliche Gegenstände, vorzüglich an seine Freunde in London gerichtet. — 8) Offizielle politische Korrespondenz; die Sammlung seiner Briefe an die gesetzgebenden Versammlungen in Massachusetts und Pennsylvanien von London aus als Agent für diese Staaten, und die Briefe an den Kongreß und den korrespondirenden

Minister der Centralregierung, von Paris aus als bevollmächtigter Gesandte der Vereinigten Staaten. — 9) Privatkorrespondenz.

Wir haben nun Franklin durch sein langes ereignißreiches Leben begleitet. Wohl nur dem Wirken weniger großen Männer kann die Mit- und Nachwelt mit so hoher Bewunderung, mit so heißem Danke folgen, als die Denk- und Handlungsweise Franklin's uns dazu hinreißt. Franklin's erhabener, kräftiger Geist, seine unbestechliche Liebe zum Recht, seine bis an Starrsinn gränzende Beharrlichkeit in Erstrebung des Guten, und dabei seine edle humane Gesinnung, sein freundliches, gewinnendes Wesen in gesellschaftlichen und Familien-Kreisen: überall, unter jeden Verhältnissen, wo wir ihm begegnen, finden seine Eigenschaften nur Bewundrer, zur Nacheiferung für das Gute begeisterte Herzen. Die Bekanntschaft mit Franklin macht mehr Propaganda, für die Wahrheit und die heilige Sache der Menschheit, als 1000 Moral predigende Zungen und 100,000 Bände der tugendhaftesten Lehren. Es ist das lebendige Beispiel, welches hier den jungen Vorsätzen Leben und Nachhalt gibt.

Der Charakter Franklin's ist ein Muster für Hoch und Niedrig, für die Jugend und für den Erwachsenen, ein Muster selbst für die Völker, da sich in ihm der Entwicklungsgang, die Anschauung, der Wille seiner Nation wiedergibt; er ist der Ausdruck des gesammten amerikanischen Volkes. An dem Jüngling gewinnt uns seine unbegränzte Wißbegierde, sein eiserner Fleiß und das Streben, durch denselben zur Unabhängigkeit zu gelangen. Die Tugenden der Mäßigung, Sparsamkeit und Thätigkeit, der Sinn für Freiheit und Wohlthun schmücken den Mann und den Bürger. Als Gelehrter und Philosoph widmete er alle seine Kräfte nicht nutzlosen Abstraktionen, sondern dachte nur daran, seine Kenntnisse und Erfahrungen zum Wohl der Gesammtheit anzuwenden. Als Gesetzgeber und Staatsmann wird er den spätesten Generationen noch als herrliches Vor-

bild leuchten; er trat aus der alten Bahn der Staatskünstler heraus, in der nur Willkür und Fürstenlaune das Geschick der Völker bestimmt hatten, und führte in die frühere faule Ränke-Diplomatie die neuen gewichtigen Begriffe ein: Vernunft, Menschenrecht, Volkswille und Völkerglück. Der blühende Zustand der nordamerikanischen Union ist der schlagendste Beweis von der Richtigkeit dieser seiner Grundsätze.

Das Studium von Franklin's Geschichte und Werken ist ein Studium der Menschennatur, der Menschen- und Völkerrechte. Der Begriff Mensch war ihm der höchste; die Kenntniß der Rechte des Menschen war sein einziger Führer, gleichsam das Prinzip, nach dem er verfuhr. Daher das rastlose Streben, Bildung und Aufklärung zu verbreiten, die Kenntniß der Rechte des Menschen zu befördern und die Menschen in ihre Rechte einzusetzen;*) und daher auch das unermüdliche Trachten, seinen Mitbürgern und der Nachwelt nützlich zu werden.

„Vielleicht lebte nie ein Mann, dessen Leben mit größerem Recht ein nützliches genannt werden kann," sagt einer seiner vertrauten Freunde von ihm. Wir glauben, es ist der einzig richtige Maßstab, den wir an die Größe eines Mannes anlegen können, zu sehen, wie viel er der Welt genützt hat. Je mehr wir aus den idealen Träumen herabsteigen auf die schöne Erde, in die Wirklichkeit, um so mehr wird die Wahrheit obiger

*) Noch kurz vor seinem Tode schrieb er an seinen alten Freund David Hartley: — — — Die Konvulsionen in Frankreich sind von einigen unangenehmen Umständen begleitet, wenn aber dieser Kampf der Nation ihre Freiheit erobert und sichert und eine gute Verfassung, dann wird der Genuß ihrer Segnungen ihr in wenig Jahren für allen Schaden, den ihre Erwerbung verursacht haben mag, reichlichen Ersatz bieten. Gott gebe, daß nicht allein die Liebe zur Freiheit, sondern eine gründliche Kenntniß der Rechte des Menschen alle Nationen der Erde durchdringen möge, so daß ein Philosoph überall auf ihrer Oberfläche seinen Fuß hinsetzen kann und sagen: hier ist mein Vaterland!

Behauptung sich herausstellen; je mehr die Philosophie sich dem Leben zuwendet, je höher wird das Ansehen Franklin's steigen, weil er dann erst richtig aufgefaßt wird.

Franklin war kein glänzender Redner; er sprach mehr in gedanken- und geistreichen Sätzen als in langen fließenden Reden; oft verschaffte er seiner Ansicht den Sieg durch Einflechten von glücklich gewählten Beispielen und Anekdoten. In seiner Unterhaltung war er äußerst angenehm, anziehend und anregend; nie widersprach er direkt; auch ließ er sich nur ungern unterbrechen. Eine beständige Heiterkeit, die er sich bis zum höchsten Alter erhielt, Gradheit und Offenheit, und seine einfachen, feinen Sitten machten seinen Umgang nur um so gesuchter. — Franklin war von mittlerer Größe, seine Haltung war gerade, sein Schritt fest; er hatte das Auge und den Kopf eines Denkers.

Wir haben bisher wenig über seine religiösen Ansichten gesagt, um sie jetzt hier kurz zusammen zu stellen. — In seiner Jugend fand er, wie bekannt, an der Religion sehr wenig Gefallen; die verschiedenen Formen schienen ihm höchst langweilig. In der Fülle seiner Jahre besuchte er fast nie die Kirche, weil er dort Nichts hörte, was gute Bürger, sondern höchstens was gute Protestanten, Episkopalen, Quäker 2c. bilden konnte. Er zog es deshalb vor, durch Selbstüberwachung und Prüfung sich moralisch zu vervollkommnen, und entwarf zu dem Ende eine Tabelle von Tugenden, die er sich eine nach der anderen anzueignen suchte und zur Kontrole und besseren Einprägung jede Uebertretung mit einem schwarzen Punkte anzeichnete. Er begann mit 1) Mäßigkeit. — Iß nicht bis zum Dummwerden; trink' nicht bis zur Berauschtheit. Dann folgte: 2) Schweigsamkeit. — Sprich Nichts, als was dir oder Anderen von Nutzen sein kann: vermeide unbedeutende Unterhaltung. 3) Ordnungsliebe. — Weise allen deinen Sachen ihren Platz an und jedem Theile deines Geschäfts seine Zeit. 4) Entschlossenheit. — Entschließe dich, zu thun,

was du thun sollst; thue ohne Fehl, wozu du dich entschlossen hast. 5) Sparsamkeit. — Mache keine Ausgaben, als zu deinem oder Anderer Besten: d. h. verschleudere Nichts. 6) Arbeitsamkeit. — Verliere keine Zeit: sei immer mit Etwas beschäftigt: enthalte dich aller unnöthigen Handlungen. 7) Aufrichtigkeit. — Bleibe fern von verletzender Täuschung: Denke unschuldig und gerecht: und wenn du sprichst, sprich ebenso. 8) Gerechtigkeit. — Thue Niemandem Unrecht dadurch, daß du ihm Schaden thust oder ihm die Wohlthaten entziehst, die deine Pflicht sind. 9) Mäßigung. — Vermeide Extreme: hüte dich, Beleidigungen zu rächen, wie du glaubst, daß sie es verdienen. 10) Reinlichkeit. — Dulde keine Unreinlichkeit an Körper, Kleidung oder Wohnung. 11) Ruhe. — Komme nicht außer dir über Kleinigkeiten oder gewöhnliche und unvermeidliche Ereignisse. 12) Keuschheit. — 13) Demuth. — Ahme Jesus und Sokrates nach. —

Seine Vernunft, sein Forschen nach Wahrheit bewahrten Franklin davor, Anhänger einer bestehenden Sekte zu werden, obgleich er alle Sekten duldete und achtete. Aber den großen Nutzen, der in der Gemeinschaft liegt, wohl kennend, ging er lange mit der Idee um, eine neue Sekte — wenn man sich dieses Ausdrucks dafür bedienen kann — zu bilden, der seine ganz rationellen Ansichten zu Grunde liegen und die nur das mit den andern Religionssekten gemein haben sollte, was diese selbst mit einander gemein haben, also sicherlich sehr wenig. Er schreibt darüber folgende „Beobachtungen über die Geschichte, 1731:“ „Die großen Ereignisse der Welt, Kriege, Revolutionen ꝛc. werden von Parteien geleitet und hervorgerufen. Der Zweck dieser Parteien ist ihr augenblickliches allgemeines Interesse, oder was sie dafür nehmen. Während eine Partei einen allgemeinen Zweck verfolgt, hat jeder Mann in derselben sein besonderes Privatinteresse im Auge. Sobald eine Partei ihr allgemeines Ziel erreicht hat, richtet sich jedes Mitglied auf sein besonderes Interesse, welches dadurch, daß es das In-

teresse Anderer kreuzt, die Partei in verschiedene Abtheilungen zerspaltet und größere Verwirrung veranlaßt. Nur Wenige handeln in öffentlichen Angelegenheiten aus bloßem Interesse für ihres Vaterlandes Wohl, mögen sie sagen, was sie wollen; und wenn auch ihre Handlungen des Landes Wohl wirklich fördern, so haben die Männer in der Regel doch schon vorher erwogen, daß ihr eignes und ihres Landes Wohl in Eins fallen und handeln darum nicht allein aus dem Prinzip des Wohlwollens. Noch weniger Menschen handeln in öffentlichen Angelegenheiten im Hinblick auf das Wohl der Menschheit. Es scheint mir augenblicklich eine große Gelegenheit zu sein zur Erhebung einer vereinigten Partei für die Tugend, und durch die Organisirung der tugendhaften und guten Menschen von allen Nationen zu einem geregelten Körper, regiert durch entsprechende gute und weise Regeln, denen die guten und weisen Menschen wahrscheinlich mit größerer Einmüthigkeit gehorchen würden, als gewöhnliche Leute gewöhnlichen Gesetzen. Ich bin gegenwärtig der Meinung, daß, wer immer dies recht anfängt und dazu der geeignete Mann ist, nicht fehlen kann, Gott wohlgefällig zu sein und mit Erfolg gekrönt zu werden." — Die Sekte sollte heißen: „Die Gesellschaft der Freien und Frohen." Zuerst sollte sie geheim sein, bis sie stark genug wäre, öffentliche Angriffe auszuhalten.

Indeß kam die Idee nie zur Ausführung. Den Seinigen empfahl er aber noch beides, die Tabelle sowohl als auch den Plan dieser Gesellschaft zur Beachtung und Anwendung, und da er dies in seinem 79. Lebensjahre that, so läßt sich mit Sicherheit daraus schließen, daß es mit Aenderung seiner religiösen Gesinnung nicht viel zu sagen hatte. Sein Freund Collin erzählt, er glaubte in den spätern Jahren an das Dasein eines wohlthätigen, gerechten Gottes, dem er in seinem geheimsten Gewissen still, aber rein huldigte; er glaubte, daß nach unabänderlichen Gesetzen Gottes in der sittlichen Welt alle Verbrechen hier oder jenseits bestraft würden,

daß folglich eine böse Handlung durchaus in keinem Falle ersprießlich sein könne, aber auch jede gute Handlung ihren Lohn fände.

Sein ruhiger Tod ist uns bekannt. —

Schließen wir die Biographie des großen Franklin mit der Lobrede auf ihn, die Dr. Smith, Vorsteher der Philadelphier Universität, ausgearbeitet hatte (1791):

Mit dem Namen Franklin tritt Alles, was Tugend, Freiheit und Glück angeht, vor unsre Seele. Welche Lobrede möchte seinen so vortrefflichen Gaben und seinem Werth ihr Recht thun? Das erforderte gleich vortreffliche Gaben und Werth.

Sein urkräftiger, nach dem Ganzen hinstrebender Geist war des Größten fähig; aber er verschmähete auch das Kleinste nicht, wo es nützte. Gleich ruhig und gewandt führte er ein Druckergeschäft und ein großes Volk, war er Minister oder auch Willensvollstrecker im Privatleben.

Als Philosoph hätte er ein Newton, als Gesetzgeber ein Lykurg werden können; aber er war größer als jeder von ihnen, weil er die Gaben beider in der werkthätigen Philosophie, Gutes zu thun, vereinte, wogegen alle Palmen spekulativer Weisheit und Wissenschaft welken. Er suchte seine Trefflichkeit nicht im bloßen Betrieb der Wissenschaften, welcher, obwohl mühsam, doch selten einen Mann in Zutrauen und Achtung der Welt hochstellt; sondern er ward groß, weil er seine Gaben auf nützliche Dinge verwendete und seine Belehrungen den Erfordernissen der Zeit und den Bedürfnissen seines Landes anpaßte.

Hätten wir keinen andern Beleg dafür, so würde schon die große und würdige Rolle, die er in der amerikanischen Revolution spielte, einer in den Jahrbüchern der Menschheit ewig denkwürdigen Begebenheit, seinen Namen unsterblich machen. Nehmen wir aber seine früheren, wohl fünfzigjährigen Bemühungen, seine Mitbürger aufzuklären, zu der mächtigen Begebenheit vorzubereiten, durch Künste der Betriebsamkeit und Tugend ihnen das erreichbare Glück vorzuhalten, sie wagen und tragen zu lehren, und so sie zu fördern: so haben diese vielfältigen Dienste ihm ein Stirnband umgewunden,

wie es kaum noch die Stirn eines alten oder neuen würdigen Mannes umzog.

In seinen frühesten Lebensjahren hatte er den großen Gedanken gefaßt, Amerika zu Macht und Ruhm zu erheben; aber, gleich Herakles in der Wiege, kannte er seine Kraft noch nicht, wußte noch nicht, welche Thaten und Mühsale seiner warteten. Noch dachte er nicht daran, daß er dereinst mit Königen und Machthabern um die Rechte seines Vaterlandes kämpfen, ihnen die Anerkennung seiner Landeshoheit abgewinnen und mit seinem Namen die geheiligten Urkunden würde unterzeichnen müssen, die seiner Nation einen Vorrang unter den Völkern der Erde zu geben, ihre Freiheit und Unabhängigkeit auf die spätesten Zeiten hin zu sichern bestimmt waren.

„Tugend ist der wahre Adel," war sein Lieblings-wahlspruch. Abstammung von einem der tugendhaften Landleute und ehrwürdigen Feldbauern Amerika's, die zuerst die starren Eichen unserer Forste bezwangen und Ackerbau wie Bürgerbildung in ein früher unbevormundetes Land einführen halfen, achtete er weit höher und edler, als einen Stammbaum, der noch so weit hin durch eine Reihe der gemeinhin groß und edel Genannten dieser Welt läuft. Er fing klein an und schritt und hob sich und sein Land mittelst der Presse. Diese brauchte er vorzüglich, um Pennsylvanien an Tugend und Betriebsamkeit zu gewöhnen, Gesellschaften zur Förderung des Ackerbaues, des Handels und der mechanischen Künste zu stiften, Schulen, Bücherläden und Siechhäuser zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und Förderung der Menschlichkeit zu gründen.

Nun gehet hin und thuet desgleichen! Dann werdet Ihr freudigstolz bemerken, daß von der Fackel, die Franklin mittelst seiner Presse in der neuen Welt anzündete, „bereits Funken gestohlen wurden, welche die heilige Flamme der Freiheit, Tugend und Weisheit über die ganze Erdoberfläche tragen." Euer Streben sei, diese Fackel zu nähren, bis ihre göttliche Flamme in die Wolken hinauf schlägt!

Robert Blum.

Von

Eduard Duller.

„Der Morgen einer besseren Zukunft naht heran, sein glühender Flügelschlag weht erfrischend und belebend um unsere Häupter. Wollen wir ihn verschlafen, um nach kurzem Tage zurückzusinken in die lange finstere Nacht?“

Robert Blum.

„Lasset uns fechten für unsere Freiheit, für unsere Ehre, für unseren Heerd, für unsere Weiber und für unsere Kinder!

Robert Blum.

Ja, laut soll die Nachwelt es erfahren,
Wie Dir deutsche Bürger dankbar waren,
Wie sie des Gefall'nen That erkannt.
Daß sein Tod uns Lebende ermuthet,
Daß er für Unwürd'ge nicht geblutet,
Das beweise, deutsches Vaterland!

Theodor Körner.

Robert Blum.

(Geb. am 10. Nov. 1807 zu Köln am Rhein, ermordet am 9. Nov. 1848 zu Wien.)

Ein Schrei des Entsetzens hallte im November des Jahres 1848 durch ganz Deutschland bei der Nachricht: „Robert Blum ist ermordet, der Reichstagsabgeordnete hingerichtet auf standrechtliches Urtheil, das ihn nicht als Volksvertreter kennt, das ihn blos als „Buchhändler aus Leipzig" bezeichnet!" Wahrlich: es handelt sich nicht um den einzelnen Mann, es handelt sich um das deutsche Volk und seine Freiheit, es handelt sich um die Frage, was gelten soll: Gesetz oder Gewalt; es ist die Politik der Bajonette und Kanonen, die Politik des Terrorismus, welche ein Opfer schlachtet, und aus dem Dampfe des Blutes will der Opferpriester dem Volke das Bild der Zukunft deuten, daß es zu Boden sinke, und vom Schrecken bebend, die Gewalt als zürnende Gottheit anbete. Wehe euch die ihr dieser Gottheit unschuldiges Blut opfert! Jeder Tropfen davon brennt in eurer letzten Stunde auf eure Herzen! Jeder Tropfen verfluthet sich zum Abendroth, in dessen Glut das Wolkenbild eurer Gottheit zerfließt; die ewigen Sterne gehen darüber auf, all das Blut, das ihr vergossen, haben ihren Glanz nicht verdunkelt, sie schütten ihr Licht, eine Fülle von süßer Gewißheit, auf die einsamen Gräber herab und auf die bebenden Herzen, daß die Märtyrer, die für die höchsten Ideen der Menschheit gelebt, nicht gestorben sind, daß sie von Geschlecht zu Geschlecht weckend und begeisternd umherwandlen und alles Leben-

dige zum Zeugniß, zum hohen Lied der Freiheit, der Wahrheit und der Liebe aufrufen: „Gott ist das Leben, Gott ist die Freiheit, die Wahrheit und die Liebe!“

Wer hat Robert Blum nicht in der Paulskirche zu Frankfurt am Main, in jener Versammlung gesehen, deren Mitglieder das Reichsgesetz für unverletzlich erklärt, — den Mann in der Blüte der Jahre und in der Fülle der Kraft, mit dem lebensfrischen Gesicht, dessen eigenthümliche Züge dem, der sie einmal erblickte, für immer im Gedächtniß haften mußten? Bis zu dem Platz, den er in der Paulskirche als Volkvertreter, als Anwalt der Freiheit einnahm, hatte ihn das Schicksal aus der Hütte des Elends, wo er eine freudlose Kindheit durchlebt, aus der harten Schule seiner Lehr- und Wanderjahre hinangeführt. Hier war der Wendepunkt seines Lebens, von hier aus eilte er dem Tode entgegen. Hier mußte die Klage um den Gefallenen am lautesten tönen, von hier mußte sie als Anklage wider die unmittelbaren und mittelbaren Schuldtragenden, als Forderung, sie zur Verantwortung und Strafe zu ziehen, weit hinausschallen über alles Land, wo deutsche Herzen noch schlagen und deutsche Wangen noch erröthen und deutsche Hände noch nicht erlahmt und verdorrt sind, für den Frevel, der an Deutschland verübt worden, Rechenschaft zu fordern durch die That! — Von dem Sitze, den Robert Blum einst in der Paulskirche eingenommen, blicken wir jetzt zurück auf seine Wiege, auf seine Entbehrungen, auf seine Selbsterziehung! Betrachten wir den, der ein ächter Mann des Volkes geworden ist, als Kind aus dem Volke, — erblicken wir in seinem Entbehren und Dulden das von Tausenden, in seinem Ringen die stille Sehnsucht von Tausenden, und wenn wir sehen, wie er durch all' die Schwierigkeiten hindurchdrang, so laßt uns die Thräne den Tausenden nicht versagen, die in den Dornen zu Grunde gegangen; sie sind ja unseres Fleisches und Blutes!

In der ärmlichen Kammer eines Hauses zu Köln am Rhein stand am 10. November 1807 ein schwächlicher Hausvater Namens Blum bekümmert am Bette seines Weibes, das ihm ein Kind geboren hatte. Sonst zieht wohl mit einem neugebornen Kinde Freude und Hoffnung in's Aelternhaus ein; dort war's anders; dort trat an die Wiege des Säuglings, der in der Taufe den Namen Robert erhielt, die Sorge und verdüsterte die Aelternherzen. Sieben und ein halber Silbergroschen, das war in der Regel der Verdienst, den der Vater täglich erwarb und der für den ganzen Hausstand ausreichen mußte. Der Vater, ein schwächlicher Mann, hatte in seiner Jugend studiert, und zwar mit einigem Erfolge, hatte sich durch verschiedene Beschäftigungen seinen Lebensunterhalt zu verschaffen versucht, insbesondere durch Schreiberarbeiten; so hatte er denn auch eine Schreiberstelle am Lagerhause zu Köln erhalten.

Die Mutter, auch eine schwächliche Frau, suchte, so viel sie's vermochte, durch Nähen zu verdienen, um dem Haushalt aufzuhelfen. So lang der Mann lebte, hielt alles noch leidlich zusammen. Aber im Jahre 1815 starb er und nun hatte sie allein für drei Kinder zu nähen und zu stricken. Freilich half ihr dabei gar fleißig ihr achtjähriger Robert und ging ihr zur Hand, wie er's nur konnte; aber Mutter und Sohn mochten noch so emsig schaffen, der Verdienst reichte nicht so weit, daß sich die ganze Familie jeden Abend satt zu Bette legen konnte; wenn eine Mutter nach einem langen Arbeitstag eine lange Nacht hindurchwacht und weint, und ihren Gott fragt: wenn die Kinder morgen erwachen und um Brod bitten, Herr, woher soll ich's nehmen? — das thut ihr mehr weh, als wenn sie selbst hungern muß.

Da dachte denn die Wittwe Blum in ihrer Noth: der einzige Ausweg sei noch der, wenn sie sich wieder verheirathete, dann würden ihre Kinder doch eine Stütze haben. Diesen Plan führte die arme Frau denn auch ein Jahr nach dem Sterbfall, der ihr und ihren drei Kindern den Ernährer geraubt, wirklich aus; aber ihre

Wahl war leider unglücklich. Sie heirathete einen Mann, der starkknochig genug, um mit seiner Händekraft das tägliche Brod zu verdienen, und wohl auch von Herzen gut war, jedoch so roh, wie's einer wohl werden muß, der ganz und gar wüst und wild aufgewachsen, der nicht einmal lesen und schreiben gelernt, der sich vom Schmuggeln ernährt und dann in's Kriegshandwerk hineingekommen und mit der Muskete von Land zu Land herum geschweift ist. Im Jahre Vierzehn hatte er der Fahne Fahrwohl gesagt, später hatte er einige Rheinschiffe besessen und war Strom auf und ab gefahren, — bis er endlich den Dienst bei der sogenannten „Schalte" bekam, nämlich einem großen Schiff, das bei Hochwasser oder Treibeis zwischen Köln und Deutz hin und wieder ging; dafür nahm er etwa 15½ Silbergroschen des Tags ein. Das war freilich noch einmal so viel, als der verstorbene Blum täglich verdient hatte; aber in den Hungerjahren Sechszehn und Siebenzehn reichte es kaum für drei bis vier Pfund Brod, die er für seinen Hausstand täglich brauchte, welcher noch dazu um seine Mutter und seine drei Schwestern, die er eingebracht, größer geworden war. Wo aber das Brod im Hause gebricht und die Rohheit am Tische sitzt, da flieht der Gottesfriede, der die Armuth weiht und heiligt und reich macht; da folgt vielmehr dem harten Wort des unverdienten Vorwurfs gar leicht der Schlag der geballten Faust. Das ist der Fluch, welcher die Menschenbrüder trifft, welche von früh an geistig und sittlich verwahrlost sind, daß die Noth, wenn sie über sie hereinbricht, sie wehrlos und unfähig zu jedem Widerstande findet und ganz zu Boden wirft; daß das Elend nicht wie eine Feuerprobe sie läutert, sondern nur die Funken der Leidenschaft in ihnen zum wilden verzehrenden Brande anfacht. O, das erwägt recht tief, ihr alle, die ihr ein Herz für's Volk habt; die schöne Pflicht, aus den thierischen Trieben der Menschennatur frühzeitig das Göttliche zu wecken, das dann in jeder Lage der feste Verlaß und der beste Trost, die innerste Freude und die unentreißbare Zuversicht der

Menschenwürde bleibt! Doch kommen wir in das Elend der Hungersjahre und auf den trostlosen Hausstand zurück, welchem der junge Robert Blum angehörte. Sein Stiefvater, der Schiffmann, sagte ihm mitten im strengsten Winter, oft um 5 Uhr des Morgens: „Auf, Robert, hol' uns Brod!" Da ging nun der Knabe an den Bäckerladen; stundenlang mußte er manchmal vor einem solchen warten, bis er seine 48 Stüber anbrachte, für die er sieben Pfund Brod bekam. Mehr als einmal hatte er das Brod schon glücklich in der Hand, da riß es ihm ein anderer mitten im Haufen der Hungernden daraus weg, — es war eben Nothwehr und von Mein und Dein keine Rede mehr, — und kam dann der arme Knabe, die Augen voll Thränen, die froststeifen Hände ohne Brod nach Haus, so erhielt er vom Stiefvater noch Scheltworte obendrein. Oft auch, wenn der junge Robert Blum das schlechtgebackene Brod wirklich heimgebracht, sprach dann der Stiefvater: „Ich brauch's für mich, ich thu' ja die Arbeit für euch alle; wenn ich mich nicht satt essen kann, fall' ich zusammen;" damit nahm er's und Frau und Kinder mußten froh sein, wenn sie noch so viel übrig hatten, um für sich ein sogenanntes Haferbrod kaufen zu können, an dem der Hafer das Wenigste und noch das Nahrhafteste war. In solche Kost theilten sie sich, und wurden mehr als einmal nicht satt davon; wenn's einmal hoch herging, wurden Brennesseln mit Graupen gekocht, das gab ein Festtagsmahl! Da mochte denn wohl, wenn die arme Mutter auf dem Siechenbett, oder das jüngste von den Geschwistern auf dem Todtenbrett lag, da mochte denn wohl auch der Gedanke in die Behausung schleichen: „Wie wär's, wenn das Kind hinausginge und flehte um Brod?" Doch trotz aller Kümmerlichkeit kam's dazu nicht!

So schwand für Robert jene Zeit des ersten Kindesalters, welche tausend Andern ein seliger Morgentraum, ein sonniges Freudenparadies ist, unter Noth und Kummer, unter bittrem Leid dahin, wenn er die

kranken Geschwister, die bleiche, seufzende Mutter und die finstern Züge des harten Stiefvaters sah.

Die erste Freude, die ihm zu Theil wurde, war der Besuch der Schule, in welche er durch die Fürsorge einer Schwester seines verstorbenen Vaters kam, die selbst wieder eine Mädchenschule hielt. Sein Thätigkeitstrieb fand nun eine andere Befriedigung, als bisher im Stricken und Nähen, im Mitbesorgen des Haushaltes und im Brodholen. Er lernte leicht und rasch; und gar bald sah er sich im Stande, an der Mädchenschule derselben Pfarre, wo seine Tante Lehrerin war, Unterricht im Rechnen zu geben. Jetzt machte der junge Robert Blum mit unverdrossenem Eifer alles das, was er selbst kaum gelernt hatte, sogleich wieder nutzbar. Wohl dem, der sich so früh den Grund zur Selbstständigkeit legt! Hierdurch gewann auch sein Verstand die Oberherrschaft über die Einbildungskraft, durch die er gerade an seinem Wohnorte und bei seiner nächsten Beschäftigung nur zu leicht in gefährliche Irrgänge verlockt werden konnte.

Er wurde nämlich, nachdem er in seinem zwölften Jahre die sogenannte „Jesuitenknabenschule" verlassen hatte, wo er die Anfangsgründe gelernt, Meßdiener an der Pfarrkirche Groß=Martin; durch den Entgelt für das Aufwarten beim Kirchendienst genoß er die Freude, daß er mit einer kleinen Einnahme seine Aeltern unterstützen konnte. Diese süße Pflicht erfüllte Robert Blum auch später, als er herangewachsen war, so oft es ihm seine selbst beschränkte Lage erlaubte, an seiner alten Mutter, die ihn überleben mußte!

Das Kind aus dem Volk, in Armuth aufgewachsen, trat nun an die prachtvollen Altäre und Schatzschränke einer Kirche, der es durch die Geburt, durch alle in's erste Hören und Denken verwachsenen Eindrücke des Wunderglaubens angehörte. Dem römisch=katholischen Kinde ist der Priester ein höheres, heiliges Wesen, ist jedes Wort aus dessen Munde ein Befehl der Gottheit, ist jedes Gesetz der Kirche eine untrügliche, ewige Wahr=

heit. Mit ehrerbietiger Scheu faßt es den Saum der von Gold und Silber starrenden Meßgewänder, das Meßbuch, die heiligen Gefäße an, schwingt es das Rauchfaß, gibt es knieend mit dem Glöcklein das Zeichen, wenn Brod und Wein auf unbegreifliche Weise in Fleisch und Blut des lebendigen Gottes verwandelt werden; und wenn es in den geöffneten Schränken der Schatzkammer all' diese Kostbarkeiten in edlen Metallen und Steinen erschaut, wähnt es in das Allerheiligste selber zu blicken; und wenn es dann auch wohl an die Armuth der Seinigen daheim denkt, so wird es doch nicht irre; denn all der Reichthum gehört ja nach seinen Begriffen dem Himmel; dem Laien aber wird dafür von der Kirche ein anderer, wunderbarer Gnadenschatz zu Theil, nämlich die Entsündigung, die Anwartschaft auf eine reich vergeltende ewige Seligkeit. Das sind die Gefühle, Vorstellungen und Ahnungen, womit in der Regel ein frommgläubiger Knabe in den Dienst der römisch-katholischen Kirche eintritt; aber selten trägt er das weiße Chorhemd lange, ohne daß ihn die Priester selbst eines Bessern belehren; freilich wissen und wollen sie das nicht. So ging's denn auch dem jungen Messe-Diener Robert Blum. Je länger er den geistlichen Herren während der sogenannten „Wandlung" den Saum des Meßgewandes in die Höhe hob und dazu klingelte, um so öfter sagte er sich: das ist ja doch auch nur ein Mensch, wie unsereins; wie kann denn ein Mensch jeden Tag die Hostie und den Wein in Fleisch und Blut verwandeln und den lebendigen Gott immer wieder auf's Neue also in sein eigen Fleisch und Blut aufnehmen? Diese Zweifel quälten den Knaben schwer genug. Wer sollte sie ihm aber lösen? Bei seiner hohen Meinung von den Geistlichen, bei seinem kindlichen Vertrauen auf dieselben, bei seiner blinden Hingebung an die Heiligkeit der Kirchengebote, suchte er im Beichtstuhle Aufklärung und Trost für seine Seelenqual. In seiner kindlichen Unbefangenheit ahnte er freilich nicht, daß eben der Zweifel an irgend einer Kirchenlehre, geschweige denn erst gar an der von der

Brod= und Weinverwandlung, vor dem Richterstuhl der Kirche das größte Verbrechen sei, dessen sich ein römisch-katholischer Christ schuldig machen kann. Wie ward ihm nun da zu Muth, als ihm sein Beichtvater erklärte: „durch sein Zweifeln habe er eine Todsünde begangen, und bevor er von dieser losgesprochen werden könne, müsse er vierzehn Tage lang öffentlich Buße thun;" diese Buße bestand darin, daß er während der genannten Frist bei der ersten Messe mit ausgestreckten Armen auf den Stufen des Hochaltars liegen solle. Da regte sich aber in dem jungen Robert Blum das früh unter harten Proben gestählte Ehrgefühl. Er verschmähte die priesterliche Lossprechung um einen solchen schimpflichen Preis. Was geschah nun aber sofort? Ein paar Tage später ward er in's Kapitelhaus vorgefordert; da saßen der Pfarrer, die Kapläne und der Küster als Richter und verlangten, er solle die Beichte wiederholen, und als er nun sagte: „das könne er nicht, er könne ja nur Einem beichten," da grollte ihn der Pfarrer an: „Wozu lange Umschweife, wir wissen ja doch Alles!" Dem armen Meßdiener fiel es nun plötzlich wie Schuppen von den Augen. „Das ist ja eine Verletzung des Beichtgeheimnisses," rief er erschrocken; und kaum hatte er das gedacht, was er früher wohl nie zu denken gewagt, so konnte er gar nicht anders, so mußte er auch noch weiter denken: „Wenn das nicht wahr ist, daß das Beichtgeheimniß heilig gehalten wird, — ja, was ist denn sonst noch wahr?" In demselben Augenblick besann er sich nun auch unwillkürlich wieder auf die angebliche Verwandlung von Brod und Wein in Fleisch und Blut, und auf den vermeintlichen Genuß des lebendigen Gottes und da fragte er sich denn neuerdings: „Ist denn das möglich? Ist denn das auch wahr, ist's auch heilig?" Kaum hatte er das gedacht, so sprach er's auch aus, so sagte er offen: „Ist das Beichtgeheimniß nicht heilig, so kann ich an gar nichts mehr glauben, was ihr für heilig erklärt, auch an die Brod- und Weinverwandlung nicht." Da brach nun der Zorn

der geistlichen Herren über den Knaben los; der Pfarrer stürzte auf ihn zu, aber Robert Blum flüchtete sich durch die Thüre und eilte nach Hause. Dort erzählte er seinem Stiefvater den ganzen Hergang, und dieser, so roh er auch war, schützte ihn gegen den Zorn des Priesters, und durch die Vermittelung eines alten Kanonikus, der den Knaben längst lieb gewonnen hatte, wurde die Sache geschlichtet; aber in Robert Blum's Herzen war seit jenem Auftritt die Grundfeste des kindlichen Glaubens an das Priesterthum und an die Lehrsätze der römisch-katholischen Kirche für immer erschüttert, die Selbstständigkeit seines Charakters aber dafür um so mehr erkräftigt. Noch mehr trug dazu ein anderer Umstand bei, durch welche er die Priesterschaft genauer kennen lernte. Er entdeckte nämlich mit seinen Dienstgenossen, daß die für Taufen, Trauungen und Beerdigungen eingegangenen Geschenke, welche in eine Büchse geworfen und allmonatlich unter sie vertheilt wurden, nicht gewissenhaft an sie abgegeben, sondern daß sie vielmehr verkürzt worden seien. Da fingen nun die Knaben an, Buch zu führen und fanden, daß ihre Berechnung allerdings mehr auswies, als der Antheil betrug, den sie von den Geistlichen allmonatlich erhielten. Den jungen Robert Blum ängstigte der Gedanke, daß seine geistlichen Oberen sich so etwas zu Schulden kommen lassen sollten; es kam ihm wie eine Sünde vor, einen solchen Verdacht gegen sie zu hegen; da warf er sich denn abermals mit seinem ganzen Vertrauen an's Herz seines Beichtvaters. Was war der Erfolg? Scheltworte und ein paar schimpfliche Backenstreiche, von Priesterhand geführt; — sein Beichtvater gab sie ihm zwar nicht, sondern ein anderer geistlicher Herr; aber es mußte doch wohl etwas vom Beichtgeheimniß verrathen worden sein, weil Robert Blum bei den Backenstreichen auch die Worte zu hören bekam: „Warte du Bube, rechnen kannst du, aber deine Verrichtungen besorgen, das kannst du nicht.“ Nun, diese Worte waren für den Knaben nicht verloren, und auch die Backenstreiche waren ihm von Vortheil, denn

sie gaben ihm nach allem dem, was er von den Priestern kennen gelernt hatte, auch noch die Erfahrung mit in den Kauf, daß man denselben nicht ungestraft in die Karten sehen darf. Um so ehrenwerther war es von Blum, als er später, zum Mann geworden, sich von der Wahrheit dieses Satzes nur noch mehr überzeugt hatte, daß er dann, unbekümmert um die Macht der Priesterschaft, ihr Spiel, wie er's kennen gelernt hatte, vor aller Welt aufdeckte, gleichgültig gegen alles, was sie ihm dafür bereiten wolle.

Wie bewahrte sich nun der junge Robert Blum, im Kampf mit den ungünstigsten Verhältnissen, die Selbstständigkeit, die er sich so früh errungen! Seine Lehrjahre sind die große Leidensschule, in welchen so viele herrliche Kräfte unseres Volks zu Grunde und für's Vaterland verloren gegangen sind, weil die alte Staatsweisheit vor lauter unnützer Regiererei keine Zeit hatte, ihr Augenmerk auf die untersten Klassen der bürgerlichen Gesellschaft zu richten, weil sie die Sorge für das Wohl jener Jugend, die aus dem Schooß der Besitzlosigkeit hervorging, ihren Polizeidienern und Landjägern überließ! Fahr' wohl, für ewig, du Zeit der Schmach, wo es blos „Unterthanen" gab, die ihren Verstand gefangen geben mußten unter den alleinseligmachenden Gehorsam, wo von oben bis unten alles überwacht würde und doch jeder Schwächere schutzlos unter dem Stärkeren stand; fahr' wohl, unselige Zeit und kehre nimmer wieder! Eine neue Zeit löse dich ab, die alle Mißverhältnisse durch das gemeinsame Recht ausgleicht, die jedem wenigstens die Möglichkeit der Würde des Daseins gewährleistet, und die aus jedem, gleichviel, ob arm oder reich, einen Menschen erzieht! Blum's Handwerker-Lehrzeit ist nur eine Seite in dem großen Schuldbuch, worin die tiefgreifenden Schäden der alten Gesellschaftsordnung verzeichnet stehen; die großen Herren haben es nie der Mühe werth gehalten, dies Buch voller Blut und Thränen aufzuschlagen.

Robert Blum sehnte sich vom Messedienst hinweg

im den Saal einer Gelehrten Schule. Sein Wissensdrang ließ ihm Tag und Nacht keine Ruh. Die Aeltern gaben seinem Wunsch endlich nach und ließen ihn in das sogenannte „Jesuitengymnasium“ zu Köln eintreten; sie mochten sich wohl nicht vorstellen, daß die Kosten das Maß ihrer Kräfte bei weitem übersteigen würden. Schon nach einen halben Jahre überzeugten sie sich jedoch davon und Robert mußte mit schwerem Herzen von der Gelehrtenschule scheiden, um ein Handwerk zu lernen. Er kam zu einem Goldschmied in die Lehre; doch abermals war kaum ein halbes Jahr vergangen, als er austrat, weil seine Augen für dies Geschäft zu schwach waren. Nun kam er zu einem Gürtler; aber auch bei dem blieb er nur ein halbes Jahr und zwar aus dem Grunde, weil der Meister wegen Betrügereien Köln verlassen mußte. Der dritte Meister (gleichfalls ein Gürtler,) zu welchem Robert Blum nun gethan wurde, war ein Mann, wie es deren im Handwerkerstand leider nut zu viele noch gibt. Gleichwie arme Aeltern sehr häufig ihre Kinder von frühester Zeit an nur zum Geld-Erwerb benutzen und sie deßwegen, statt in ein Handwerk zu thun, lieber in irgend eine Fabrik schicken von wo sie zwar jeden Abend Geld, aber auch sehr oft einen siechen Körper und ein verwildert Gemüth heimbringen, ebenso gibt es auch im Gewerbstande noch immer Meister (größtentheils ältere Leute) welche den Lehrling, der ihnen anvertraut wird, damit er das Geschäft von Grund aus lerne und dereinst was Tüchtiges d'rin zu Stande bringe, vorzugsweise zu Dienstleistungen benutzen, damit sie Knechte und Mägde im Hauswesen ersparen können. Da muß denn der arme Lehrling, statt daß er bei den Gesellen in der Werkstätte schafft, mit des Meisters Frau auf den Markt gehen oder des Meisters Kinder hüten oder spazieren führen; die schwerste Hausarbeit, die mit dem Handwerk durchaus nichts zu schaffen hat, die ist für den Knaben nicht schwer genug; auch von den Handwerksarbeiten wird ihm gar oft gerade die härteste zugemuthet,

welche eines Mannes Kraft verlangt, eines Knaben Körper aber zerrütten kann. Fast wie ist er in der Werkstatt zu sehen; wann und wie soll er dann das Handwerk lernen, wenn er nicht selbst so viel Lust und Liebe dazu hat, daß er in flüchtigen Augenblicken dem Meister und den Gesellen all die Griffe und Vortheile ablauscht, vom rechten gründlichen Verständniß gar nicht zu reden! Und wird ihm nun dann doch einmal ein Stück Arbeit aufgetragen und er besorgt es ungeschickt (wie's ja gar nicht anders sein kann) oder verdirbt es, dann wird ihm keine Weisung, wie er's besser anfassen soll, — nein, geschimpft wird er meistens, daß er das Ehrgefühl verlieren muß, und wie oft wird er obendrein auch noch körperlich mißhandelt; und wie der Meister, so treiben's auch die Gesellen mit ihm. Was sind aber die Folgen davon? Von Fortbildung dessen, was er in der Schule gelernt, — davon ist während der Lehrjahre nicht die Rede; wohl dem Lehrling, der es indessen nicht völlig vergißt! Andere Kenntnisse, die ihn weiter ausbilden, kann er sich noch weit weniger aneignen. Geistig und oft auch sittlich verwahrlost, wie soll er denn da dereinst ein tüchtiger Bürger werden, ein solcher, der fähig ist, über den kleinen Kreis seines Geschäfts, über die jämmerlichsten Rücksichten hinaus auf's Wohl seiner Gemeinde und seines Vaterlands zu blicken und in die Geschicke von beiden bewußt und mit selbstverläugnender Hingebung einzugreifen? Hat er nicht besonders hervorragende Anlagen, so kann er dann erst, wenn er freigesprochen worden, anfangen für sich zu lernen; hat er nicht von Haus aus einen unverwüstlichen sittlichen Kern in sich, so wird er, wenn er Geselle und wenn er späterhin selbst Meister geworden ist, in den meisten Fällen ebenso hart und eigennützig gegen die ihm anvertrauten Lehrlinge werden, — schon aus Schadenfreude, weil er in seinen jungen Tagen es ja auch nicht besser gehabt hat.

Und nun gar die Wanderschaft! Wie ward sie einem Gesellen, der sich in der Welt umsehen wollte, bisher verkümmert, die schöne Frühlingszeit seines Lebens,

da er voll frischen Hoffnungsmuthes durch die Welt zieht, allerorten Erfahrungen für sein Gewerbe zu sammeln, sich d'rin auf's Beste zu vervollkommenen, und außerdem den Schatz seiner Kenntnisse zu vergrößern, den Standpunkt seiner Weltanschauung zu erweitern, seine Selbstständigkeit zu festigen. Aber der deutsche Handwerksgeselle, der in jedem Augenblick in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger berufen werden kann, der künftige Meister, der vielleicht einst Stadtrath oder Bürgermeister in seinem Heimathsorte wird, abgesehen davon, daß es ihm schlecht ansteht, sich den Zehrpfennig zu erbitten — mußte er nicht vor jedem Polizeidiener den Hut abziehen und die Grobheiten jedes armseligen Schreibers schweigend hinnehmen, wenn er sich nicht allen Ausbrüchen launenhafter Willkür Preis geben wollte? Ob das jetzt besser geworden ist? Ich will nichts drüber sagen; aber das möcht' ich immer wieder sagen, daß es im deutschen Gewerbstand nur dann völlig gut werden kann, wenn die Ehre der Leitstern ist, zu dem jeder, der auf die Wanderschaft geht, getrost hinaufblicken darf. Auch diese Leiden der Wanderschaft mit allen Entbehrungen, mit allen Wunden, die das Ehrgefühl erhält, hat Robert Blum durchgemacht, wenn gleich der Kreis seines Wanderlebens kein gar weiter, die Zeit desselben keine lange war. Er arbeitete in Elberfeld und Barmen, sowie in verschiedenen Städten Westphalens und der Rheinprovinz, und kehrte dann nach seiner Vaterstadt Köln zurück. Dort fand er in einer Laternenfabrik Beschäftigung und in dem Haupt derselben, in dem Herrn C. W. Schmitz, einen Mann, welcher ihm mit Wohlwollen entgegen kam.

Der Gewinn, den Blum aus dem neuen Verhältniß zog, war der, daß er nun aus der Werkstätte in die Schreibstube kam. Er war hierdurch nicht blos vor dem Andrang der härtesten Entbehrungen und vor dem steten Tadel über sein Ungeschick im Handwerk gesichert, welcher ihn bisher verfolgt hatte, — sondern er fand nun auch die Muße und die Mittel, um seinen Wissens- und Lerndrang befriedigen und durch unermüdlichen Fleiß

das nachholen zu können, was er wider seinen Willen versäumt hatte. Als das Geschäft, welches eine Gesellschaft durch gemeinsame Mittel auf Gewinn und Verlust übernommen hatte, nach Elberfeld übersiedelte, zog Blum mit dahin und in Auftrag der Theilhaber unternahm er, zum Theil als Begleiter von Schmitz, Reisen nach Baiern, Baden, Würtemberg und Berlin. In der letztgenannten Stadt verweilte er in den Jahren 1829 und 1830, sechszehn Monate lang, und dort war's denn auch, wo er sich, zunächst durch die Anregung von Schmitz, auf's Eifrigste befliß, den Mangel an höherer Schulbildung durch freie Aneignung der Ergebnisse der Wissenschaft zu ersetzen.

Aus diesem Leben und Streben riß ihn die Wehrpflichtigkeit, welcher er sich nach preußischem Gesetz nicht entziehen durfte; da mußte er denn Berlin verlassen; er ward dem 24. Regiment des Fußvolks zugetheilt, welches in Prenzlau stand. Freilich blieb er bei demselben nur sechs Wochen, weil er wegen körperlicher Untauglichkeit zum Aushülfsaufgebot bestimmt wurde; aber er war nun doch einmal aus seinem Geschäft, aus der Verbindung mit seinem väterlichen Freunde Schmitz gerissen, welcher sich damals auf einer Reise in Belgien und Frankreich befand. Ohne Geldmittel und irgend welche Bekanntschaft, wodurch er sich Unterhalt, geschweige denn eine neue gesicherte Stellung hätte schaffen können, mußte Blum von Glück sagen, als er durch Schmitz' Verwendung 25 Thaler erhielt. Da reiste er denn sogleich nach Köln zurück. Doch was wartete seiner dort! Krankheit und Noth im Kreise seiner Familie! Auf ihn, als die einzige Hoffnung, blickten Alle. Er sollte helfen und hatte selbst nichts. Da besinnt sich der rechtschaffene Mann nicht lange und schämt sich nicht zu arbeiten, wo er irgend eine Arbeit findet. Blum fand keine andere Stelle als die eines Theaterdieners; im Gefühl seiner Pflicht entschloß er sich rasch und nahm sie an. Es ist das ein traurig Brot, wie alles Dienerbrot, und noch unsicherer dazu. Aber es sollte ja nicht

ihn allein, sondern auch noch seine Familie nähren! Dies bedachte er, und was man nur mit sittlichem Lebensernst treibt, ob's auch noch so hart und schwer fällt, es läßt sich überwinden, und dann bleibt dabei noch immer soviel Kraft und Zeit übrig, als man für sich selber braucht, um nicht zu verkommen.

So ging's auch Blum. Schon in Berlin war der Trieb in ihm erwacht, seine Gedanken und Empfindungen in Worte zu kleiden und diese durch den Druck der Oeffentlichkeit zu übergeben. Auch als armer Theaterdiener in Köln fand er Zeit, diesem Triebe zu folgen, und Gelegenheit dazu bot sich ihm gleichfalls, theils durch die Anregung der Weltereignisse, welche ihn bewegten, theils durch Bekanntschaft mit Schriftstellern. So fuhr er denn fort, selbst als Schriftsteller aufzutreten, und wenn er auch nichts Vollendetes leistete, so war's doch eine wichtige Bildungsschule für sein Talent. Es ist traurig genug, wenn das Talent genöthigt ist, seine ersten Versuche der Oeffentlichkeit zu übergeben, um durch den Ertrag nur das nackte Dasein fristen zu können. Während der, welchen das Glück begünstigt, seine Entwickelung innerhalb der vier Wände seines Zimmers durchmachen, und dann plötzlich mit einem großen Werk, welches die ganze Reife seines Geistes in überraschender Vollendung bekundet, vor das Volk hintreten kann, — ist der Arme gezwungen, jede Zeile, fast noch naß, wie sie kaum geschrieben ist, preiszugeben und sich von der öffentlichen Meinung, die sich um Privatverhältnisse schlechterdings nicht zu kümmern hat, aburtheilen zu lassen, bevor er etwas Rechtes geworden ist. Wie viele edle Anlagen müssen darüber zu Grunde gehn! Von einem solchen Geschick blieb nun Robert Blum freilich verschont, aber blos deshalb, weil sein Talent, unbeschadet aller Achtung davor, ihn doch nicht zum großen Schriftsteller eignete. — Man kann aber mit dem geschriebenen Wort den Nagel auf den Kopf treffen, ohne deßwegen ein großer Schriftsteller zu sein; man wirkt durch Schriftstellerei ehrlich und treu für's Volk,

wie's Andere in anderer Weise thun, und so kann man sich immerhin an einem guten Gewissen Genüge sein lassen.

Der Unstern, welcher Blum von seiner Kindheit an begleitet hatte, verließ ihn auch in seinem neuen Verhältniß noch immer nicht. Im Sommer des Jahres 1831 wurde nämlich die Kölner Bühne, deren Unternehmer Ringelhard war, geschlossen, und der arme Theaterdiener war nun abermals ohne Verdienst. Um nicht verhungern zu müssen, sah sich Robert Blum überall nach Beschäftigung um. Wie froh war er endlich, als er für monatlich sechs Thaler Schreiber bei einem Gerichtsvollzieher werden konnte! Im Herbst 1831 trat er jedoch wieder als Theaterdiener ein und als im Frühling des folgenden Jahres der Schauspieldirektor Ringelhard nach Leipzig ging, um die Leitung der dortigen Bühne zu übernehmen, folgte ihm Blum, — jedoch nicht mehr als Diener, sondern als Sekretär, Bibliothekar und Hülfskassier. So war er denn endlich über den Schlamm hinaus auf ein festes grünes Ufer gekommen, und mit gesundem Sinn faßte er darauf Fuß, mit frischem Herzen gab er sich nun der rastlosesten Thätigkeit hin. Im Jahre 1840 wurde er erster Kassier der Leipziger Bühne.

Sowie nun Blum auf solchem sichren Boden stand, entfaltete er auch alsbald seine schriftstellerische Thätigkeit. Vorherrschend waltete in ihm die Hinneigung für klare Erörterung aller Fragen, die unmittelbar in's Leben eingreifen; seine dichterischen Versuche dagegen können nur in soferne in Betracht kommen, als sie dazu beitrugen, ihn immer gewandter und fester zu machen. Aus den untersten Schichten des Volks hervorgegangen, fühlte er aus eigener Erfahrung, wo der Druck, den es zu empfinden hatte, am härtesten lastete, flüchtete er sich mit heißer Sehnsucht aus allen Wirren unserer staatsbürgerlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse zum reinen und heiligen Urbild der Freiheit.

Zunächst berührten ihn die Angelegenheiten seiner neuen, engeren Heimath Sachsen. Im Namen des Volks wurde

er 1837 der Sprecher für alle die, welche den Vorkämpfern für Freiheit in Sachsen, den Landtagsabgeordneten Todt und Dieskau, den Dank des Vaterlands ausdrücken wollten. Das Volk erkannte gar bald Blum's eigentliches Talent: Volkssprecher zu sein. Er hatte dies Talent seither rüstig ausgebildet und zwar bis zu einer Meisterschaft, welche auch seine Gegner anerkennen mußten. Kannte er doch, selbst ein Kind des Volks, alle Bedürfnisse, alle Anschauungen, alle geheimen Gefühlssaiten, alle Vormeinungen und Vorurtheile, alle Abneigungen und Schwächen des Volks, jeden Fleck, wo es am leichtesten und sichersten zu fassen ist, die Sprache, die es versteht, und die Blicke, denen es vertraut. Dabei lernte er nie aus, er war zu tüchtig geschult, um sich vom Augenblick hinreißen zu lassen, er beherrschte ihn vielmehr; er erwog und fand schnell genug den richtigen Ausdruck, um das Ergebniß seiner Erwägung überraschend an den Mann zu bringen.

Das vierte Jahrzehend unseres Jahrhunderts war für Viele der edelsten Geister, wie auf eine gemeinsame, plötzlich von allen verstandene Losung, der Zeitpunkt, da sich das deutsche Schriftthum aus den Banden der alten Gelahrtheit losriß und frei und offen an's Herz des Volkes warf. Drohten Polizei und Censur auch noch so sehr, — die Vorläufer einer besseren Zukunft wagten es, auf alle Gefahren hin, vor den Augen des Volks die Staatskunst, welche es so unsäglich elend gemacht hat, ihres Heiligenscheins zu entkleiden, politische Bildung in allen Klassen des Volkes zu verbreiten, ein edles Selbstgefühl, ein kräftiges Nationalbewußtsein und eine lebendige Theilnahme und Mitbethätigung an den großen Fragen der Gegenwart zu wecken. Diese mächtige Anregung ergriff auch Robert Blum; er verband sich mit Dr. Fr. Steger zur Herausgabe kleiner, volksverständlich abgefaßter und für möglichst geringste Preise verkäuflicher Schriften unter dem Gesammttitel: „Der Verfassungsfreund" (wovon jedoch nur zwei Hefte erschienen). Vom Jahre 1843 an gab er, gleichfalls in Gemeinschaft

mit Steger, das Volkstaschenbuch „Vorwärts“ heraus, welches in bunter Reihe freisinnige Gedichte, Aufsätze über die wichtigsten Zeitfragen und Tagesereignisse, Lebensschilderungen deutscher Volksmänner u. s. w., von verschiedenen gesinnungstüchtigen Verfassern enthielt, — Aufsätze, die zum größten Theil gewandt und wirkungsvoll geschrieben waren. Durch seine immer regere Thätigkeit auf dem schriftstellerischen Gebiete zog Robert Blum immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich. Er wurde 1841 Vorsitzender des Vorstandes des Schillervereins und Mitvorstand des Schriftsteller-Vereins. Nach so langen und harten Kämpfen mit den Sorgen um das nackte Dasein hatte er sich endlich eine sichere Grundlage für den eigenen Heerd geschaffen. Nach kurzer erster Ehe verheirathete er sich 1840 zum zweitenmale mit der Schwester des Schriftstellers J. G. Günther.

Im Sommer des Jahres 1844 ließ sich die römische Kirche vom Gefühl ihrer Siegesgewißheit zu einem voreiligen Triumph über das geblendete und geknechtete deutsche Volk hinreißen. Es wurde der sogenannte „heilige Rock“ Jesu Christi im Dom zu Trier auf Verordnung des Bischofs Arnoldi zur Verehrung ausgestellt, und der Dom zu Trier glich nun in der That dem Tempel zu Jerusalem, von dem der Meister sprach: daß das Bethaus zur Mördergrube gemacht worden sei, aus dem Jesus die Käufer und Verkäufer mit geschwungener Geißel ausgetrieben. Man sagt, daß der sogenannte heilige Rock in Trier vom vielen Anfassen der Wundergläubigen, die da hüben und drüben d'ran getastet, einen Riß bekommen habe; nun denn: bei dem neuen Mordversuch, welchen christliche Pharisäer gegen den Erlöser der Menschheit machten, zerriß in der That auch der Vorhang ihres Tempels von oben bis unten, und wer da Augen hatte, zu sehen, der sah's nun klar, daß hinter demselben im angeblichen Allerheiligsten der Ablaßkasten Tetzel's stand. Im Oktober desselben Jahres erschien nun plötzlich in den „sächsischen Vaterlandsblättern“ ein Brief des katholischen Priesters

Johannes Ronge an den Bischof Arnoldi von Trier. Die eben genannte Zeitschrift, in welcher Ronge's Brief veröffentlicht wurde, hatte Robert Blum schon im Jahre 1841 käuflich an sich bringen und unter seiner Verantwortung herausgeben wollen, die sächsische Regierung hatte ihm jedoch die Erlaubniß dazu verweigert; — jammervolle Zeit, wo die Regierung eines Landes, in welchem die Wiege der Reformation gestanden, in der Reihe der andern deutschen Regierungen, welche die Preßfreiheit unterdrückten, eine der ersten war. Die Verweigerung der „Koncession" war, außer der Censur, eines der gewichtigsten Mittel, deren man sich bediente, um jede mißliebige Person, vor deren geistiger Kraft man zitterte, unschädlich zu machen. Blum mußte denn nun von seinem Plane abstehen, er ließ sich jedoch durch die Regierungsmaßregel in seinem Streben nicht irre machen; durfte er nicht Eigenthümer und verantwortlicher Herausgeber der „sächsischen Vaterlandsblätter" sein, so ward er doch ihr eifrigster Mitarbeiter. Da wirkte er denn in den schlimmsten Zeiten, in den trübsten Tagen, wie wir sie erlebt haben, mit regstem Eifer, mit begeisterter Hingebung seines schönen Freiheitsmuths und mit felsenfester Ausdauer in den ermüdenden Kämpfen gegen die Censur, zugleich aber auch mit glücklichem Takt, so gemeinverständlich, so recht in's Herz des Volks hinein greifend, daß diese „sächsischen Vaterlandsblätter", wenn sie auch eigentlich nur für einen engeren Kreis von Lesern bestimmt waren, dennoch weit und breit in ganz Deutschland das Ansehen des entschiedensten Herolds deutscher Freimüthigkeit genossen. Eine der trefflichsten und wichtigsten Arbeiten, welche Robert Blum in den „sächsischen Vaterlandsblättern" veröffentlichte, war eine Beurtheilung des Buches von Wilhelm Schulz über den Tod des Pfarrers Weidig; die Regierungen hatten, im Bewußtsein ihrer Schuld, und also ihrer Schwäche, den Verkauf dieses Buches auf's Strengste verboten; durch Blum wurde das Volk mit dem Inhalte desselben bekannt und neuerdings auf

das grausenvolle Geschick aufmerksam gemacht, welches ein Opfer der geheimen Inquisition, einen Märtyrer der Freiheit getroffen hatte. Wer konnte damals ahnen, daß auch Robert Blum dereinst für die deutsche Freiheit sein Blut vergießen würde! In dieser Zeitschrift nun trat Blum bald nach dem Erscheinen jenes Ronge'schen Briefes, der eine geschichtliche Bedeutung erlangt hat, zuerst als Vertheidiger des kühnen Kaplans auf, welchen damals noch Niemand kannte, — als Vorkämpfer für die religiöse Befreiung unseres deutschen Volkes, für den Sieg der Vernunft und des Rechts, gegen den Tetzel des neunzehnten Jahrhunderts und gegen dessen Gesinnungsgenossen. Am 8. Dezember 1844 vertheidigte Blum die deutsche Presse, welche wahrlich ohnehin hart genug vom Polizeistaat geknechtet war, gegen die von der Priesterschaft vorgebrachte Anklage, als habe sie die öffentlichen Rechte der Katholiken gekränkt. Am 16. November 1844 hatte nämlich die Geistlichkeit von Trier in einer Schrift an das dortige Domkapitel die Bitte ausgesprochen, dasselbe möchte sich an den König von Preußen und an den Bundestag beschwerend wenden, um kräftige Gewährung des Schutzes der katholischen Kirche und um gesetzliche Abhülfe der Mißstände der deutschen Presse bitten. Robert Blum führte die gute Sache der deutschen Presse mit meisterhafter Gewandtheit und schärfster Redegewalt. Seine Worte für die Ehre und für die theuersten Güter des Volkes, in ächt volksthümlicher Weise geschrieben, bewährten ihn als ächten, muthigen, treuen Mann des Volks, in Tausenden von Herzen hallten sie wider. Wie weckte sein Aufsatz: „der Kampf zwischen Licht und Finsterniß" Tausende von langem schmachvollem Schlafe, wie erlöste er sie aus den Banden der Halbheit, wie regte er sie an, den großen Entscheidungskampf mitzukämpfen! „Ihr könnt den edlen Ronge," sprach Blum am Schlusse seiner Schrift, „verbrennen, wie ihr einst den edlen Huß verbrannt, sein Ruhm und eure Schande stiegen wie ein Phönix aus der Asche hervor." Sieges=

gewiß rief er den Priestern zu: „Einigt euch nur mit Polizei und Censur, bringt die Presse mit ihrer Hülfe zum Schweigen, — ihr seid doch verloren, denn von Mund zu Mund pflanzt sich die Kunde eures Thuns und eurer Niederlage fort; ja, ihr seid verloren, und es gibt keine Erhebung, keinen Sieg mehr für euch; ihr seid ohnmächtig für ewig, denn eure Waffe ist die Lüge und — was noch schlimmer — die Denunciation!“ Wie zermalmte Blum die Frechheit der Hierarchie durch seine Schilderung der „Wunder des heiligen Rockes.“ In Tausenden von Abdrücken wurde dieser Aufsatz verbreitet; er war jedem braven Manne, der im Vertrauen auf die ewige Kraft des Geistes nicht wankte, aus der Seele geschrieben und erweckte auch in schwächeren Gemüthern erhebende Zuversicht und Thatlust; ja wahrlich: „das wahre Wunder, welches der heilige Rock zu Trier gewirkt, es war (wie Blum sagte) das, daß er auch dem Befangensten den Schleier vom getrübten Auge gerissen und dem schlichten Worte der Wahrheit einen jubelnden Einzug bereitet in Millionen Herzen.“ Der Gedanke der Freiheit war's, der ihm den Aufsatz in die Feder gab; Blum's Herz erzitterte vor Thatlust, er sprach zu seinem Volk, er rief es auf mit allen Gründen, die eine Seele, worin die Ehre lebt, bewegen können, zu der nationalen That: „Trennung von Rom! Aufhebung der Ohrenbeichte und des Cölibats! Eine deutsch-katholische Kirche!“ Die Vaterlandsliebe ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Er sah bei jeder Gelegenheit in Rom den Feind des deutschen Vaterlandes, in Rom's Herrschaft Deutschlands Schmach. So rief er denn auch in seiner scharfen Beleuchtung des Hirtenbriefs Arnoldi's: „Rom ist der Feind unserer Einheit, unserer Freiheit, unserer Ruhe, unseres Friedens, und deshalb soll, deshalb wird Rom fallen!“

Robert Blum ließ es übrigens in jenen denkwürdigen Monden, da der deutsche Genius nach so langer Zeit endlich wieder ein Lebenszeichen gab, da endlich

wieder die Begeisterung für eine sittliche und nationale Idee durch das große Gefängniß, genannt „deutsches Vaterland,“ hinbrauste, — Robert Blum ließ es damals nicht bei Worten bewenden, nein, er schritt zur That. Die Losreißung von Rom sollte durch Bildung freier katholischer Gemeinden vollbracht werden. Schon hatte sich eine solche zu Schneidemühl am 19. Oktober 1844 gebildet; schon hatte am 17. Dezember Albrecht Höcker zur Gründung einer freien christ-katholischen Gemeinde in Breslau aufgefordert. Robert Blum war der erste, der an die Verwirklichung dieses nationalen Gedankens in Sachsen Hand legte. Er verband sich im Februar 1845 mit gleichgesinnten Bewohnern Leipzigs; vergeblich suchten fanatische Anhänger des alten Kirchenthums die zahlreich besuchte Versammlung am 9. Februar zu stören, auf Robert Blum wurde bei der ersten Leipziger Versammlung sogar ein persönlicher Angriff gemacht; aber er war der Mann nicht, sich einschüchtern zu lassen. Schon am Abend des 12. Februar konstituirte sich die deutsch-katholische Gemeinde zu Leipzig. Robert Blum, dessen energische Thätigkeit, Umsicht und Ausdauer sie zum größten Theil ihr Dasein verdankte, dessen „Rede bei der ersten Versammlung der Deutschkatholiken,“ dessen Aufruf: „Jetzt werft das Joch ab, jetzt brecht die schmachvollen Ketten Roms, jetzt macht euch frei, wir können, wir müssen ein großes Beispiel geben,“ Alle zum Entschlusse hingerissen hatte und auch nachher, in besonderem Abdruck verbreitet, an vielen Orten gleiche Wirkung hervorbrachte, — Robert Blum wurde zum Vorsitzenden des Vorstandes erwählt.

Als solcher leitete er zunächst die wöchentliche gottesdienstliche Versammlung der jungen Gemeinde und veranlaßte er in der Versammlung vom 2. März den Beschluß, die sämmtlichen deutsch-katholischen Gemeinden zu einem am Osterfeste stattfindenden Koncil aufzufordern. Es wurde vom 23. bis 26. März 1845 gehalten. Pro-

fessor Wigard aus Dresden leitete die Verhandlungen als Vorsitzender, Robert Blum war zum Stellvertreter desselben erwählt worden. Dies Leipziger Koncil gab den Reformstrebungen Einheit und organisches Leben; es sicherte durch die angenommenen Sätze sowohl die Glaubensfreiheit, als auch die freie Gemeindeverfassung. In Auftrag des Koncils beschäftigte sich Blum dann mit der Zusammenstellung eines „Gebet- und Gesangbuches für deutsch-katholische Christen,“ wodurch zunächst dem dringendsten Bedürfniß abgeholfen werden sollte. Er wirkte aber auch fernerhin unermüdlich auf dem Gebiete der freien deutschen Kirche, deren Geschichte ihm einen dauernden Ehrenplatz bewahrt. Die Vorwürfe freilich, welche von allen Seiten auf sie gehäuft wurden und noch jetzt gehäuft werden, von Seiten der Römlinge und der protestantischen Orthodoxen, der Hochgelehrten und jenes schmachvollen Gesindels, welches nicht athmen kann, wenn es nicht jeden Athemzug zu geheimen Anbringereien und öffentlichen Verdächtigungen verwendet, — diese Vorwürfe trafen auch Robert Blum im vollsten Maße. Daß ihn die Römlinge haßten, war noch das Wenigste; daß ihn die Pietisten wegen der Vernunftgläubigkeit verwarfen, das verstand sich von selbst, und gereichte ihm so wie der freien Kirche zur Ehre; daß ein Theil der Hochgelehrten auf ihn und auf das „verdünnte deutschkatholische Gottesbewußtsein“ wie sie's nennen, vornehm herab sah und noch herab sieht, das ist wohl auch noch zu ertragen. Wohl dem Menschengeschlechte, wenn ihm das Gottesbewußtsein endlich nicht mehr hinter dichten Schleiern verborgen bleibt, wenn die Scheidewand, welche das Menschenbewußtsein vom Gottesbewußtsein trennt, immer dünner, und wenn sie endlich so durchsichtig wird, daß das erstere sich im letzteren völlig erkennt und findet, wenn der Mensch die göttliche Idee in sich selber immer klarer erschaut! Wahrlich, das ist mehr werth als alle Systeme der Theologen, und als aller Streit über die göttliche oder menschliche Natur

des edlen Jesus von Nazareth. Wie übrigens die deutsch-katholische Kirche insgesammt, so traf auch ihren Vorfechter Robert Blum insbesondere der Spott Derjenigen, welche die Reform blos als etwas Halbes betrachteten und welche ungerecht genug waren, zu verlangen, daß ein Ereigniß, welches lediglich unmittelbar aus dem Herzen des Volks hervorgegangen, welches eine reine That des Volks war, sogleich auch alle Stufen seiner volksthümlichen Entwickelung überspringen sollte, — zu verlangen, daß die Männer, welche sich mit vollem Bewußtsein an's Herz des erwachten Volkes warfen, ihre große Aufgabe durch Uebereilung verderben, daß sie das, was des Volkes innerstes Besitzthum war, ihm dadurch entreißen sollten, indem sie ihm dasselbe in eine unverständliche Gelehrtensprache übersetzten, statt daß sie's im Volksbewußtsein immer klarer ausbildeten und aus demselben heraus immermehr zur allgemeinen That machten. Der schärfste Tadel und die einschneidendste Anklage, welche die freie Kirche und Robert Blum im Jahre 1845 getroffen haben und welche beide noch im Jahre 1848 treffen, bezogen sich auf den Vorwurf: Die religiös-kirchliche Reform sei blos ein Deckmantel für politische Freiheitsstrebungen. Nun, ihr Menschen, die ihr denn nun einmal nicht leben könnt, wenn ihr nicht die Polizei im Rücken habt oder wenn ihr nicht selbst Angeber sein könnt, ihr Menschen, die ihr unseren harmlosen Bürgern so gern Gespenster heraufbeschwört, weil ihr wahrlich nicht im Stande seid, Geister herauf zu beschwören, wir verschmähen es, Blum und die freie Kirche gegen eure Anklage zu vertheidigen, denn die freie Kirche kann keine Unfreien in ihrer Mitte haben; wer sich von eines Feindes, von Roms Knechtschaft losgerissen, der wird sich auch keine einheimische gefallen lassen, heiße sie, wie sie wolle, und diese freie Gemeindeverfassung, wie sie in der deutsch-katholischen Kirche in's Leben getreten ist, wie sie sich während dreier Jahre voll polizeilicher Quälereien rein und ungetrübt erhalten hat, wie sie sich jetzt auch in der protestantischen

Kirche verwirklichen will, damit der Protestantismus sich endlich als volle Wahrheit erfülle, — diese freie Gemeindeverfassung, sie mußte — sie konnte nicht anders — auch das Vorbild und Muster einer politischen freien Verfassung werden, einer solchen, wie ganz Deutschland im März 1848 sie gefordert und angestrebt hat. Doch Freiheit und Anarchie sind zwei ganz verschiedene Dinge; ihr aber verdächtigt, unter dem Vorwand der nothwendigen Ordnung, ohne welche die Freiheit gar nicht bestehen kann, die Freiheit selbst, als ob sie gleichbedeutend wäre mit Anarchie; elender Kunstgriff, — mag er euch gelingen, die Geschichte wird nicht über euch, (denn dazu seid ihr zu unbedeutend) sie wird darüber richten, wer ihr und den Gesetzen der sittlichen Weltordnung gedient, wer ihr frevelnd widerstrebt hat; diese Menschen aber, die das Wirrsal säen, um in der nächsten Zeit einen jämmerlichen Vortheil für ihren Eigennutz zu ärndten, — ob sie auch in einzelnen Augenblicken schon beim allgemeinen Sieg ihrer Herren ihren armseligen Pfennig gewonnen glauben, — sie sind gerichtet, schon früher gerichtet, bevor noch eine große Stunde der Entscheidung schlägt; sie sind gerichtet durch die Verachtung jedes Edlen, gerichtet sind sie durch die heiligen Gesetze der sittlichen Weltordnung, gerichtet durch das Bewußtsein der Nichtigkeit, das in ihnen selbst lebt.

Robert Blum ließ sich durch solche Verdächtigungen in seiner Wirksamkeit nicht im mindesten beirren; treu schritt er auf dem einmal betretenen Wege fort, die religiöse Freiheitsthat des deutschen Volkes nach allen Kräften fördernd, und die freie deutsch-katholische Gemeinde zu Leipzig mit voller Liebe pflegend. Bei dem zweiten Koncil zu Berlin im Jahre 1847 fehlte auch er nicht; er führte die Stimmen der Gemeinden von Döbeln, Johann-Georgenstadt, Leipzig, Leisnig, Liebenwerda, Merseburg und Penig. War er schon früher, als freisinniger Schriftsteller, als Vorsitzender des Schillervereins, als Mitvorstand des Schriftstellervereins in Leipzig geehrt und geachtet, so trug nun seine Thätigkeit als

Vorstand der deutsch-katholischen Gemeinde daselbst noch mehr dazu bei, daß man in ihm einen wahren, wackern Mann des Volks erkannte, der sein Leben ganz und gar der Volksaufklärung, Volksbildung, Volksveredlung widmete.

Während er in solchem Sinne rastlos fortwirkte, kam der August des Jahres 1845 heran und brachte jenen Tag, — den zwölften dieses Monats, — an dem sich's bewähren sollte, was Leipzig an Robert Blum hatte und ob die Geltung seines Namens, die Achtung vor seinem Charakter im Stande sei, daß er, darauf gestützt, seinem Vaterlande einen wichtigen Dienst erweisen könne. Es war ein Tag, an welchem der schlichte Bürger durch weiter nichts als durch sein moralisches Gewicht die gesetzliche Ordnung aufrecht erhielt und einen Bürgerkrieg im Keime erstickte.

Am Nachmittag des 12. Augusts traf der Prinz Johann von Sachsen als Generalkommandant sämmtlicher Kommunalgarden des Königreichs Sachsen, in Leipzig ein, um die Musterung der Leipziger Kommunalgarde vorzunehmen. Nach Beendigung derselben brachte ihm der Kommandant der Leipziger Kommunalgarde ein Lebehoch aus, der Tambourmajor bemerkte jedoch das zum Einfallen der Musik gegebene Zeichen nicht, und dieser Zufall wurde nun für die ungeheure Menschenmasse, welche sich als Zuschauer eingefunden hatten, zur Losung, um ihrer Stimmung Luft zu machen; sie lärmte, pfiff und zischte. Warum geschah nun dies? Es war ein Ausbruch des allgemeinen Mißbehagens, welches sich bis in die untersten Schichten der Bevölkerung verpflanzt hatte. Ein römisch-katholischer König stand an der Spitze eines protestantischen Landes, welches die Wiege der Reformation gewesen, — das will schon etwas sagen, zumal wenn man in der Geschichte zurückschlägt und auf jene Seite kommt, wo es geschrieben steht, warum ein sächsischer Fürst vom Protestantismus zum römischen Katholizismus übergetreten war! Dazu kam nun aber auch noch das wirklich unverantwortliche Verfahren, welches

sich die damalige Regierung in Beziehung auf die Gewissensfreiheit erlaubte; dazu kamen ferner die Gerüchte von heimlichen Jesuiten-Treiben und der Argwohn, daß der Prinz Johann ein Gegner der Religionsfreiheit sei. Wäre die Regierung weniger parteiisch verfahren, hätte sie jenem System, welches damals, aus der Hand der Jesuiten hervorgehend, sich über ganz Deutschland verbreitete, auch nur den geringsten Widerstand entgegen gestellt, statt daß sie sich zur willfährigen Dienerin desselben machte, — gewiß: nimmermehr hätte eine solche Aufregung gegen den Prinzen Johann Platz greifen können. Da sie nun aber einmal vorhanden war, so hätte es schon die Klugheit gebieten sollen, alles aufzubieten, um sie von einem Ausbruch zurück zu halten, welcher gefährlich werden konnte. Dies wurde jedoch verabsäumt; die Kommunalgarde brachte dem Prinzen Johann, welcher im Hotel de Prüsse wohnte, als ihrem Generalkommandanten, einen Zapfenstreich. Die Menge blieb versammelt, als die Musik abzog, und stimmte vor dem Gasthof, wo sich der Prinz befand, verschiedene Gesänge an, zuerst den Choral: „Eine feste Burg," dann aber auch weltliche Lieder. Plötzlich klirrte ein Fenster des Gasthofes, wo der Prinz eben speiste; ein Stein, der geworfen worden, war das Signal für den Uebermuth; bald flogen mehrere Steine, bald klirrten alle Fenster; — das war gegen halb zehn Uhr Abends. Niemand — weder der Regierungsrath Ackermann, noch der Kommandant der Nationalgarde und die Offiziere der Garnison — dachten, daß wirkliche Gefahr da sei, oder daß man dem Unfug wehren müsse, bis endlich der Hauptmann der Kommunalgarde, Dr. Heyner beordert wurde, 40 Mann herbeizuholen, womit die Kommunalgardenwache für den Abend verstärkt werden sollte. Unangefochten begab er sich zur Hauptwache der Kommunalgarde auf den Raschmarkt, um das Wachtkommando zu holen. Da er nun zu lange ausblieb, so wendete sich der Regierungsrath Ackermann an die Militärbehörde der Stadt, und der Oberstlieutenant von Süßmilch eilte aus dem

Hotel heraus, um Truppen zu holen. Die Menge, welche den Gasthof im Halbkreise umstand, machte ihm willig Platz. Die Kommunalgarde traf nicht ein; dagegen rückten Schützen, Gewehr zur Seite, vor, und räumten augenblicklich den Platz vor dem Gasthofe, als nun auch Dr. Heyner mit der Wachtmannschaft der Kommunalgarde ankam. Die Menge zog sich zurück und der Platz blieb leer; die Menge, hin- und herwogend, um einen Weg zum Durchgang zu finden, wollte sich eben zurückziehen, als plötzlich auf sie gefeuert ward; nur einzelne Wenige hatten bei dem Lärmen die Aufforderung hören können: sie sollten sich zurückziehen! Es fielen Bürger von Schüssen getroffen, sterbend, es fielen sieben Unschuldige, niedergeschmettert durch Wächter der Ordnung, durch Söhne desselben Landes! Das war die Nacht vom 12. zum 13. August 1845 in Leipzig. Damals begannen die sogenannten „Mißverständnisse," die seither eine so bedeutende Rolle in Deutschland gespielt haben; es fallen nämlich Schüsse auf's Volk, und Niemand will wissen, warum sie gefallen sind, oder wer das Laden kommandirt hat. Es muß wohl eine dämonische Macht im Hintergrunde sein, die eben doch scharf laden läßt; ja wohl: es ist ein Geist, — aber auf keinen Fall ist es der Geist der neuen Zeit, der da waltet. Daß es dieser Geist nicht ist, das beweist wohl das Volk der neuen Zeit, welches sich über solche „Mißverständnisse," wie man's nennt, nicht mehr so leicht zu trösten versteht wie früher, sondern Rechenschaft fordert. Die Entrüstung in Leipzig war furchtbar; die Gefallenen konnten nicht mehr Zeugenschaft ablegen, aber von ihren bleichen Lippen erging eine stumme Sprache, die jedes Herz verstand, die Mahnung an Dinge, die dereinst kommen würden, wenn die Zustände Deutschlands so bleiben sollten, wie sie so lange gewesen waren, kühne Dichter, rückwärts gekehrte Propheten, sangen damals von einer Bartholomäusnacht; — und siehe da: nur drei Jahre entschwanden, da erfüllten sich — freilich nicht in Leipzig, sondern anderwärts — ihre

Gesichte aus der Vergangenheit auch als Gesichte der Zukunft. — Das Volk, die Studenten, die Bürgerwehr forderten Rache für den Friedensbruch, für das Blut der Unschuldigen; viele Tausende kamen am Nachmittag des 13. August im Schützenhause zusammen und beriethen, was nun von Seiten der Stadt geschehen solle; die Behörden sind zu ohnmächtig, den Frieden herzustellen, denn sie haben das Vertrauen verscherzt. Schon sammeln sich Schaaren auf dem Markt, um die Schützenkaserne zu stürmen; schon wurden Stimmen laut, welche das Alleräußerste empfahlen. Da eilt Robert Blum, eben wie er von der Reise kommt, — er war nämlich am 12. und 13. in Dresden gewesen, herbei und ruft mit gewaltiger Stimme: „Verlaßt den Boden des Gesetzes nicht!“ und die wohlbekannten Töne verfehlen ihre Wirkung nicht. Aller Augen richten sich auf den Mann des Volkes, alle Herzen horchen ihm; kaum hat er gesprochen, so folgt Alles seinem Rath. Ein langer, imposanter Zug bewegt sich nach dem Markte, — Robert Blum, an der Spitze einer Deputation — nach dem Rathhause hin. „Wartet ruhig, bis wir wiederkommen,“ so hatte er die aufgeregte Menge gebeten, und — sie wartet ruhig, sie weiß ja: all' ihre Wünsche hat sie dem besten Mann, dem treuesten Freunde des Volkes mitgegeben. Plötzlich erscheint Blum mit den andern Deputirten auf dem Balkon des Rathhauses, und verkündet das Ergebniß der Berathung, welche er mit den Vertretern der Stadt gepflogen und ruhig zerstreut sich die Menge, der Stimme des Gesetzes gehorchend, welche sie aus dem Munde ihres geehrten und geliebten Mitbürgers vernommen hatte. So beschwichtigte Robert Blum, indem er das allgemeine Vertrauen, das er besaß, als ächter Bürger zum allgemeinen Besten benutzte und rechtfertigte, so beschwichtigte er den drohenden Sturm, welcher Leipzig in's Verderben gebracht haben würde; so wendete er seinen Einfluß an, um das herannahende Unheil abzuwenden. Das war ein einfacher

Bürger, ein Mann, der sich aus dem tiefsten Schlamm der Noth und alles Elends zu einer sittlichen Bedeutung emporgearbeitet hatte; sein Wort galt mehr als alle Reden von Beamten, Gelehrten und Predigern auszurichten vermocht hätten!

Wie groß das Verdienst war, welches er sich in diesen wichtigen Augenblicken um das Vaterland erworben hatte, — die Behörden waren doch weit davon entfernt, es anzuerkennen; den damaligen Regierungen war gerade das Mittel, wodurch Blum den Frieden hergestellt hatte, nämlich den Einfluß eines Bürgers auf seine Mitbürger, durch und durch verhaßt. Blum mußte das so lang empfinden, als das alte System mit seinem bösen Gewissen und mit seiner Furcht vor der Selbstständigkeit des Unterthanenverstandes noch irgend einen Rest von Macht besaß. Aber auch das Spießbürgerthum war nicht gut auf ihn zu sprechen; warum? Weil es wußte, daß die Regierung ihn haßte. Dagegen war's der wackre Kern des Volks, der Blum's Verdienst voll zu würdigen wußte, und es für Pflicht hielt, das Gefühl der Achtung und Liebe auch öffentlich kundzugeben. An seinem Geburtstage, dem 10. November, erhielt Blum ein mit Unterschriften aus allen Ständen gezeichnetes Dankschreiben des Inhalts: „Verehrter Mitbürger! Die unterzeichneten Bewohner Leipzigs sprechen ihren Dank aus für Ihre unermüdlichen Bestrebungen zur Wahrung der verfassungsmäßigen Ordnung und zur Heilighaltung des Gesetzes, welche in den Tagen des 13., 14. und 15. August dieses Jahres durch die Ereignisse des 12. desselben Monats bedroht wurden. Sie haben, treu Ihrer Bürgerpflicht, die aufgeregten Tausende ermahnt: nicht zu verlassen den Boden des Gesetzes und mit Vertrauen auf die Behörden zu blicken, die unseren gerechten Beschwerden Abhülfe herbeiführen würden. Sie haben durch Ihre Worte den stürmischen Ausbrüchen der Gemüther gesteuert. Wir danken Ihnen dafür."

Als zu Ende des Jahres 1845 ein Drittheil der

Stadtverordneten Leipzigs ordnungsmäßig austrat, erhielt Blum einen neuen Beweis, wie sehr er der Mann des allgemeinen Vertrauens war, er wurde nämlich mit außerordentlicher Stimmenmehrheit zum Stadtverordneten gewählt. Damit hatte sich nun seinem rastlosen Streben, für das Wohl seiner Mitbürger thätig zu sein, ein neuer schöner Wirkungskreis aufgethan. Seine Stelle als Theaterkassier gab er im Jahre 1847 auf, dagegen eröffnete er eine Verlagsbuchhandlung, und auch hierin leitete ihn die Absicht, das Volkswohl zu fördern, er wollte nämlich nur freisinnige Schriften durch den Druck verbreiten, durch welche das Volk immer mehr über das, was ihm noth thue, aufgeklärt werden und mit dem Bewußtsein seiner Rechte zugleich auch immer mehr die sittliche Willenskraft erlangen sollte, deren es bedarf, um die ersteren geltend zu machen. So ließ er ein Buch, „Weihnachtsbaum," welches Lebensbeschreibungen freisinniger Deutscher enthielt, und das „Staatslexikon für das Volk" erscheinen. Als Schriftsteller hatte er inzwischen auch fortwährend in den „Sächsischen Vaterlandsblättern" und als diese verboten wurden, in der „Konstitutionellen Staatsbürger-Zeitung" gewirkt.

Da begann denn die Regierung ihre Verfolgung gegen ihn auf's Neue; er sollte um jeden Preis zum Schweigen gebracht, und unschädlich gemacht werden; begierig ergriff die Regierung jeden Vorwand, als Anlaß dazu. So schritt sie feindselig gegen ihn ein, als 781 Bürger Leipzigs bei den Ständen eine Eingabe anbrachten, in welcher der außerordentliche Landtag für beschlußunfähig erklärt wurde; und als ihn die Stadtverordneten im Herbst 1847 zum unbesoldeten Stadtrath wählten, versagte ihm die Kreisdirektion die Bestätigung. Blum ergriff dagegen Rekurs und erklärte in demselben: „offen erkenne er die Nothwendigkeit der Nichtbestätigung freisinniger Männer bei einem Ministersystem, welches mit Gewalt an seiner Selbstvernichtung arbeite; dieses System, welches im entschiedensten Wider-

spruch mit den Staatseinrichtungen stehe, habe er auf jedem Schritte bekämpft und werde er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen." Und das hat denn Blum auch redlich gethan.

Der März des Jahres 1848 fand Robert Blum im behaglichen Genusse des Lebens, als glücklichen Gatten und Vater von vier blühenden Kindern, geachtet von Jedermann, in einer wenn auch keineswegs glänzenden, doch immerhin unabhängigen bürgerlichen Stellung. Mit offener Stirn, mit heiterem Antlitz, mit fester Brust trat er in die Stürme hinaus, welche die alte Ordnung der Dinge in Deutschland, den Polizeistaat und die Herrschaft der Privilegien bis auf den Grund erschütterten. Höher schlug Blum's Herz voll freudiger Zuversicht, daß aus den Trümmern der alten Weltordnung eine neue schönere hervorgehen müsse, daß das so lange geknechtete deutsche Volk seine Freiheit erringen, und einig, mächtig und geachtet vor allen Nationen Europa's dastehen werde.

Die politische Bewegung des Jahres 1848 begann im Königreich Sachsen damit, daß zwanzig Buchhandlungen Leipzigs vom Könige die lang ersehnte Preßfreiheit, dies heilige Recht jedes gebildeten Volkes verlangten, statt der Censur, welche auf einer Nation lastete, die einen Leibnitz, Kant, Fichte und Hegel, einen Lessing, Schiller, Goethe, Herder, Börne ihre Söhne nennt! Eine Deputation des Raths und der Stadtverordneten Leipzigs begab sich am 3. März mit einer Adresse dieser Körperschaften zum Könige nach Dresden. Der König wollte auf den Inhalt der Adresse nicht eingehen und erklärte, daß ihn das in derselben ausgesprochene Mißtrauen tief geschmerzt habe, eine nähere schriftliche Antwort werde bald erfolgen; (bald, doch sagte der König nicht: wann?) nach seiner Rede zog er sich, die Deputation verabschiedend, so rasch zurück, daß diese zu einer zweiten Ansprache an ihn keine Gelegenheit mehr hatte. In Leipzig wurde sie indessen von einer zahllosen Volksmenge, welche sich vor dem Rathhause versammelt hatte,

mit Ungeduld zurückerwartet. Endlich traf sie um 9 Uhr des Abends ein, und begann die Antwort des Königs zu verkündigen. Als die Menge sich sogleich überzeugte, daß das gerechte Verlangen nicht alsogleich gewährt worden, sondern daß das Volk blos auf's Ungewisse hinaus vertröstet sei, da gab sich eine solche Aufregung kund, daß bei dem furchtbaren Lärmen die Antwort gar nicht bis zu Ende gelesen werden konnte. „Blum! Blum!" so scholl es jetzt plötzlich wie auf eine Losung. Blum trat nun auf den Balkon des Rathhauses und versuchte die Antwort des Königs zu Ende zu lesen; doch auch ihm gelang dies nicht; da verkündigte er: es werde am folgenden Tage eine Versammlung der Stadtverordneten berufen werden und er werde in derselben den Antrag stellen: Die Minister haben das Vertrauen des Volks verloren und seien deshalb zu entlassen. Diese Worte wirkten; zum zweitenmal beschwichtigte Blum von jenem Balkon aus das erbitterte Volk. Er hielt sein Versprechen und stellte den Antrag, drang jedoch mit demselben nicht durch; die Mehrzahl der Stadtverordneten beschloß vielmehr, eine zweite Deputation an den König zu senden. Das geschah denn auch, aber zum zweitenmal wies der König das Verlangen des Volks zurück; in einer Proklamation, überschrieben: „An meine Sachsen" (vom 6. März) wurde die Aussicht auf Aufhebung der Censur bis zur Zeit des Zusammentritts der neu gewählten Landstände (bis Anfang Mai) hinausgeschoben und „ruhiges Ausharren" und „Vertrauen" empfohlen. Aber dies Zauberwort „Vertrauen," wodurch sich das deutsche Volk drei und dreißig Jahre lang hatte hinhalten lassen — es hatte den letzten Rest seiner Kraft verloren, seitdem der Bundestag es am 1. März gebraucht und plötzlich nicht blos „auf die alte Treue," sondern auch auf die „reife Einsicht des deutschen Volks" zu vertrauen erklärt hatte, — eines Volkes, welches der Bundestag jene ganze Zeit hindurch als ein unreifes und unmündiges behandelt hatte. Nicht mehr „ruhiges Ausharren und

Vertrauen auf die Regierungen," sondern nur ruhiger Muth, entschiedenes Ausharren beim Erringen der heiligsten Rechte und Vertrauen auf sich selbst konnten das deutsche Volk retten. An der entschlossenen Haltung des ganzen Landes brach sich endlich der hartnäckige Trotz der Regierung, und Leipzig, nächst diesem aber auch Zwickau, waren es, welche dem ganzen Lande das Beispiel gaben, wie es sich zu benehmen habe. In Leipzig aber war es wieder Robert Blum, welcher von dem Augenblicke an, als er zum zweiten Mal auf dem Balkon des Rathhauses stand, im Vereine mit Gleichgesinnten, ebenso entschieden und unermüdlich, als besonnen, mit dem ganzen Einfluß, der ihm zu Gebote stand, dahin wirkte, daß Leipzig in den Tagen der Entscheidung gleichsam der Halt und Hort des ganzen Landes ward und blieb. Blum organisirte die ganze Bewegung; er gründete einen großen politischen Verein, den „Vaterlandsverein," und eine freisinnige Zeitung sollte als Organ erstehen. Blum's Verdienst war es mit, daß die ungeheure Aufregung die gesetzlichen Schranken nicht durchbrach, daß der große Sieg ohne Blut, nur durch sittliche Kraft errungen ward.

Rasch entwickelte sich, bei einer solchen Haltung des Volkes, die Entscheidung. Schon am 9. März berief der König einen außerordentlichen Landtag für den 20. desselben Monats, „damit sogleich bei Beginn desselben darüber Gewißheit erlangt werde, ob das gesammte Land die Meinung theile, daß das bisherige Ministerium unhaltbar sei;" diesem Landtag sollte auch das Gesetz über Einführung der Preßfreiheit vorgelegt werden; zugleich wurde schon unter demselben Tage (den 9. März) die Censur aufgehoben. Schon am 13. hatte der König den Staatsminister v. Könneritz entlassen und die Entlassung der andern Minister von Zeschau, von Wietersheim, von Carlowitz und von Appell beschlossen, welche die ihnen übertragenen Departements blos bis zur Ernennung ihrer Nachfolger fortführen sollten; und am 16. war bereits ein neues volksthümliches Ministerium gebildet, in

welchem die Namen Braun und Georgi als hinreichende Bürgschaften für gesetzliche Freiheit dastanden, die erste Proklamation dieses Ministeriums (welches sehr bald durch v. Watzdorf und Oberländer vervollständigt ward,) „An das sächsische Volk“ verkündigte folgende Zusage: „Beeidigung des Militärs auf die Verfassung, Aufhebung der Censur für immer, ein Preßgesetz ohne das System der Koncessionen und Kautionen, Reform der Rechtspflege auf Grundlage der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, in Strafsachen Geschwornengericht, Reform des Wahlgesetzes, Anerkennung des Vereinsrechts mit Repressivmaßregeln wegen Mißbrauchs, gesetzliche Ordnung der kirchlichen Verhältnisse im Geiste der Duldung und Parität, Antrag auf Revision des Vereinszolltarifs und kräftige Mitwirkung zu zeitgemäßer Gestaltung des deutschen Bundes mit Vertretung des Volkes bei demselben.“ —

Das Volk vergaß nicht, welchen wesentlichen Antheil Robert Blum an dem Gelingen dieser Erfolge hatte. Die Stadt Zwickau, um nur einen Beweis der Anerkennung von vielen hervorzuheben, gab ihm das Ehrenbürgerrecht. Auf der anderen Seite freilich, da fehlte es nicht an Verdächtigungen, nicht an anonymen Drohbriefen, dieser elenden Waffe ohnmächtigen Grolls.

Blum trat nun aus dem engeren Kreise seiner bisherigen öffentlichen Wirksamkeit auf das größere Gebiet der deutschen Volkspolitik herüber. Gleichsam wie die erste Losung tönte plötzlich seine Verkündigung: „der deutsche Fürstenkongreß kommt nicht zu Stande“ aus der „konstitutionellen Staatsbürgerzeitung“ in alle deutschen Gauen. Bald darauf trat in Frankfurt am Main ein deutscher Volkskongreß zur Berathung über die Bildung eines deutschen Parlaments zusammen; bei demselben erschien auch Robert Blum. Am 31. März des Morgens um halb neun Uhr fanden sich die Abgeordneten des Volks im Kaisersaale des Römers zusammen und wählten Mittermaier zum Präsidenten, Dahlmann, von

Itzstein, Robert Blum und Sylvester Jordan zu Vicepräsidenten. Als solcher begab sich Blum eine Stunde später mit den andern Volksabgeordneten im feierlichen Zuge, unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Geschütze nach der Paulskirche. Gleich in der ersten Sitzung bekundete er den Geist, der ihn beseelte; er erinnerte die Versammlung daran, „daß die Augen von ganz Europa auf sie gerichtet seien, daß sie, als die erste Versammlung in Deutschland, welche der neu gewonnenen Freiheit einen Ausdruck geben solle, durch ihre That wie durch ihre Haltung aussprechen müsse, daß das deutsche Volk, das so lang zurückgesetzte, so entschlossen, so ernst, so ruhig ist, wie irgend Jemand, der seit Jahrhunderten sich des kostbaren Gutes der freien Erörterung erfreut hat;" er ermahnte, „sich jeder schroffen Gegenüberstellung zu enthalten," er erinnerte an den hohen Beruf: „dem Volk einen Begriff zu geben von der Würde und Größe der Volksvertreter;" es belebte ihn die Hoffnung, „daß kein Unfriede kommen werde, wo sich die Liebe und Verehrung und das Vertrauen des Volkes so überzeugend, so hinreißend ausgesprochen habe;" er beschwor: „dem ganzen Volk in einer so ernsten und großen Zeit mit würdiger Haltung voranzugehen;" „thun wir das, (so schloß er seine Rede) dann werden nicht allein die Herzen unseres Volkes uns entgegen schlagen, sondern auch die anderen Völker werden ihre Arme mit Bruderliebe ausstrecken nach den bisher verschmähten und verachteten Deutschen und werden in der ersten Vertretung, die hier zu Stande gekommen ist, die würdigen, die wahrhaften Männer begrüßen, die der Freiheit eben so fähig sind als sie sich ihrer werth zeigen." In dieser ersten Sitzung stellte Blum den Antrag, welcher zum Beschluß erhoben ward: „daß bei der konstituirenden Versammlung alle deutschen Bundesländer mit Einschluß von Ost- und Westpreußen und Schleswig-Holstein, so wie die Länder deutscher Zunge, so lange sie mit andern Ländern staatlich verbunden sind, vertreten sein sollten." (Die

Frage wegen Aufnahme von Posen ward durch Beschluß der Versammlung offen behalten.) — In der folgenden Sitzung (vom 1. April) sprach Robert Blum für die direkten Wahlen, (ein Grundsatz, welcher damals selbst von weit und breit gepriesenen sogenannten „Volksmännern“ bekämpft wurde, welcher aber seither wohl überall zur Anerkennung und Geltung gelangt ist) weil durch dieselben der Volkswille sich reiner ausspreche; schlagend widerlegte er die Gründe, welche man gegen die Ausführbarkeit derselben vorgebracht hatte, und schließlich sagte er: „Wir sind hier bekleidet mit dem Vertrauen des Volkes ohne Wahlen, und wollen wir ihm für dieses Vertrauen damit danken, daß wir sagen: du bist unmündig und mußt dir deine Vormünder ernennen?“ und so stimmte er denn auch bei der Abstimmung darüber: „Ob das Prinzip der direkten Wahlen in der Art ausgesprochen werden solle, daß es jedem Staate zu Grunde gelegt werden müsse?“ mit Ja! In der Sitzung vom 2. April stellte Zitz aus Mainz den wichtigen Antrag: die Versammlung solle erklären, bevor die Bundesversammlung die Angelegenheit der Gründung einer konstituirenden Versammlung in die Hand nimmt, möge sich dieselbe von den verfassungswidrigen Ausnahmsbeschlüssen (von 1832) lossagen und die Männer aus ihrem Schooße entfernen, die zur Hervorrufung und Ausführung derselben mitgewirkt haben.“ Bassermann schlug dagegen vor, statt des Wortes „bevor“ das Wort „indem“ zu setzen; es war eine Abschwächung des ursprünglichen Sinnes. Bei der Berathung über diese Frage, über die Annahme des Wortes „bevor“ oder „indem“ sprach Blum seine Ansicht aus, es sei seine Meinung, daß diese Versammlung dem deutschen Volke als Halt bleiben sollte, bis ein anderer komme; er füge sich indessen der Mehrheit, welche der entgegengesetzten Meinung sei, aber er müsse fragen, ob das Mittel, das nun an die Stelle des von ihm und seinen Freunden vorgeschlagenen trete, geeignet sei, im Volke jenes Zutrauen zu erhalten, welches bei dem Schwanken

aller Zustände nöthig sei, um nicht zu Unbesonnenheiten zu Unglück zu gerathen, und er habe mit seinen Freunden darauf mit „Nein" geantwortet. Wie mit einem Seherblick sprach er: „In der Zeit von 1830 bis 1832 hat derselbe Geist, wenn auch in einem milderen Fluge geweht über Deutschland und der Bund hat sich nicht gerührt. 1832 ließ die Spannung nach und der Bund kam mit all diesen fluchwürdigen Beschlüssen, die seit dem gefaßt worden sind, um das neue Leben zu unterdrücken. Wo liegt die Bürgschaft, daß wir nicht ein zweites Jahr 1832 erleben?" Friedrich Hecker drang mit größter Bestimmtheit auf die stärkste Fassung, auf kein „indem", sondern auf ein „bevor", und als der Antrag in dieser Fassung nicht angenommen wurde, entfernte sich eine Anzahl von Mitgliedern (darunter Hecker) aus der Versammlung. Blum, ob er gleich auch für das „bevor" gestimmt, blieb; Raveaux hatte bemerkt: in dem Augenblick, wo es gelte, dürfe man sich nicht zum Märtyrer machen, man müsse kämpfen bis zum letzten Mann, man dürfe eine Versammlung nicht verlassen, die bestimmt sei für das Vaterland zu wirken. Inzwischen hatte der Antrag von Zitz gar schnell eine entscheidende Wirkung gethan; der Bundestag beschloß nämlich noch an demselben Tage, „daß die beanstandeten Ausnahmsgesetze und Beschlüsse für sämmtliche Bundesstaaten aufgehoben, mithin als bereits völlig beseitigt zu betrachten, und wo es noch erforderlich befunden werden sollte, darüber die nöthigen Bekanntmachungen zu erlassen seien." Ueberdem reichten sämmtliche Gesandte, auf welche sich das Mißtrauen des Volkes bezog, ihre Entlassung ein oder erklärten, daß sie dieselbe unverzüglich einreichen würden. Nachdem dies den Volksvertretern in der Paulskirche am 3. April bekannt gemacht worden war, erhob sich von Itzstein, um den Wiedereintritt der am vorigen Tage ausgetretenen Mitglieder zu vermitteln und somit die Einigkeit wieder herzustellen.

Robert Blum's Name stand in der Reihe vieler andrer unter der Erklärung: „die Unterzeichneten haben für den Zitz'schen Antrag gestimmt, halten es aber für ihre Pflicht, sich der Majorität der Abstimmenden zu unterwerfen und den Saal nicht zu verlassen." Die Ausgeschiedenen kehrten dann später in den Saal zurück, und Hecker, sprach bei diesem Anlaß: „Wir hoffen und sind es überzeugt, daß der Geist der Zeit und unseres Volks, der die volle Freiheit und die Wegräumung jeder alten Schranke verlangt, alle Herzen durchdringen werde, und treten in diesen Saal mit dem Rufe: „es lebe das befreite und freie deutsche Volk." In dieser Sitzung vom 3. April kam auch der Schutz der Arbeitenden gegen Noth und Elend und die Frage über Einrichtungen und Maßregeln gegen den Mangel Arbeitsunfähiger und Heimathloser zur Sprache. Dabei sprach sich nun Robert Blum auf's Wärmste für die Arbeiter aus; er versicherte, Arbeiterversammlungen, denen er selbst die Ehre gehabt habe, mehrfach vorzusitzen, hätten ein so erhebendes Bild von den gesunden Ansichten, von der Vernünftigkeit, Billigkeit und Tüchtigkeit dieser Leute gegeben, daß er im höchsten Grade darüber erstaunt und erfreut gewesen sei. Wohl mochte dem Abgeordneten des deutschen Volks das Herz bei diesen Worten höher schlagen, wenn er gedachte, daß er selbst einst Arbeiter gewesen war! Die konstituirende Versammlung wird und muß (sprach er) die bezeichneten Gegenstände in die Hand nehmen, sie muß frisch an's Werk schreiten und thun, was in ihren Kräften liegt. Aber er hielt anderseits auch wieder dafür, daß über einen Gegenstand von solcher Wichtigkeit nicht in ein paar Stunden ein umfassendes Urtheil gewonnen werden könne, und somit stellte er denn den Antrag: „Die Versammlung möchte grundsätzlich ihre Zustimmung zu alle dem, was da vorgeschlagen worden, geben, letzteres aber der konstituirenden Versammlung zur näheren Erwägung überweisen." So besonnen, wie Robert Blum bei aller Entschiedenheit sich in allen wichtigen Fragen des

Vorparlaments benahm, äußerte er sich auch bei der Berathung über den Antrag von Roquette aus Bromberg, die größtentheils deutschen Provinzen Posens von diesem Großherzogthum zu trennen und in den deutschen Bund aufzunehmen, wobei dann auch die Aufnahme der deutschen Brüder, die in den russischen Ostseeprovinzen wohnen, in den deutschen Bund zum Antrag kam. Blum wies darauf hin, daß wenn man eine solche Aufforderung an die russischen Provinzen richte, man konsequenterweise dieselbe Aufforderung auch an das Elsaß, an die sehr zahlreichen Deutschen in Italien und in Belgien richten und mit andern Worten der ganzen Welt den Krieg erklären müsse. „Um uns aber (sprach er) mit anderen Nationen in Krieg und Zwiespalt zu verwickeln, sind wir nicht da, namentlich nicht in dem Augenblick, wo wir erst unser eigenes Fundament machen wollen." Der erste Antrag, in Betreff der russischen Ostseeprovinzen, wurde denn auch abgelehnt, in Beziehung auf den Antrag wegen Posen dagegen beschlossen, vorerst nicht auf denselben einzugehen.

In solcher Weise war Robert Blum's Thätigkeit bei dem sogenannten Vorparlament; bei jeder Gelegenheit bezeugte sie seine innige Vaterlandsliebe, sein warmes Herz für Volksfreiheit und Volkswohl, aber auch seine Mäßigung, seine Besonnenheit, seine Versöhnlichkeit, wie sie eben durch die Rücksichten auf die Interessen des Vaterlandes jedem, dem es darum wirklich Ernst ist, geboten werden. Bei der Frage, ob sich das Vorparlament für permanent erklären solle, hatte Blum — dafür gestimmt; er war in der Minderzahl geblieben; wollte Gott, daß die Mehrzahl sich gleichfalls dafür erklärt und die nachträgliche Einberufung von Abgeordneten aus Ländern, welche nicht genügend vertreten waren, wie z. B. Oesterreich, angeordnet hätte; — Deutschland hätte im ununterbrochenen Gefühl der Begeisterung für seine Größe weniger Gefahren erlebt, welche seine Einheit und seine Freiheit bedrohten, als wie dies bisher der Fall gewesen ist; im

ersten Antrieb wäre mehr erreicht worden, man wäre nicht mitten im Wege stehen geblieben und hätte den Fluch der Halbheit nicht empfunden, der sich späterhin von den verschiedensten Seiten her kund gegeben hat. Man stand nun einmal damals auf dem Boden der Revolution; man hätte darauf konsequent feststehen bleiben müssen so lange, bis die ganze Volksfreiheit errungen war, und nimmermehr würde es dann weder der Anarchie, noch der Reaktion gelungen sein, Deutschland auf's Neue in die unseligste Verwirrung hineinzuschleudern, und nimmermehr würde, wenn die Reaktion für alle Zeiten unmöglich gemacht worden wäre, die Revolution aufgefordert worden sein, sich für permanent zu erklären; denn nur die Permanenz der Reaktion hat die Permanenz der Revolution verursacht; die Permanenzerklärung des Vorparlaments würde beides unnöthig gemacht haben.

Der Volkskongreß zur Bildung eines deutschen Parlaments hinterließ einen Sohn, den sogenannten „Fünfziger-Ausschuß;" fünfzig Männer aus seiner Mitte sollten nämlich, „zur Ueberwachung des Vollzuges der Beschlüsse der Versammlung zur Vorbereitung eines deutschen Parlaments" beisammen bleiben. Unter den Männern, welche in diesen „Fünfziger-Ausschuß" gewählt wurden, befand sich auch Robert Blum. Von 467 Abstimmenden hatte er 435 Stimmen für sich. „Der Fünfziger-Ausschuß" trat sogleich nach Verkündigung der Wahl (3. April) zusammen und erwählte Soiron zum Vorsitzenden, — Robert Blum zum ersten Stellvertreter desselben.

Aus dem „Fünfziger-Ausschuß" schritt Blum in die konstituirende deutsche Nationalversammlung zu deren Mitglied er von Sachsen aus gewählt worden war. Sie wurde am 18. Mai 1848 des Nachmittags um 3 Uhr im Kaisersaale des Römers eröffnet. Von da aus begaben sich die Mitglieder eine Stunde später in die Paulskirche. Die ganze deutsche Nation blickte mit freudigen Hoffnungen auf diese erste deutsche Reichs-

versammlung, von deren Beschlüssen sie die vollkommene Verwirklichung des Prinzips der Volkssouveränetät, den Schutz der Freiheit gegen Anarchie und Reaktion, die Sicherstellung der Unabhängigkeit nach Außen hin und die innige Verbrüderung aller deutschen Stämme, die Grundbedingungen zur geistigen und sittlichen Verjüngung, den Schutz der Arbeit, tiefgreifende Maßregeln gegen die Verarmung und noch viel Andres erwartete.

Auch Blum nahm mit solchen Hoffnungen seinen Sitz in der Paulskirche ein und zwar auf jener Seite des Hauses, wo die entschiedenen Freunde der Freiheit saßen nämlich auf der Linken. Ueber seine Wirksamkeit als Mitglied des Reichstages bildeten sich, sowie die Parteien einander immer schroffer entgegen traten, verschiedene Meinungen, und Manche, welche ihn früher hoch gehalten hatten, fingen allmählig an, geringer von ihm zu denken, sowie nämlich seine Ansichten und Strebungen weiter als die ihrigen gingen. Denjenigen, welche nach Verlauf mehrerer Monate noch immer dieselbe Zuversicht auf die moralische Bedeutung und materielle Kraft des deutschen Reichstages hegten, galt Blum als ein Mann, welcher seiner eigenen Vergangenheit und dem gesetzlichen Boden untreu geworden sei, er galt ihnen nachgerade als ein Mann, welcher seinen früheren praktischen Blick, seine Besonnenheit verloren habe und neue unhaltbare Zustände in's Leben rufen wolle, wie sie für Deutschlands Verhältnisse nimmermehr passen würden, statt daß er, wie sie meinten, ruhig auf der Grundlage der bestehenden Zustände weiter hätte bauen sollen. Man warf ihm insbesonders vor, daß er in der „Reichstagszeitung," welche er mit seinem Freunde, dem Abgeordneten Schaffrath herausgab, Angriffen gegen den Präsidenten des Reichstags und gegen Mitglieder der Rechten Raum gab. Allerdings war dies der Fall, und mancher Andre, der Blum's politische Ansichten vollkommen theilte, hätte gleichwohl es unterlassen, den Kampf aus der Reichsversammlung

in die Reichstagszeitung zu verpflanzen. Was aber jenen andern, früher erwähnten Vorwurf, den der Inkonsequenz, betrifft, so verdient Blum durchaus keinen Tadel. Hatte er sich anfänglich offen für die konstitutionelle Monarchie mit demokratischen Institutionen ausgesprochen, so hatte er dies, wie tausend Andre, mit der entschiedensten Ehrlichkeit gethan, deshalb nämlich, weil er gehofft, daß es auf diesem Wege, durch das Zusammenwirken wechselseitiger Redlichkeit, an welche er glaubte, gelingen werde, den Gedanken der Volkssouveränetät, der in seiner Seele als höchstes Ideal lebte, zu verwirklichen und den vollkommenen demokratischen Inhalt jedes Staats und des Reichs herzustellen. Während so jeder Einzelstaat sich verjüngen konnte, mußte dann auch (nach seiner Ansicht) die monarchische Form eine vollkommen neue, dem Inhalt des Staats entsprechende sittliche Bedeutung erhalten, das ganze Reich aber bedurfte, seiner Ueberzeugung nach, der monarchischen Spitze durchaus nicht; und so stimmte er denn auch bei der Wahl eines Reichverwesers nicht für Erzherzog Johann von Oesterreich, sondern für Adam von Itzstein. Während der monatlangen Verhandlungen in der Paulskirche hatte nun Blum die Hoffnung verloren, daß jene Aufgabe, so wie er gedacht, glücklich gelöst werden könne, und durch so manche Ereignisse, welche Deutschlands Ruhe bis in's innerste Mark erschütterten, hatte er sich immermehr in der Ansicht bestärkt gefühlt, daß jene der Volksfreiheit feindseligen Gewalten, welche man im März allzuvoreilig bereits völlig vernichtet wähnte, auf's Neue mit Aufbietung aller Kräfte daran arbeiteten, um unter dem Vorwande: „die konstitutionelle Monarchie und die gesetzliche Ordnung aufrecht zu halten,“ ihre verlorne Geltung im Staate wieder zu erringen. So verzweifelte er denn immermehr an der Möglichkeit, daß die hohe Aufgabe, die Begründung wahrhaft freier Volksstaaten auf dem Wege der konstitutionellen Monarchie, die Verwirklichung eines freien und einigen deutschen Volksreiches auf dem bisherigen

Wege erreicht werden könnte. Das war die Anschauung, die ihn, mit dem Herzen voll glühender Liebe für's Volk und für die Freiheit, von seiner früheren Parteistellung zu einer anderen hindrängte.

Blum sprach seine Ueberzeugung auf's Alleroffenste in der Ansprache an seine Wähler aus, die er am 16. August im Schützenhause zu Leipzig hielt; da verhehlte er nicht, die Richtschnur, die sein und seiner Freunde Wirken in der Nationalversammlung bestimmte, sei einzig und allein die, daß dieses Jahrhunderte lang zerrissene, zersplitterte und dadurch tief gesunkene Deutschland Eins werde, — aber Eins auf der Grundlage der Freiheit; er habe bekämpfen helfen, was die Einheit des Vaterlandes zu stören drohte, aber was die Freiheit betreffe, dafür gehalten, daß die Centralgewalt derselben gefährlich sei, weil man die Spitze derselben mit einem unverantwortlichen Herrscher besetzte; er wolle die Republik an der Spitze des Gesammtstaates, aber, indem er dies wolle, weise er es entschieden zurück, jemals die Hände an die Umgestaltung der Verhältnisse in den Einzelstaaten legen zu wollen; das halte er für ein Unglück und eine Thorheit; denn darin, daß des Vaterlands Stämme selbstständig bleiben müssen, darin beruhe des Vaterlands schönstes Leben; „es ist eine Lüge," schloß er, „die uns an die Schöpfung einzelner Republiken hat denken lassen; wir würden die Ersten sein, die sich dem Bestreben einer ganz republikanischen Nationalversammlung: in die einzelnen Staaten einzugreifen, widersetzten." — Das heißt denn doch gewiß: offen geredet. Und doch dauerten die Verdächtigungen Blum's fort. Daß die Rechte nicht für ihn war, — gut, ihre Parteistellung ließ das nicht zu. Daß er der Linken nicht links genug war, — wer kann es bezweifeln? War er aber deswegen „zweideutig," wozu man ihn hat stempeln wollen? Nimmermehr! Aber wißt ihr auch, wer ihn immerdar mit unermüdlicher Geschäftigkeit zum „Zweideutigen" stempelte? Diejenigen, die es selbst waren! Und bei

man verdächtigten sie ihn? Bei Denjenigen, die aus lauter Furcht vor möglichen Mißbräuchen der Freiheit lieber die Freiheit selbst hingeben, bei Denjenigen, die das Beste wollen, aber das Schlimmste nicht ahnen, was hinter ihrem Rücken zu ihrem eigenen Schaden und Verderben gesponnen wird.

Der Reichstag hatte bereits Monate lang in Frankfurt gesessen und viel war da gesprochen worden, viel, sehr viel Ueberflüssiges, — die schönen Frühlingshoffnungen des deutschen Volkes waren noch immer nicht in Erfüllung gegangen und mancher Lorbeerkranz, den Dieser und Jener in die Paulskirche hineingetragen hatte, war in Staub und Asche zerfallen. Statt all der Worte, welche in der Paulskirche schallten und wiederhallten, redeten die Thaten, die kalten, unerbittlichen Thaten; da standen sie, trotz allen Läugnens, und spotteten der deutschen Einheit eben so gut, als der deutschen Freiheit, von welchen immerfort alle Parteien, von welchen selbst Männer, die bekannt genug waren, den Mund voll und das Herz leer hatten. Eine solche Thatsache war auch der dänische Waffenstillstand; das war einmal eine ganz besonders deutliche Erklärung für alle die, welche da um die Ehre der deutschen Nation fragten; das war einmal ein Beweis, deutlich genug, daß man noch lange nicht ein Staatsmann ist, wenn man einmal ein liberaler Deputirter war und daß man aufhört ein Volksmann zu sein, wenn man anfängt, den Staatsmann im alten Sinne des Worts zu spielen, und daß die alte Diplomatie immer noch schlau genug ist, um all diese neue Halbheit, Vermittlerei und Wortbuhlerei, die ehrliche, wie die unehrliche, am Gängelband zu führen. Es war die erste schlagende Enttäuschung für jeden, der mit glühender Seele auf die Größe des neuen deutschen Reichs gehofft hatte, daß sie ihre erbittertsten Feinde dort habe, wo man jeden Widerstand schon vernichtet wähnte, und daß diese Feinde ihre besten Helfer in jenen besaß, welche es zum Theil

gar nicht wußten, daß sie ihnen dienten. Armes Vaterland!

Mit hinreißender Kraft sprach Blum seine Ansichten über die Lage Deutschlands, über die Gefahren, welche es von Innen wie von Außen bedrohten, über den neuen Kampf, welchen die Reaktion gegen das Prinzip der Freiheit begonnen, über die befleckte Ehre der Nation, — offen sprach er seine Ueberzeugung von den Geschicken, welche der Verrath heraufbeschwören werde, in einer Rede aus, welche er am 16. September bei der Berathung über die den Malmöer Waffenstillstand betreffenden Ausschußberichte hielt, eine Rede, welche von der ganzen Glut seiner Vaterlandsliebe sprühte, und welche bewies, daß er zum Redner geboren war. Da legte er das Buch der jüngsten Geschichte hin und schlug die Blätter auf, wo in Thatsachen die Wahrheit zu lesen war, daß „die alte Diplomatie etwas zu schnell das Schicksal der Völker in die Hand genommen und bestimmen hatte wollen, daß sie zu bald in die alten Bahnen eingelenkt;“ er sprach es aus, worauf die sittliche Empörung, welche damals zum ersten Mal die Wangen der Nation vor Scham erröthen machte, sich gründete, darauf nämlich: „daß die Errungenschaften der Neuzeit, die Beschlüsse des Vorparlaments, die Bestrebungen des Fünfziger-Ausschusses, die Beschlüsse der Versammlung, die bis jetzt das Einzige sind, was für den Gesammtstaat feststeht, nicht geachtet wurden, daß die Diplomatie gerade in demselben Verhältniß, als ob wir keinen Märzmonat 1848 gehabt hätten, schalte und walte mit dem Schicksal der Völker nach ihrem Ermessen;“ er wies hin auf eine geschichtliche Thatsache: „So lange Ludwig XVI. im Inneren reagirte gegen die Freiheit und das neue Leben seines Volkes, hatte er nur einen parlamentarischen Kampf, den er durch einen ehrlichen Vertrag hätte enden können; als er die Nationalität und die Ehre seines Volkes auf das Spiel setzte für seine dynastischen Interessen, als er mit dem Ausland lieb-

angelte und sich sogar mit ihm verschwor, da war er verloren." Begeistert rief Blum: „Es ist die schönste Erscheinung, die wir in Deutschland seit den Märztagen erlebt haben, daß das Volk in hoher sittlicher Kraft sich erhebt, wo es gilt, nicht nur seine Interessen, sondern seine Ehre zu vertreten, daß es nicht wägt und nicht prüft, sondern nur das eine allgemeine Gefühl ausspricht: „Wir stehen mit Gut und Blut dafür, daß diese Ehre eingelöst werde." — Blum's Herzblut sollte bezeugen, daß er einem solchen Volke angehören wollte; sein Opfertod sollte dies Gelöbniß für alle Zeiten im Volk lebendig erhalten. Und seht: dennoch blieb Blum von der Verdächtigung nicht verschont, daß er an dem Aufruhr zu Frankfurt im September Mitschuld getragen! Lächerlich! Wie, in dem Augenblick, da ein Reichsministerium der Linken unvermeidlich war, weil die Linke auf's Entschiedenste gesiegt hatte, in diesem Augenblick sollte Blum, ein Parteiführer der Linken, ein Ereigniß auch nur mittelbar begünstigen, wodurch der kaum errungene Sieg der Linken gänzlich verloren gehen mußte? Wie lächerlich diese Unterstellung ist, dennoch hatten elende Kreaturen es nicht verschmäht, sie auszubreiten.

Nun denn, nur noch auf das Volk vermochte Blum fortan zu vertrauen; nur von diesem allein, von dessen sittlicher Kraft erwartete er mit Zuversicht die Lösung der Verwirrung, welche durch unselige Hände mit aller Kunst über das Vaterland ausgebreitet worden und welche selbst der Besseren Viele, die dem geflügelten Fortschritt der Zeit nicht folgen konnten, nicht durchschauten, oder zu lösen hofften durch offnen ehrlichen Vertrag mit dämonischen Mächten, welche Verträge nur schließen, um den andern gläubigen Theil zu überlisten und fester zu binden. Blum mochte wohl ahnen, daß das Volk die härtesten Prüfungen, die schwersten Leiden, vielleicht die tiefsten Demüthigungen sogar würde bestehen müssen, damit sich seine sittliche Kraft, von allen Schlak-

ten geläutert, endlich zur Unüberwindbarkeit stähle. Das Schicksal Wiens zeugt dafür!

Im Oktober 1848 brach in Wien eine Revolution aus; es war die dritte in diesem verhängnißvollen Jahre. Der Zündstoff war lang aufgehäuft worden; zwei Parteien waren sich seit geraumer Zeit gerüstet gegenüber gestanden. Unter die schwarzgelbe Fahne schaarten sich alle Diejenigen, welche aus den verschiedensten Beweggründen die alte Zeit herbeiwünschten, die, welche mit den dynastischen Interessen zusammenhingen, welche der Hof- und Adelsgunst bedurften, um trotz ihrer Nichtigkeit eine Existenz zu gründen oder zu erhalten, jene Klasse von Beamten, welche die neue sittliche Aufgabe ihres Berufs nicht begriffen oder welche sich von der Vorstellung ihrer alten Bedeutung, als einer bevorrechteten, herrschenden Klasse, nicht zu trennen vermochten, sehr Viele, welche, beunruhigt von den hochaufschlagenden Wogen der neuen Zeit, für ihren Besitz bangten, ehrliche Männer, welche Mißbräuche der Freiheit für nothwendige Folgen der Freiheit hielten und nicht bedachten, daß Unordnungen und Gesetzlosigkeiten, wie sie allerdings vorkamen, nur in der Vergangenheit, nämlich in dem zwei Generationen hindurch gepflegten Mangel an geistiger, sittlicher und politischer Bildung wurzelten, Dunkelmänner, welche ihr Treiben vor der Sonne der öffentlichen Meinung nicht fortsetzen konnten, und Spione, welche sich durch die Freiheit dazu verdammt sahen, sich ihr Brod auf ehrliche Weise zu verdienen; diese Alle und viele Andere im bunten Gemisch, schwärmten für den Begriff eines starken Gesammtösterreich's, wie es in den Tagen Metternich's gewesen, und redeten sehr unbewußt von einem kaiserlich-österreichischen Bewußtsein, besonders seit dem Falle Mailands. Um die deutsche Fahne, die Kaiser Ferdinand selbst geschwungen, die Joseph II. in der metallenen Hand trug, standen Alle, welche die errungene Freiheit behaupten und ausbilden wollten, welche weit davon entfernt waren, Freiheit für gleichbedeutend mit Gesetzlosigkeit zu halten, die Freiheit für die Mißbräuche verantwortlich

zu machen, welche in ihrem Namen begangen wurden, oder deshalb an ihr irre zu werden. Sie durchschauten den verborgenen Grimm und die heimlichen Anstrengungen der Reaktion, sie folgten aufmerksam ihrem Kriegsplan und suchten ihn zu vereiteln. Diese Partei enthielt verschiedene Bestandtheile, der republikanische war jedoch nicht überwiegend. Sie erblickte im deutschen Reiche den natürlichen Mittelpunkt aller deutschen Stämme, den starken Schutz der Errungenschaften gegen alle Versuche der Reaktion.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtete sie auch die ungarischen Verhältnisse. Weit entfernt, die Uebergriffe des Magyarismus in fremde Nationalitäten zu billigen, sah sie doch in dem kroatischen Banus Jellachich einestheils ein von der Kamarilla erlesenes Werkzeug, andererseits aber einen kühnen Gewaltmann, der sich an die Spitze des Slaventhums stellen wolle, um das deutsche Element unter ein großes, allenfalls kaiserlich-österreichisches Slavenreich zu beugen; sie sah in den gewaltsamen Angriffen gegen Ungarns Freiheit nur den Anfang jenes Kampfes, welcher gegen die Freiheit überhaupt geführt werden sollte; das ist der Grund der Sympathie für Ungarn, welche sich in Wien zeigte und welche von Ungarn eifrig benützt wurde. Durch das wechselnde Benehmen des Hofes gegen Jellachich verwirrte sich der Parteienkampf immermehr, als sich plötzlich der Verdacht des Verrathes über dem Haupt des österreichischen Kriegsministers Latour zusammenzog. In der furchtbarsten Erbitterung wurde der greise Latour das Opfer. Seine Ermordung war übrigens nur der erste Ruck der Lawine. Wie die grauenvolle That geschehen, war auch der Kampf mit der bewaffneten Macht und der Kampf der Parteien mit einander unvermeidlich. Nun erst begann die eigentliche Revolution; sie hatte mit Latour's Ermordung nichts zu schaffen, sie entwickelte sich nothwendig aus ganz anderen Voraussetzungen, aus dem Gegensatz der Prinzipien. Es galt, ob der Gedanke einer von Deutschland völlig gesonderten österreichischen Ge-

sammtmonarchie, gleichviel, ob sie auch einen slavischen Schwerpunkt habe, oder ob das deutsche Element, — ob die Dynastie (wohl zu unterscheiden von der konstitutionellen Monarchie), ob die Dynastie unter dem allwaltenden Einfluß der Kamarilla, — oder ob ein deutscher Volksstaat in Oesterreich, unter den alten Voraussetzungen des Länderverbandes und unter der neuen einer Personalunion, siegen sollte. — Für das Heer war die Ermordung Latour's die Losung zur Rache, für die Kamarilla der Anlaß, unter dem Vorwand der Bestrafung des Verbrechens den Heerd der Freiheit, Wien, zerstören zu lassen. Welcher Mann war nun wohl der geeignetste, um, mit unbeschränkter Vollmacht an des „konstitutionellen" Kaisers Statt auftretend, den Plan der Kamarilla auszuführen? Kein Anderer, als ein Mann, welcher, Aristokrat nicht blos durch Geburt, sondern auch aus Ueberzeugung, Soldat ganz im Sinne Wallenstein's, von dem er in weiblicher Linie abstammte, — von seinem Standpunkte aus jede Erhebung des Volks für ein Verbrechen hielt, für den die neue Ordnung der Dinge gar nicht existirte, und in dessen Seele der Gedanke der Rache jede Regung von Erbarmen ersticken mußte. Eben dies Letztere war's, was die Kamarilla erwog, als die Wahl auf den Fürsten Windischgrätz fiel; o, die Kamarilla wußte gar wohl, was sie that, als sie die Machtvollkommenheit in die Hände dieses Mannes legte, dem am 13. Juni bei'm Volksaufstand zu Prag ein Schuß die Gattin niedergestreckt hatte! — Wie, wär' es aber vielleicht nur eine Einbildung, nur ein Traum, — dieser Plan, ein slavisches Kaiserthum Oesterreich zu gründen und die deutschen Provinzen Oesterreichs einem Triumph der Dynastie zu opfern, die den blutigen Namen Ferdinand's II. und das blutige Blatt, worauf die Schlächterei auf dem Altstädter-Ringe zu Prag am 21. Juni 1621 verzeichnet steht, aus ihrer Geschichte nicht tilgen kann, und ob ihr hundert Hurter's beistünden, und ob eine ganze Legion Jesuiten die Geschichte falschmünzte? Wurde nicht dieser Plan,

daß Oesterreich eine slavische Monarchie werden müsse, wurde nicht die Behauptung, daß es nur als solche Kraft, Macht und Bestand haben werde, wurde nicht die Bedingung, daß jede Vereinigung mit Deutschland aufgegeben werden müsse, — bereits in der ersten Sitzung des allgemeinen Slavenkongresses zu Prag ausdrücklich ausgesprochen, während zu gleicher Zeit der dalmatisch-kroatisch-slavonische Landtag zusammentrat, zu dessen Beschickung der kroatische Banus Jellachich die ganze böhmische Nation einlud? Dieser Jellachich, dieser auf eine so auffallende Weise begünstigte Liebling des Hofes, — erließ er nicht ein Schreiben an die „Slowanska Lipa" zu Prag, worin er versicherte: „Nur die Ueberzeugung, daß ich gegen die Feinde des Slaventhums ziehe, führte mich vor Wien?"

Der österreichische Reichstag blieb und that seine Schuldigkeit, als für Wien die Stunde der Gefahr schlug, als die erbitterten Truppen es immer näher umschlossen. Da versöhnten sich für den Augenblick die Parteien innerhalb der Stadt, und die Revolution trat in eine neue Entwickelungsperiode; man ahnte nämlich in Wien, daß die Gelegenheit, die Hauptstadt zu zermalmen, der Kamarilla willkommen sei, damit man mit dem Herzen auch sämmtliche Glieder tödten könne, welche sich nach dem freien Volksstaate, nach deutschen Einflüssen, deutschem Schutz ausstreckten; Wien erkannte aber auch, daß es, indem es die eigene Freiheit behauptete, den herzhaftesten Widerstand nicht blos seiner eigenen Ehre, sondern auch der Freiheit des ganzen deutschen Gesammtvaterlandes schuldig war. Natürlich und begreiflich war es aber auch, daß Wien, je näher die Gefahr heranrückte, den Beistand Ungarns, der ihm in Aussicht stand, willkommen heißen durfte.

In dem Augenblicke nun, da Jellachich, der Ban von Kroatien, mit seinem wilden Heere, nach allerlei Märschen durch Ungarn auf deutschem Gebiete, nämlich vor Wien, stand, wo die Waffenmacht Auersperg's

vom Belvedere herab ihre Feuerschlünde auf das Bollwerk der Freiheit richtete, während Fürst Windischgrätz, von Kaiser Ferdinand dem Gütigen mit unbeschränkter Machtvollkommenheit als dessen zweites Ich bekleidet, seine Schaaren heranführte, — in diesem Augenblick mußten die deutsche Reichsversammlung und die Centralgewalt zu Frankfurt mit offenen Augen sehen, sie mußten Das sehen, was sich ja gar nicht verbergen wollte; sie mußten erkennen, daß die heldenhafte Erhebung Wiens zur Vertheidigung gegen Bajonette und Kanonen mit dem an Latour begangenen Verbrechen nicht das Geringste gemein habe. Sie mußten aber auch noch mehr als blos sehen und erkennen, — sie mußten handeln, bevor abermals das verhängnißvolle Wort „zu spät," diesmal über den rauchenden Trümmern der zusammengeschossenen Stadt und über dem Grabe der Freiheit erschallte. Sie mußten Wien von der Nothwendigkeit befreien, daß es sich auf Ungarns Beistand verließ; der deutschen Stadt, der deutschen Freiheit hatte dies Deutschland zu helfen, auf welches Wien mit gerechten Hoffnungen blickte. Deutschland mußte von deutschen Elementen in Oesterreich für sich retten, was noch zu retten war, es mußte verhüten, daß deutsches Blut vergossen werde; die Zeit der Worte, der Redensarten war vorbei.

Am 12. Oktober stellte nun der Abgeordnete Berger von Wien in der Frankfurter Paulskirche den Antrag: „In Erwägung der großen Verdienste, welche die Majorität des konstituirenden österreichischen Reichstags zu Wien und die heldenmüthigen Demokraten in Bekämpfung der Reaktion, der verrätherischen Minister und der freiheitsmörderischen Kamarilla an den Tag gelegt haben; in Erwägung, daß die deutsche Stadt Wien sich durch ihren letzten Barrikadenkampf um die deutsche und um die Freiheit eines hochherzigen Brudervolks unsterbliche Verdienste erworben hat, erklärt die deutsche Nationalversammlung: Der konstituirende Reichstag und die heldenmüthige Bevölkerung Wiens haben sich um

das Vaterland wohl verdient gemacht." Diesen Antrag, welchen außer Berger 68 Reichstagsmitglieder, worunter auch Robert Blum, unterschrieben hatten, wurde nicht als dringlich erkannt und eben so wenig ein anderer von Wesendonk und 34 Mitgliedern vorgebrachter, daß der Reichsminister des Innern aufzufordern sei, sofort diejenigen Beschlüsse mitzutheilen, welche nach dessen heutiger Erklärung von der Centralgewalt, die neuesten Verhältnisse Oesterreich's betreffend, gefaßt worden. Da wurde denn von etwa 130 Mitgliedern der Frankfurter Nationalversammlung, welche der Linken angehörten, folgende Adresse an die Wiener vereinbart: „Eure großartige Erhebung hat unsere ganze Bewunderung erregt. Der blutige Kampf, den Ihr so glorreich bestanden habt, ist auch für uns, Eure Brüder, bestanden worden. Wir wissen, daß Ihr auch ferner, wie bisher, fortfahren werdet in Euren Bestrebungen, und daß Ihr dem übrigen Deutschland voranleuchten werdet durch Mannesmuth und Energie. Wir senden Euch fünf unserer Freunde, um unsere ungetheilte Hochachtung und unsere innige Dankbarkeit für Eure Verdienste um die Freiheit auszudrücken."

Die Mitglieder des Frankfurter Reichstages, welche gewählt wurden, um diese Adresse der Linken nach Wien zu überbringen, waren Robert Blum und Fröbel. Sie reisten, von Hartmann und Trambusch begleitet, welche sich der Deputation anschlossen, am 13. Oktober von Frankfurt ab.

Viele, und darunter auch Freunde, hatten die Abreise Blum's und der andern Abgeordneten nach Wien mißbilligt, und zwar einzig und allein aus dem Grunde weil sie glaubten, daß die Linke des Reichstags in einer Zeit, da die wichtigsten Fragen bei demselben zur Erörterung kamen, ihre Kräfte nicht zersplittern sollte, weil sie glaubten, daß sie sich solcher Talente, wie Blum und Fröbel, in großen entscheidenden Augenblicken nicht entäußern durfte. Für Blum war übrigens die Sendung nach Wien ein Wink des Schicksals, daß es ihm

endlich die Erfüllung seines heißesten Wunsches gewähren würde. Oft hatte er seinen vertrautesten Freunden gestanden, was ihm drückend auf der Seele lag: „Man feiert mich als den Mann des Worts, — dem Mann fehlt die That. Leonidas, Winkelried, Washington, Körner waren die Glücklichen!“ Oft sprach er begeistert von dem Glück, für die Freiheit seines Volks zu streiten und zu sterben; es waren seine Worte, der Ausdruck des Gefühls, das sein ganzes Dasein erfüllte: „Ich weiß, was ich dem Volke werth bin, und ich kenne meine Pflicht, mich ihm zu erhalten. Kommt aber der große Augenblick, wo mein Beispiel auf der Barrikade mehr nützt, als meine Rede hier auf der Tribüne, — dann bleibe ich nicht!“ Der Augenblick kam, daß er, nicht auf der Barrikade, durch sein Beispiel, daß er in der Brigittenau durch den Tod eines Winkelried der Freiheit eine Gasse öffnen sollte.

In Breslau sprach Blum am 16. Oktober zu der großen Menschenmasse im Bahnhof: „Ich komme entweder als Sieger oder gar nicht wieder.“

In Wien am 17. angekommen, theilten die Frankfurter Abgeordneten die Adresse der Linken dem permanenten Ausschuß des Reichstags, dem Oberkommando und dem Studentenausschuß mit; der Reichstag nahm dieselbe mit allgemeiner Akklamation auf. Drei Tage, den 17., 18. und 19. Oktober, verwendeten die Abgeordneten, um ihren Auftrag zu vollziehen, und am 20. waren sie bereit, Wien wieder zu verlassen. Blum hatte sich bei dem sächsischen Gesandten einen Paß geben lassen, und Fröbel von dem Oberkommando für alle vier Passirscheine erhalten, welche auf drei Tage lauteten. Indessen verharrten sie vom 20. bis zum 26. in Wien, weil sie in Folge der eingegangenen Nachrichten glaubten, daß es unmöglich sei, ohne Mißhandlung durch das Heer zu kommen, welches Wien eng umschlossen hielt. Nachdem sie sich nun überzeugt hatten, daß sie nicht abreisen konnten, wurden Robert Blum und Fröbel am 26. Oktober

durch einen Hauptmann außer Dienst aufgefordert, einem Elitenkorps beizutreten, welches derselbe zu bilden beordert war und welches nach dem Organisationspatente die Bestimmung hatte, die Ruhe und Ordnung in der Stadt zu sichern. Es bestand aus vier Kompagnien; Fröbel und Blum wurden zu Hauptleuten, und zwar Blum bei der ersten, Fröbel bei der dritten Kompagnie ernannt, nachdem sie sich entschlossen hatten, der Aufforderung zu folgen; das thaten sie aber deshalb, weil sie — eben in Berücksichtigung jener Bestimmung, — als Fremde, welche sich in der schwerbedrängten Stadt aufhielten, die Pflicht zu haben und es ihrer Ehre schuldig zu sein glaubten, an den allgemeinen Lasten Theil zu nehmen, und namentlich, da man ihnen gesagt hatte, daß man zur Unterstützung jener Absicht (Ruhe und Ordnung zu erhalten) auf ihre Namen Werth legte. Und in der That: Wien bedurfte in jenen Tagen der furchtbarsten Noth solcher Männer, welche für Ruhe und Ordnung sorgten. Ueberall Barrikaden, alles ohne Unterschied in Waffen, nirgends ein Verlaß auf den Nächsten, überall der Argwohn, daß dieser oder jener heimlich zur schwarzgelben Partei gehöre und in geheimer Verbindung mit dem Feinde draußen Verrath sinne; dazu der Mangel an Lebensmitteln, der sich bereits fühlbar machte, an Wasser, an Licht; die Nachrichten von Mord und Raub, deren sich Soldaten schuldig gemacht, hunderterlei einander widersprechende Gerüchte von der Ankunft eines Entsatzes, ein stetes Schwanken der Gemüther zwischen frischer Hoffnung und Enttäuschung, — das war der Zustand Wiens in den letzten Tagen der Belagerung; ist es da nicht begreiflich, daß Verwirrung einreißen mußte? Aber der ursprüngliche Charakter der Revolution war die Anarchie nicht, wie behauptet und verbreitet worden ist.

Das Elitenkorps wurde bald auf eine andere Weise verwendet, nämlich zur Vertheidigung: Blum und Fröbel wurden getrennt und an die äußersten entge-

gengesetzten Punkte der Stadt, wo Barrikaden gebaut waren, an die gefährlichsten Orte hinbeordert. Bald begannen beide Männer die Ueberzeugung zu hegen, daß sich die Stadt nicht werde halten können; sie argwohnten, daß Verrath im Spiele sei. Blum, welcher den Kroaten gegenüber stand, hatte fünf Kanonen, aber auch den strengsten Befehl in der Tasche, sie nicht zu gebrauchen, und Fröbel hatte Kanonen-Patronen abgeliefert, welche mit Sägespänen gefüllt waren, seinen Leuten hatte man Patronen ohne Kugeln ausgetheilt.

Blum und Fröbel beschlossen daher, nachdem sie am 26ten ihren Dienst angetreten, bereits am 28. ihre **Entlassung** einzugeben, und sie thaten dies bereits am 29. Oktober früh Morgens um 6 Uhr schriftlich; ihr Entlassungsgesuch wurde denn auch von dem Korps-Kommandanten angenommen.

Von da an brachte Robert Blum mit Fröbel bis zum 4. November, also nachdem die Einnahme Wiens längst geschehen war, die Zeit in seinem Gasthofe zu, und ging nur wenig aus. Inzwischen hatten beide auch ein Schreiben an den Kommandanten der Stadt gerichtet, des Inhalts, daß sie, nachdem sie gegen ihre Absicht in Wien länger zurückgehalten worden, so schnell als möglich von Wien abreisen möchten und deshalb um den zur persönlichen Sicherheit nöthigen Geleitschein bäten. Sie wurden jedoch, statt der Antwort, an den General Cordon angewiesen und richteten nun am Nachmittag des 3. November ihre Bitte an diesen. Da erschienen am 4. November des Morgens um 6 Uhr Soldaten mit einem Hauptmann und einem Polizeibeamten in den Wohnungen der beiden Abgeordneten, um sie zu verhaften. Sie beriefen sich auf ihre Eigenschaft als Mitglieder der deutschen National-Versammlung. Es war vergeblich. Sie erhielten die Antwort: daß der Befehl zu ihrer Verhaftung keine Rücksicht auf diese Protestation zulasse! Das Reichsgesetz, welches die deutsche National-Versamm-

lung am 30. September 1848 zum Beschluß erhoben hatte, war also in dem deutschen Reichslande Oesterreich, in der deutschen Stadt Wien eine Null. Es lautet wörtlich also: „Ein Abgeordneter zur verfassunggebenden Reichsversammlung darf von dem Augenblick der auf ihn gefallenen Wahl, ein Stellvertreter von dem Augenblick an, wo das Mandat seines Vorgängers erlischt, während der Dauer der Reichsversammlung weder verhaftet, noch in strafrechtliche Untersuchung gezogen werden, mit alleiniger Ausnahme der Ergreifung auf frischer That. In diesem letzteren Falle ist der Reichsversammlung von der getroffenen Maßregel sofort Kenntniß zu geben, und es steht ihr zu, die Aufhebung der Haft oder Untersuchung bis zum Schluß der Sitzungen zu verfügen. Dieselbe Befugniß steht der Reichsversammlung in Betreff einer Verhaftung oder Untersuchung zu, welche über einen Abgeordneten zur Zeit seiner Wahl bereits verhängt gewesen ist. Kein Abgeordneter darf zu irgend einer Zeit wegen seiner Abstimmungen in der Reichsversammlung oder wegen der bei Ausübung seines Berufs gethanen Aeußerungen gerichtlich verfolgt oder sonst außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden. Vorstehende Bestimmungen treten in Kraft mit dem Tage ihrer Verkündung im Reichsgesetzblatt.“ Was Reichsgesetze, was verbindende Kraft derselben! Ein Windischgrätz kannte sie nicht, wollte sie nicht kennen. Wie, hat er aus eignem Antrieb nichts davon wissen gewollt? Oder hat ihn ein höherer Wille bewegt, der da freudig die Gelegenheit ergriff, um diesem deutschen Reichstag zu zeigen, daß er für Oesterreich gar nicht existire? Fragt die Kamarilla, fragt den Jesuitismus darum. Genug: das deutsche Reichsgesetz wurde in der deutschen Stadt Wien nicht beachtet, Robert Blum, ob er gleich nicht auf frischer That ergriffen worden, wurde verhaftet; hatte er doch das größte Verbrechen

begangen, hätte er doch sein ganzes Leben lang für Licht und Recht gekämpft!

Robert Blum wurde in das Gefängniß im Stabsstockhause abgeführt und genoß dort eine ziemlich rücksichtsvolle Behandlung. Am 8. des Nachmittags um 4 Uhr gab er mit seinem Schicksalsgefährten Fröbel einen Protest an die Central-Untersuchungs-Kommission ein, worin sich beide auf ihre Eigenschaft als Reichstagsdeputirte beriefen und die Rechte des Reichstags feierlich gegen ihre Verhaftung und das weitere gerichtliche Verfahren wider sie wahrten. Ein Schreiben an das Präsidium des Reichstags, welches sie am 5. November jener Central-Untersuchungs-Kommission einhändigten, und worin sie ihre Verhaftung anzeigten, so wie sie den Reichstag aufforderten, ihre Rechte in Beziehung auf sie geltend zu machen, kam in Frankfurt nicht an!

Am 8. November, zwei Stunden später, nachdem der Protest übergeben worden war, nämlich um 6 Uhr des Abends, wurde Robert Blum vor das Kriegsgericht zum Verhör gerufen. Das Kriegsgericht bestand aus einem Oberstlieutenant und aus je zwei Stabsoffizieren, Hauptleuten, Lieutenants, Feldwebeln, Korporalen und Gemeinen. Blum protestirte zunächst gegen die Berechtigung eines solchen Gerichtshofes, erklärte sich jedoch bereit, auf die an ihn gerichteten Fragen zu antworten. So bekannte er denn offen und ehrlich, daß er in der Aula am 24. Oktober eine Rede gehalten und daß er den Belagerungstruppen bewaffneten Widerstand entgegengestellt habe. Was nun jene in der Aula gehaltene Rede betrifft, so war ihr Hauptinhalt folgender: „Sollte es in der Stadt außer dem inneren Feind, nämlich der Zaghaftigkeit und dem Mangel an Ausdauer, noch andere geben (er hoffe: es gebe deren nicht,) oder sollten noch Leute in der Stadt existiren, die den Sieg des Militärs lieber wollen als den Sieg der Freiheit, so müsse sich der Vernichtungskampf gegen die Schaaren vor der Stadt auch gegen sie kehren!“ Diese Stelle hob die „Presse“ aus der Rede hervor, und die „Presse“ ist eine Zei-

tung, deren Richtung gerade den entschiedensten Gegensatz zu *Blum's* politischer Gesinnung bildet. Gemeine Seelen hatten übrigens es sich sogleich zum Geschäft gemacht, in allen Zeitungen eine Masse von *Lügen* über *Blum's* Benehmen zu verbreiten, damit die Theilnahme für ihn abgeschwächt würde. So hieß es zum Beispiel anfänglich: *Blum* wäre, nachdem er sich bereit erklärt habe Wien vertheidigen zu helfen, in dem Augenblick der *Gefahr* aus Wien — *entflohen*; ja, dreist behaupteten die Lügner sogar, daß er sich in der Tracht der akademischen Legion in Berlin unter den Linden zeige, und schadenfroh höhnend rief man: „Seht, so sind sie, die *Maulhelden* der Freiheit!" und die „Schwarzgelben" in *Deutschland*, die Menschen, die um ihr elend Stück Brod darin die Farbe zu halten suchen, daß sie sich willig mit fremdem Schmutz beschmutzen, diese Menschen schrieben es eilfertig nach. Die Nachricht von *Blum's* Verhaftung entlarvte diese freche Lüge und ihren Zweck. Wie hieß es nun aber? „*Blum* habe nach abgeschlossener Kapitulation *auf's Neue zum Kampf aufgefordert*; er habe am 30. oder 31. Oktober auf dem Stephansplatze dem Volk zugerufen: „*Ihr müßt noch 200 latourisiren*;" Windischgrätz habe also vollkommen *Recht* gehabt, ihn *standrechtlich* zu behandeln." Aber auch *diese* Behauptung, welche sich gleichfalls rasch durch alle Blätter verbreitete, erwies sich als *Lüge*; das zeigte sich aus dem Bericht, welchen *Blum's* Parlaments- und Leidensgenosse *Fröbel* am 18. November vor dem Reichstag erstattete, demzufolge *Blum* die ganze Zeit vom 29. Oktober bis zum 4. November in seinem Gasthause zugebracht hatte; auch *Fenner von Fennerberg*, welcher vom 29. bis zum 31. Oktober Mitoberkommandant der Wiener Volkswehr gewesen war, erklärte in der Augsburger Allgemeinen Zeitung jene Anschuldigung für eine gemeine Verläumdung, „die zu entkräften er der Wahrheit und dem Andenken eines der edelsten und tapfersten Männer Deutschlands schuldig sei," ausdrücklich bemerkte Fenner: „*Robert Blum* hat sich

nach Beendigung des Kampfes in den Vorstädten, als alles verloren und jede weitere Vertheidigung Wahnwitz war, stets unmittelbar in meiner Nähe oder im Gasthof befunden und in keiner Weise das Volk harangirt." Das Kriegsgericht nahm übrigens, wie es aus Fröbels Verhör klar wird, einen ganz anderen Standpunkt der Beurtheilung ein, nämlich den, daß Blum nach dem 23. Oktober, das heißt, nachdem Windischgrätz außen vor der Stadt angelangt, die Stadt in Belagerungszustand erklärt hatte, die Waffen geführt habe; darauf, daß der österreichische Reichstag diese Maßregel als eine ungesetzliche erklärt habe, wurde keine Rücksicht genommen; ebenso wenig auf Blum's Protest. Das Verhör endete um 8 Uhr des Abends.

Den andern Morgens, am 9. November, um 6 Uhr wurde ihm das Todesurtheil verkündigt. Ein Priester aus dem nahen Schottenkloster kam zu ihm, um ihm die Beichte abzunehmen; Blum weigerte sich zu beichten. Er sprach zu dem Geistlichen: „Sie wissen vielleicht, daß ich Deutschkatholik bin; ich glaube daher, daß Sie mir die Ohrenbeichte erlassen werden!" Der Geistliche, glücklicherweise ein Mann von Bildung und Einsicht, stimmt vollkommen bei; Blum bittet ihn noch um einige Zeit, da er noch an seine Frau und Kinder und seine Mutter schreiben wolle. Nachdem dies geschehen, sprachen Beide noch viel miteinander; Blum sehr gefaßt und ruhig, ist erfreut, in dem Geistlichen einen Achtungswerthen zu finden und sagt ihm zuletzt ungefähr: „Es hat mich sehr gefreut, in Ihnen zum Unterschiede von leider so vielen Pfaffen, die man in Deutschland findet, einen ehrenwerthen, wahrhaft christlichen Mann kennen gelernt zu haben. Ich möchte Ihnen gern ein Andenken hinterlassen, allein ich habe jetzt nichts hier als meine Haarbürste. Wollen Sie diese von mir annehmen, so machen Sie mir noch eine Freude." Er benutzte die letzte Stunde, um von seiner Frau schriftlich Abschied zu nehmen; „fasse dich ruhig ob meines Schicksals" (schrieb er ihr) „und erziehe unsere Kinder,

daß sie meinem Namen keine Schande machen. Ich sterbe für die Freiheit.“ Windischgrätz eilte, das Opfer zu schlachten. Nicht so lange wollte man warten, bis ein Bericht an den Kaiser nach Olmütz und möglicherweise eine Begnadigung von dort wieder nach Hetzendorf bei Wien kam, geschweige denn so lange, bis ein Eilbote die Anzeige der Verhaftung nach Frankfurt und einen Reichstagsbeschluß an den Fürsten Windischgrätz bringen konnte. Windischgrätz kannte ja keinen Reichstag in Frankfurt, keinen Reichstagsabgeordneten Blum, sondern nur einen „Buchhändler Robert Blum aus Leipzig;“ so stand's in dem Todesurtheil, welches ihn, als überwiesen durch sein eigenes Geständniß, wegen aufrührerischer Reden und bewaffneten Widerstandes gegen die kaiserlichen Truppen in Folge der von Sr. Durchlaucht dem kaiserl. königl. Herrn Feldmarschall Fürsten zu Windischgrätz unterm 20. und 23. Oktober erlassenen Proklamationen“ verdammte.

Unter starker Militärbedeckung wurde Blum in einem Wagen nach der Brigittenau gebracht. Der Weg nach der Brigittenau, wo die Exekution stattfand, geht durch die Leopoldstadt. An der Reiterkaserne in der Leopoldstadt wurde angehalten, die Bedeckung wurde bedeutend verstärkt und man wollte Blum Ketten anlegen. Er sagte jedoch zu dem Offizier: „Ich will als freier deutscher Mann sterben. Sie werden mir auf mein Wort glauben, daß ich nicht den lächerlichen Versuch machen werde, zu entkommen. Verschonen Sie mich mit Ihren Ketten.“ Der Offizier läßt die Ketten wieder fortschaffen und der Zug geht fort zur Stelle. Es ist außergewöhnlich viel Militär dazu ausgerückt, wohl 2000 Mann. Es war jetzt ungefähr halb 8 Uhr. Blum steigt aus, sieht sich um und fragt einen der Offiziere; Wer wird mich denn erschießen? Antwort: Jäger. Blum: „Nun das ist mir lieb. Die Jäger sollen gut schießen; hat mich doch hier“ — dabei zeigte er unter die Achsel, wo ihn am 26. Oktober bei der Sophienbrücke ein Streifschuß getroffen hatte. — Unterwegs

soll er die Hand vor die Augen gehalten und laut geschluchzt, — plötzlich sich erhebend aber gesprochen haben: „Ja, Robert Blum hat geweint, aber nicht der Abgeordnete Blum, der stirbt für seine Ueberzeugung, sondern der Gatte, der Vater, ich dachte an mein liebes Weib und meine Kinder.“ In der Brigittenau auf dem Todesplatze angelangt, wollte er sich die Augen nicht verbinden lassen; man schlug ihm diese Bitte ab, damit die Jäger sicherer zielen könnten. „Dann (sprach Blum) will ich mir's gern gefallen lassen. Ich sterbe für die deutsche Freiheit, für die ich gekämpft; möge das Vaterland meiner eingedenk sein!“ Nun verband man ihm die Augen. Muthig fest und würdig als deutscher Mann erwartete er den schönen, heiligen Tod für die Freiheit! Er wußte es noch im letzten Augenblick, daß sie — wie der sterbende Zwingli ausgerufen hatte — „den Leib tödten können, aber nicht die Seele,“ und daß die Seele eines Volks die Freiheit ist. Drei Schüsse trafen; zwei durchbohrten ihm die Brust, einer zerschmetterte sein Haupt. Es war zwischen der siebenten und achten Morgenstunde des 9. Novembers. Der Mord, der dies blühende Leben zerriß, er zeigte, daß auch das Bruderband, welches Oesterreich an das Reich deutscher Nation knüpft, zerrissen werden solle; diese Kugeln, welche den Reichstagsabgeordneten niederstreckten, haben auch das Gesetz, sie haben das ganze deutsche Vaterland verwundet. Offen gab sich alsogleich überall die Meinung kund, Blum's Hinrichtung sei ein Staatsstreich, um der deutschen Nationalversammlung den Beweis zu geben, daß man sie verachte, daß sie nicht vorhanden sei für die österreichische Monarchie, welche nun unter dem Donner der Geschütze und unter den Todesseufzern der Gefallenen ihre Verjüngung feiern werde. Mochte Windischgrätz glauben, der Schrecken werde jedes deutsche Herz bei der Kunde lähmen, — nein, Windischgrätz, du hast dich geirrt! Weißt du, was du gethan hast, als du die Jäger auf Robert Blum anschlagen ließest? Du hast,

was im deutschen Herzen Heiliges ist, aus langem todesähnlichem Schlaf geweckt; ein neues Leben hast du hervorgerufen, auch da, wo alles Leben längst verkommen schien. Das Bewußtsein hast du aufgerüttelt, daß wir noch Menschen sind, noch lange auch gut genug, um uns als Opfer schlachten zu lassen, an deren Blutesduft sich die Götter aus Staub, die wir als Unsterbliche anbeten sollen, ersättigen. Du hast der Monarchie den schlimmsten Dienst erwiesen; du hast sie mit Blut getauft. Nun, Windischgrätz, damit das Siegel auf dein Urtheil gedrückt sei — trägst du den russischen Orden!

Als die Nachricht von Robert Blum's Ermordung am 12. November in Dresden eintraf, traten sofort Mitglieder der sächsischen Ständeversammlung und die eben dort anwesenden Deputationen der deutschen Vaterlandsvereine Sachsens zusammen und erließen folgenden Aufruf an das deutsche Volk: „Das Unerhörte ist geschehen! Robert Blum, der Führer der entschiedenen Freiheitspartei in der Nationalversammlung zu Frankfurt, der treueste Freund seines Volkes, ist, wegen seiner hochherzigen Theilnahme an dem Heldenkampfe der edlen Wiener, von der Tyrannei kaltblütig gemordet worden. Der Abscheu des gesammten Deutschlands wird die Urheber dieser Schandthat richten, welche selbst das unverletzliche Haupt eines deutschen Volksvertreters nicht geschont haben. Das deutsche Volk wird seine Pflicht erkennen und die Kinder eines der edelsten seiner Freiheitskämpfer für die seinigen erklären." Der deutsche Verein in Leipzig erklärte: „Das heiligste Recht der Nationalversammlung ist verletzt; solcher Verletzung gegenüber schwindet aller Parteiunterschied. Es gilt, mit aller Kraft, in innigster Verbindung mit allen Parteien die Nationalversammlung und die Centralgewalt zu unterstützen, damit dieselben diese schreiendste Verletzung ihrer Souveränetät ahnden können." In Frankfurt riefen bei der ersten Kunde von dem Morde 120 Reichtagsabgeordnete am 16. No-

vember dem deutschen Volke zu: „Deine Ehre, deine Rechte trat man mit Füßen, als man deinen Vertreter gegen das Gesetz verhaftete! Deiner Freiheit hat man eine tödtliche Wunde geschlagen, als man einen deiner würdigsten Söhne ermordete. Deutsches Volk! trauern wirst du über den unersetzlichen Verlust, den du erlitten. Aber vergiß den Todten nicht, und erinnere dich, wie er starb, für welche Sache er starb, und durch wen er gemordet wurde." Zugleich forderten, wie es in Dresden geschehen war, sieben Abgeordnete des Reichstages das deutsche Volk auf, daß es für eine Ehrenpflicht erachte, Vaterstelle an den Waisen zu vertreten. Aehnliche Aufrufe ergingen fast in allen Städten und die Sammlungen wurden sogleich eröffnet.

In der Nationalversammlung zu Frankfurt stellte Ludwig Simon von Trier im eigenen und im Namen vieler anderer Mitglieder am 14. November den Antrag: „Die Nationalversammlung empfiehlt der Centralgewalt die erforderlichen Maßregeln zur Ermittelung und Bestrafung der mittelbaren und unmittelbaren Mörder des Reichstags-Abgeordneten Robert Blum von Leipzig." Die Dringlichkeit dieses Antrags wurde abgelehnt, nachdem zwei Abgeordnete nach Wien mit dem Auftrag abgereist waren, um sich alle bezüglichen Papiere ausliefern zu lassen und nach Frankfurt zu schicken, zugleich aber auch alle verläßsigen Nachrichten zu sammeln und schleunigst zu berichten! In der Sitzung vom 16. November wurde dann der Antrag des Ausschusses über Simon's Antrag in folgender Fassung fast einstimmig angenommen: „Die Nationalversammlung, indem sie vor den Augen von ganz Deutschland gegen die mit Außerachtlassung des Reichs-Gesetzes vom 30. September laufenden Jahres vollzogene Verhaftung und Tödtung des Abgeordneten Robert Blum feierlich Verwahrung einlegt, fordert das Reichsministerium auf, mit allem Nachdruck Maßregeln zu treffen, um die unmittelbaren und mittelbaren Schuldtragenden zur Verantwortung und Strafe zu ziehen." Mit diesem Beschlusse

stimmte auch die Forderung des Raths und der Stadtverordneten von Leipzig an die Centralgewalt überein.

Leipzig hat die Leiche des Märtyrers verlangt, auf daß sie in freier deutscher Erde ruhe. Aber wahrlich: die Stelle in der Brigittenau, wo Blum in sein Blut hinsank, sie wird dem deutschen Volke nicht minder heilig bleiben, sie ist, wie einer von Blum's Freunden es aussprach, das Pfand, welches Oesterreich mit unauflöslichen Banden an Deutschland knüpft! Dorthin wird das deutsche Volk seine Kinder senden, und wird sie schwören lassen, seine Jünglinge, Treue der Freiheit, und seine Jungfrauen, daß sie nur freien Männern zum Altare folgen sollen.

Ringsum in allen Gauen des Vaterlandes beging das Volk die Todtenfeier seines gemordeten Freundes. Horch: durch all' die Orgelklänge und Klagelieder tönt seine Stimme von jener einsamen, blutgetränkten Donauinsel her! Hört, was er dem Volk verkünden will, für welches er gelebt, für welches er gestorben: „Wähnet nicht, daß ich nicht mehr sei, — man konnte meinen Leib morden, meine Liebe für Deutschland und die Freiheit nicht! Ich habe sterben wollen für's Vaterland. Ich umschwebe euch, ich wandele mitten unter euch, wenn ihr die Schlachten der Zukunft schlagt. Wähnet nicht, diese Blut- und Feuertaufe Wiens sei vergebens gewesen! Nein, nur geläutert hat sich d'rin das edle Volk, dem aus der alten unseligen Zeit noch zu viel der Schlacken anklebten; ein reiner, herrlicher Phönix wird es sich aus der Asche erheben. Spart die Thränen um mein Blut; ehrt mich, nicht durch Todtenfeiern, wozu eure Priester euch die Kirchen versagen oder durch welche sie ihre Kirchen entweiht halten, ehrt mich durch eine heilige Feier des Lebens, durch das Auferstehungsfest des Vaterlandes; ehrt mich dadurch, daß ihr Männer selbst werdet, daß ihr Männer erzieht! Ich war ein Mann, wie ihrer Tausende sind treu und fest gleich mir; — steht, ihr Tausende, endlich alle nur als Ein Mann! Dann gibt's ein einiges Deutschland, einig durch

die Freiheit, wie ich's, schon die Schüsse in dem Herzen, noch vor mir ahnungsvoll gesehen." Wohlan, Robert Blum, die Menschen kommen und gehen, die Parteien wogen auf und nieder; was menschlich an dir, Flecken und Mängel, dein Blut ist drüber hingeflossen und hat es gelöscht; dein Geist gehört dem deutschen Volke und aus deinem Grabe wächst eine Blume, deren Kelch das Bild des Ewigen in sich trägt.

Robert Blum ist todt. — Es lebe die deutsche Freiheit!

Thaddäus Kosciuszko.

Von

A. Hädermann.

„Koscinszko's Name gehört der ganzen civilisirten Welt an, seine Tugenden der gesammten Menschheit. Amerika zählt ihn unter seine berühmtesten Vertheidiger. Polen beweint in ihm einen Patrioten, dessen Leben seiner Freiheit und Unabhängigkeit geweiht war. Frankreich und die Schweiz bewundern selbst in seiner Asche noch den besten Menschen, Christen und Wohlthäter. Rußland erblickt in ihm einen in gefaßten Grundsätzen unerschütterlichen Mann, dessen Festigkeit, Unglück und Mißkennung noch bestärken. Die Polen betrachteten sich alle wie seine Kinder. Sie umgaben ihn mit ihrer Liebe und Ehrfurcht, wie mit einer Nationalhülle und zeigten ihn mit Stolz den anderen Nationen als Muster jeder vaterländischen Tugend, der groß an der Spitze der Armee, bescheiden im häuslichen Kreise, furchtbar als Held, rein als Mensch, unbescholten als Bürger, selbst denen noch Gutes erwies, welche ihn beleidigten, und der seine Vaterlandsliebe nie durch eine unedle That entstellte."

Lafayette.

Thaddäus Koscinszko.

(Geb. zu Siechnowice im Okt. 1746; gest. zu Solothurn den 15. Okt. 1817.)

Die Lebensbeschreibung dieses edeln Mannes führt uns an einen der schwärzesten Punkte in der neueren Geschichte. Eine unerhörte Gewaltthat ist verübt worden; das Grab eines Volkes gähnt vor unseren Füßen. Es weilet dein Fuß, und dein Auge perlet eine Thräne, wenn es die Stätte schauet, wo Ein Mensch das Ziel seines Lebens gefunden hat, auch wenn dies Ziel auf dem Wege der natürlichen Entwicklung erreicht worden ist. Schauder rieselt durch deine Glieder, wenn der Hügel von vergossenem Blute geröthet ist; wenn der Mord die Tage dessen beendet hat, der unter ihm schläft. Wie sollte der Fuß des Wanderers, der durch den Garten der Geschichte eilet, nicht unwillkürlich inne halten; wie sollte sein Auge nicht Blitze des Zornes unter den Zähren der Wehmuth sprühen; wie sollte die tiefste, die grimmigste Entrüstung nicht seine Seele erfassen, wenn er sieht, wie die Gewalt, wie der Mord sich an ein Völkerleben wagt? Und nicht Nothwehr etwa hat die, welche die Gewalt verübten, dazu getrieben; es war die Lust blos nach Raub und Gewinn; die kalte Berechnung der sogenannten Staatsweisheit der alten Schule, welche in diesem Jahre erst zu Schanden geworden ist. Diese Sünde der Diplomatie ist noch nicht gesühnt; noch ringt der Geist des mißhandelten Volkes vergebens nach Auferstehung. Es dürfte daher grade jetzt, wo mächtige Sympathien neben großen Antipathien unter den Völkern

Europa's für und gegen die Polen rege geworden sind; es dürfte grade jetzt an der Zeit sein, die Geschichte ihrer Leiden, mit der eines trefflichen Menschen verbunden, an uns vorüber zu führen. Ohnehin gilt uns das Leben eines Menschen nur dann einer Beschreibung werth, wenn ihm ein Abschnitt seiner Volksgeschichte als Hintergrund dienen kann.

Vorgeschichte.

Die Polen gehören zu der großen Slavischen Völkerfamilie, welche sich, nach der Zerstörung des Avarischen Reichs durch Karl den Großen im Osten von Deutschland ausbreitete. Sie zogen sich damals unter verschiedenen Benennungen vom adriatischen Meere an, längs der böhmischen Wälder, der Saale und der Elbe hin, bis zu den Gestaden des baltischen Meeres, ohne daß man bestimmen könnte, wo im Osten ihre Gränze gewesen ist. Im siebenten Jahrhunderte erscheinen sie unter dem Namen der Lechen in den Ebenen nördlich von den Karpathen, zeigen sich bildsam und nehmen schon um das Jahr 960 mit der Schreibkunst das Christenthum an; am Ende des 10. Jahrhunderts heißen sie Polen. Das Land, welches sie eingenommen hatten, ist reich an Erzeugnissen des Bodens. Es bringt Korn und Waizen in hinreichender Menge hervor, erzeugt Holz, Flachs, Honig und Wachs, nährt sehr gute Pferde und große Heerden Rindvieh. Ein unerschöpfliches Salzlager vermehrt den Reichthum des Landes; fischreiche Ströme führen zum baltischen und zum schwarzen Meere hin. Aber auf dem fruchtbaren Boden konnte kein kräftiger, in sich starker Staat erblühen: denn der Fluch des Mittelalters lastete schwer auf den Menschen. Hunderttausend kleine Herrn hielten das Volk in drückender Leibeigenschaft; die Früchte des Bodens erfreuten den nicht, der sie ihm entlockte. Einige Städte ausgenommen, gedieh kein Gewerbe. Was dem leibeigenen Polen der Edelmann übrig ließ, entriß ihm der Jude

der ihm zugleich den einzigen Lebensgenuß darbot, den er kannte, Branntwein die Fülle. Es ist ein Sprichwort des gemeinen Polen: „Nur was ich vertrinke, ist mein." „In dem 200jährigen Kampfe mit den Germanen, und in dem eigenen Parteiengewühle," sagt ein Geschichtschreiber, „erlangte das Volk eine wunderbare elastische Gediegenheit, zusammengesetzt aus Nachgeben und Widerstand, aus Unterwerfung und Trotz, aus Knechtssinn und Vaterlandsstolz." Der Pole besitzt einen hohen Grad von angeborenem Lebensmuth und viele Geistesgaben, eine lebhafte Anhänglichkeit an den heimischen Boden. Er ist rasch in dem Fassen eines Entschlusses, lebhaft von Temperament, enthusiastisch bei allen Gegenständen, welche er einmal ergriffen hat; seine Stimmung gränzt überall leicht an's Abenteuerliche. Dieses Volk, sein Land und sein Staat sind seit 1000 Jahren fast nur durch ihr Unglück merkwürdig. Sie standen ursprünglich unter einem Fürsten ihrer Wahl; unter Piast; welcher, wie der böhmische Primislaus, vom Pfluge zum Throne berufen worden war. Sein Geschlecht behauptete 500 Jahre lang die polnische Krone. Diese Häupter des Staates hießen bald Herzoge, bald Könige, der Staat selbst bald eine Republik, bald ein Königreich. Er litt an demselben Grundübel, an welchem unser Vaterland krankt. Die individuelle Freiheit galt dem Polen mehr, als das Wohl der Gesammtheit; sie stellte er höher, als die Einheit seiner Volkskraft, und wenn er sich in letzterer erhob, so war es meist zu spät; so saß der Tod, der Feind schon im Herzen seines Landes. An diesem Uebel sind der polnische Staat und das polnische Volk zu Grunde gegangen. O, du deutsches Volk, auch du hast jenes Grundübel noch nicht überwunden; du ringest noch mit ihm auf Tod und Leben, und im Angesichte desselben Feindes, welcher das unglückliche Polenvolk gemordet hat, und welcher lauernd nun an deiner Gränze stehet, begierig dir ein gleiches Schicksal zu bereiten. O, deutsches Volk, sei wachsam

und einig und nimm dir ein Beispiel an der Geschichte von Polen!

Die Polen hatten allen Grund, ihre Kraft zusammenzuhalten und nicht zu zersplittern. Von Westen her drohete ihnen das deutsche Kaiserreich Unterwerfung; im Osten bildete sich die russische Macht, welche mit reißender Schnelle um sich griff; vor den Bewegungen der Völker von Süden her waren sie gleichfalls nicht sicher; im Norden mußten sie selber die Küsten zu gewinnen suchen. Durch die Annahme des katholischen Glaubens trennten sie sich überdies von ihren Stammesgenossen: denn die Russen nahmen fast zu derselben Zeit das Christenthum in morgenländischer Weise an. Ihr Unglück begann, als Boleslav III. das Land unter seine Söhne theilte (1138.) Der älteste des Hauses sollte zwar mit dem Besitze von Krakau eine Art Obergewalt über die anderen Fürsten behaupten, diese Einrichtung vermehrte aber nur die Verwirrung, und eine Einheit konnte dadurch nicht erzielt werden, sondern nur größere Uneinigkeit, innerer Kampf und allgemeine Schwäche. Konrad von Masovien rief (1230) den deutschen Ritterorden gegen die heidnischen Preußen zu Hülfe, und das ganze baltische Küstenland von der Oder bis zum finnischen Meerbusen ging für Polen verloren und mit ihm seine nördliche Vertheidigungslinie und sein Seehandel. Im Anfange des 14. Jahrhunderts wurden die lange getrennten Länder zwar in etwas wieder vereinigt. Wladislaus Lokietek verband Großpolen an der Warta, und Kleinpolen an der oberen Weichsel zu einem Ganzen und ließ sich in Krakau zum Könige krönen. Aber den Deutschen war Polen nicht mehr gewachsen. Lokietek's Sohn, Kasimir, den die Polen wegen seiner wohlthätigen Einrichtungen im Inneren den Großen nennen, mußte im Frieden zu Kalisch (1343) die untere Weichsel an den Orden, und das Oberland Schlesien an Böhmen förmlich abtreten.

Mit Kasimir erlosch das Piastische Königshaus, und nun fing der Adel an, seine Stimme den Thron=

folgern gegen persönliche Vorrechte, welche ihm zum Nachtheile des Ganzen bewilligt werden mußten, zu verkaufen. Fremde Könige besteigen nun häufig den Thron, zuerst König Ludwig von Ungarn (1370—82,) der sich wenig um Polen kümmerte und das Land seiner Mutter und der Willkür der Großen überließ. Seine Tochter Hedwig, welche den polnischen Thron nach des Vaters Tod erlangte, reichte ihre Hand dem heidnischen Großfürsten Jagello von Lithauen (1386) und diese Verbindung war für beide Länder vortheilhaft, denn sie blieben dauernd mit einander verbunden und waren mächtiger gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde, den deutschen Ritterorden und die Russen. Polen schien seine verlorenen Naturgränzen wiederzugewinnen. Die deutschen Ritter mußten in dem Frieden zu Thorn (1466) Kulm und die Weichsel bis Elbing an Polen abtreten, und das übrige Ordensland von den polnischen Königen als Lehen nehmen. 1558 kam auch Liefland an Polen und 1561 ward Kurland polnisches Lehen. So war Polen der mächtigste Staat im Norden. Im Augenblicke aber, als es diese Erwerbung machte, war es von drei Gegnern bedroht. Die Russen hatten Narwa und Dorpat genommen, die Schweden sich in Esthland und Reval festgesetzt, die Dänen auf der Insel Oesel. Ein 20jähriger Krieg war die Folge, bei dessen Beendigung jeder behielt, was er hatte. Nur Rußland gab alles auf, was es in Liefland genommen hatte. Die Russen hatten während dieses Krieges von Neuem die Mongolen abzuhalten; die Polen wurden durch einen Angriff der Türken beschäftigt und durch ihre unglücklichen inneren Verhältnisse. Diese waren durch einen wilden Religionshaß noch verwirrter geworden. Der Protestantismus war bei ihnen eingedrungen. Dissidenten (Protestanten) und Socinianer erhielten endlich nach hartem Kampfe auf dem Reichstage zu Wilna (1563) gleiche Rechte mit den Katholiken. Nun aber starb das Haus der Jagellonen aus (1572), und Polen war seitdem ein förmliches Wahlreich. Nie

sollte ein König vor dem Tode seines Vorgängers gewählt werden. Die Wahl sollte verrichtet werden durch den *Senat* und das *Volk*. Unter dem Volke aber war nur der Adel verstanden, welcher die Nation mit Ausschluß des Bürgerstandes allein vertrat. Er erschien auf den Reichstagen durch die *Landboten* vertreten, deren Zahl am Ende des Mittelalters 183 betrug. Ohne ihre Einwilligung konnte auf den Reichstagen nichts über die Verfassung beschlossen werden. Aus dem eingeborenen Adel mußte der König die Erzbischöfe, Bischöfe, Woiwoden, Kastellane und Minister ernennen, und diese bildeten auf den Reichstagen zusammengenommen den ersten Reichsstand, oder den *Senat*. Der Reichstag sollte alle Gewalt haben in der Gesetzgebung und Verwaltung. In des Königs Namen sollte alles geschehen; die Gewalt aber hatte der König nicht. Er sollte allein die Einheit der Republik repräsentiren, ein Ding, welches in der Wirklichkeit nicht bestand. Denn nachdem es sogar Gesetz geworden, daß der Widerspruch eines Landboten (das liberum veto) den Beschluß aller übrigen ungültig machen konnte, war von einer Einheit natürlich ganz und gar keine Rede mehr, und die trostloseste Anarchie trat an ihre Stelle. Das Mittel, dessen sich die Polen gegen dieses Veto bedienten, steigerte jene noch höher. Es war das Recht des Adels zu *Konföderationen*, d. h. zu freiwilligen Vereinigungen zur Nichtbeachtung eines Vetos; es war die zum Gesetz erhobene Insurrektion. Von der Zeit an war die Parteileidenschaft unter dem polnischen Adel heimisch, und von der Konföderation war es nur ein kleiner Schritt zum Landesverrath; der Familienhaß rief fremde Waffen in das Land. Von diesem Augenblicke an war Polen durch seine eigenen Söhne an die Fremden verrathen und verkauft. Es bestiegen fast lauter fremde Könige den werthlosen Thron, der im Inneren ohne alles Ansehen und ohne allen Einfluß war. Der erste Reichstag, welcher nach dem Tode des letzten Jagellonen zusammentrat, erwählte den Franzosen *Heinrich von Anjou* zum

Könige (1572). Dieser beschwor den Polen die sogenannten Pacta conventa, die Adelsvorrechte und Adelsfreiheit, fand sich aber in Warschau so unglücklich, daß er nach vier Monaten, nachdem er den Tod seines Bruders, Karl IX. von Frankreich erfahren hatte, wegreiste, ohne den Polen auch nur Lebewohl zu sagen. Der polnische Reichstag erließ eine Art Ladung an den davongegangenen König und schritt, da er nicht erschien, zu einer neuen Wahl. Die Krone kam zunächst an eine Schwester des letzten Jagellonen Anna, und nach ihr an Sigismund, den Kronprinz von Schweden. Die Vereinigung der beiden ersten nordischen Kronen war nicht von Dauer. Die Schweden sagten sich von dem, in Warschau residirenden und katholisch gewordenen Könige los, und es entstand ein Krieg zwischen beiden Völkern, der mit manchen Unterbrechungen viele Jahre hindurch geführt wurde. In Folge dieses Krieges verlor Polen Liefland an Schweden, und die Souveränetät über Preußen an den Kurfürsten von Brandenburg. Auch die Kosacken fielen ab und stellten sich unter russischen Schutz. Auch Smolensk, Kiew, der Dniepr und die jenseitige Ukraine, mußten an Rußland abgetreten werden (1667). Nachdem Johann Kasimir, der dritte König aus dem schwedischen Stamme, die Krone niedergelegt hatte (1668); fiel es den Polen wieder ein, eingeborene Könige zu erwählen. Es folgten zwei aufeinander, Michael Wisniowiecki und der tapfere Johann Sobieski. Nach des Letzteren Tode aber (1696), schien der Thron an den Meistbietenden zu fallen. Ludwig XIV. hatte den Abbé Polignac nach Polen gesendet und beauftragt, die Königswahl auf den Prinzen Conti zu lenken. Er sollte Jedem, der dazu beitragen würde, eine Pension von 100,000 Livr. versprechen. An die polnische Wahlversammlung hielt der Abbé eine lateinische Anrede, welche mit 560,000 Livr. an Geschenken unterstützt war. Dennoch mißlangen seine Bemühungen und der Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen wurde zum Könige erwählt. Dieser trat deswegen zur katholischen

Kirche über, und seitdem blieb das sächsische Kurfürstenhaus katholisch. — August II. schloß sich gegen die französische Partei in Polen enge an Rußland an, und die Republik wurde dadurch in den großen nordischen Krieg verwickelt, welcher zwischen Karl XII von Schweden und Peter I. von Rußland entbrannte (1700). Rußland stieg durch diesen Krieg zur ersten Macht im Norden empor, und Polens Schicksal begann sich rasch zu entwickeln. Die Waffen fremder Machthaber entschieden von jetzt an über die polnische Krone. Karl XII. hatte die Dänen zum Frieden geschreckt, die Russen bei Narwa auf's Haupt geschlagen und warf sich nun rachedurstig auf die Sachsen und Polen: Er dringt von Liefland aus in Kurland ein und erobert ganz Polen; August flüchtet nach Sachsen. Es bildete sich zwar eine polnische Konföderation gegen die Schweden; Karl XII. aber ließ auf einem Reichstage zu Warschau August II. für abgesetzt erklären und einen Piasten wählen, Stanislaus Lesczinski, den Woiwoden von Posen (1704). Mit diesem schloß Karl XII. Frieden und Bündniß; die Schweden blieben aber im Lande stehen, den neuen König zu schützen. Später dringen sie in Sachsen ein und zwingen August II. in dem Frieden zu Altranstädt (1706) auf Polen zu verzichten und Stanislaus Lesczinski anzuerkennen. Nach der Schlacht von Pultawa (1709), welche Karl's XII. Siegeslauf ein Ziel setzte, kehrte August II. nach Polen zurück, und schloß sich abermals enge an Peter I. an, durch dessen Vermittlung er sich auf dem polnischen Throne erhielt. Durch die gränzenlose Ueppigkeit seines Hofes wurde der polnische Adel, welcher ohnehin zu Ausschweifungen neigte, in eine noch tiefere Verderbniß gestürzt; sein Luxus und seine Bestechlichkeit erreichten den höchsten Grad, und jede Gesammtkraft wurde gelähmt und vernichtet. Nach August II. Tode folgte ihm in Sachsen und Polen sein Sohn August III. (1733 — 1763), in Polen aber nur durch die Unterstützung eines russischen Heeres. Seine und seines berüchtigten Günstlings,

des Grafen von Brühl Politik war die unbedingteste Abhängigkeit von Rußland. Der König residirte meist in Dresden und überließ Polen sich selbst, so daß das große Land fast 30 Jahre lang ohne alle Verwaltung war. Das Maß der Verwirrungen voll zu machen, hatte man seit 1717 die Rechte der Dissidenten zu beschränken angefangen, welche sie seit anderthalb Jahrhunderten gesetzlich erworben hatten. Viele im Volke, sogar die Hälfte des Senats und mehr als die Hälfte des Adels waren lutherisch oder reformirt. Die Jesuiten beschuldigten die Dissidenten, daß sie beim Eindringen Karl's XII. in Polen die schwedische Partei ergriffen hätten. Beim Tode August's II. (1733) faßte der Reichstag einen Beschluß, daß fortan alle Dissidenten von den Kron- und Reichsämtern und vom Reichstage ausgeschlossen sein sollten; sie sollten wie die Schutzjuden behandelt werden.

Das war die Lage und der Zustand Polens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sein Flächenraum betrug noch mehr als 13,000 Quadrat-Meilen, auf welchen 11—12 Millionen Menschen wohnten; vor den ersten Abtretungen an Rußland (1667) zählte der polnische Staat sogar 16 Millionen Einwohner.

Die geschichtlichen Ereignisse des 18. Jahrhunderts in Europa bieten bis zur französischen Revolution hin einen traurigen Anblick dar. Von politischer Freiheit und politischem Bewußtsein in dem Volke findet sich keine Spur. Der Fürst ist der Staat; das Volk eine Heerde, welche ihm von Gott zu beliebiger Nutznießung anvertraut ist. Natürlich war es, daß solche Staaten nach angemessener Vergrößerung strebten, denn je mehr Schaafe sie enthielten, desto mehr Wolle konnte verbraucht werden. Von Ideen wurden weder die Massen, noch ihre Herrn und Treiber getrieben; diese rangen noch in einzelnen hervorragenden Geistern der Nationen und suchten sich Bahn zu brechen nach Oben und nach Unten. Die Kriege, welche geführet wurden, sind Eroberungs- oder Erbfolgekriege, in Folge deren Land und Leute

willkürlich zerrissen und vertheilt, oder fremde Fürsten in ein fremdes Land eingesetzt wurden. So der große nordische Krieg, der spanische und der österreichische Erbfolgekrieg. Die Staaten, welche das unglückliche Polen umgaben, waren auf solche Weise zu europäischen Großmächten emporgestiegen und, obgleich ohnlängst noch in schwere Kriege unter einander selbst verwickelt, jetzt zum Verderben Polens einig und enge mit einander verbunden. Zwei von ihnen wurden von Frauen beherrscht, und Frauenschwäche mit Traueneitelkeit verbunden hat über Völker und Staaten oft größeres Unglück gebracht, als die Herrschbegierde der Männer. Maria Theresia von Oesterreich schrieb zwar in Betreff der Theilung Polens an ihren Minister Kaunitz: „In dieser Sache, wo nicht allein das offenbare Recht himmelschreiend gegen uns ist, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft, muß ich bekennen, daß ich mich Zeit Lebens nicht so geängstiget befunden habe und mich sehen zu lassen schäme. Bedenke der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen unsere Ehre und Reputation in die Schanze schlagen.“ Aber sie war eben doch nicht stark genug, der Stimme der Vernunft und ihrem besseren Rechtsgefühle zu folgen. Der vorgespiegelten Nothwendigkeit, bei dem stattfindenden Raube nicht leer ausgehen zu dürfen und sich nebenbei für den Verlust Schlesiens entschädigen zu müssen, brachte sie ihre eigne Ueberzeugung zum Opfer.

Daß Friedrich II., der große König von Preußen, sich dieses völkerrechtliche Brandmaal auf die Stirne gedrückt, hat Manche befremdet. Aber Friedrich, der das Unglück hatte, ein Fürst zu sein, war in seinen Standesinteressen gefangen. Daher strebte er einzig und allein, „Preußen,“ wie das die Fürstengeschichte ausdrückt, „auf einen ehrenvollen Platz unter den übrigen Staaten zu erheben,“ d. h. mit andern Worten, es um jeden Preis, so groß, als möglich, zu machen, seiner Ehre und seines Vortheils wegen. Die Wegnahme

Schlesiens und die drei deswegen geführten blutigen Kriege waren, bei dem Lichte des Völkerrechtes besehen, eben so ungerecht, als die Theilung Polens. Rußlands ganze Geschichte endlich ist eine Kette von rohen Gewaltthaten, selbst da, wo es bewundernd vor seiner eignen Größe steht. Sein großer Peter ist der Mörder seines eignen Sohnes und der Gatte einer gemeinen Soldatendirne, die er als Katharina I. zu seiner Nachfolgerin erklärte. Zur Zeit, die uns beschäftigt, herrschte (1762—1796) über das Land Katharina II., eine ursprünglich deutsche Fürstin (eine Prinzessin von Anhalt-Zerbst,) diese hatte den Thron über die Leiche ihres Gatten bestiegen (Peter III.), den sie erst entthronte und dann morden ließ. „Sie war eine der größten Frauen, wenn man auf Geist, Verstand und männliche Entschlossenheit sieht," sagen Geschichtschreiber von ihr: „aber" fügen sie hinzu: „ihr Privatleben kann die Geschichte der Völker und Thaten wenig interessiren." Ihre Regentengröße bestand darin, daß sie, wie Peter I., auf Herrschaft und Eroberung ausging; daß sie, wie er, jedes Einzelne dem Zwecke des Ganzen opferte, d. h. ihrem eigenen Vortheile; daß sie, gleichfalls, wie jener, die Kräfte eines unverdorbenen, noch nicht verweichlichten Volkes, welches durch Fremde und durch die Künste der Civilisation zu einer trefflichen Maschine gebildet war, für die Zwecke der Regierenden verwendete. Als Weib war sie aller weiblichen Sittlichkeit bar, eine Dienerin der Wollust, „in der Physik der Liebe etwas leidenschaftlich," wie es Seume verblümt ausdrückt, und dadurch in der Hand unwürdiger Günstlinge, an welche ungeheure Geldsummen, der Schweiß des Landes, verschwendet wurden.

Polen war, wie oben gezeigt worden, schon seit Peter I. von Rußland abhängig und von seinen eigenen Großen verrathen und verkauft. Kurland, welches ein polnisches Lehen war, gab der Kaiserin zuerst Veranlassung, mitten im Frieden mit Polen zu verfahren, wie mit einem eroberten Lande. Nach dem Tode des letzten

Herzogs aus dem Hause Gotthold Kettler's sollte Kurland an Polen fallen, wie durch ausdrückliche Verträge festgesetzt war. Aber die Wittwe des letzten Herzogs, eine Nichte Peter's I. und nun (1730—1740) Kaiserin Anna von Rußland, ließ das Land durch russische Truppen besetzen, und die kurländische Ritterschaft so lange plagen, bis sie ihren Günstling Biron zum Herzoge wählte. Die Polen mußten ihr Recht auf Kurland aufgeben, und ihr König August III. den, von den Russen eingesetzten Herzog anerkennen und belehnen (1739).

Als Biron nach dem Tode der Kaiserin Anna gestürzt und nach Sibirien geschickt worden war (1741), blieb Kurland in russischer Gewalt, und seine Regierung ohne Haupt. Die Einkünfte wurden unter die russischen Beamten vertheilt, oder vorgeblich zur Zahlung von Biron's Schulden nach Rußland geschickt. Die Kaiserin Elisabeth versorgte (1758) einen anderen Günstling damit. Dies war Karl von Sachsen, ein Sohn des König's August III. von Polen. Sie ließ öffentlich erklären, Biron solle nie wieder Herzog von Kurland werden und ersuchte den König von Polen selbst, seinen Sohn als Herzog einzusetzen. Dies geschah, und Karl ward Herzog von Kurland. Unter Peter III. indeß wurde Biron wieder an den Hof nach Petersburg zurückgerufen, und Katharina II. verlangte seine Wiedereinsetzung als Herzog von Kurland. Nicht allein Kurland hielten die Russen immer noch besetzt; sie hatten im siebenjährigen Kriege ganz Polen sogar, wie eine russische Provinz behandelt, und waren selbst nach dem Frieden darin zurückgeblieben. In Graudenz lag eine russische Besatzung, und 15,000 Mann Russen zogen nach Kurland, um den Herzog Karl gewaltsam zu vertreiben. Alle Kassen wurden versiegelt, alle Gebäude der Regierung besetzt, der Herzog in seiner Wohnung in Mitau belagert. Biron begab sich nach Riga, und dann nach Mitau, so daß die beiden Herzoge in derselben Stadt residirten, der Eine als Gefangener, der Andere als Schützling der Russen. König August III. rief

endlich seinen Sohn zurück, und Biron tyrannisirte das Land unter russischen Bajonetten.

Auch Preußens Verhalten gegen Polen war jetzt schon feindselig und hinterlistig. Friedrich II. hatte Biron anerkannt, weil ihm dieser einen Theil seiner schlesischen Besitzungen abgetreten. Im polnischen Preußen ließ der große König alle nur erdenkliche Arten von Bedrückungen und Plackereien ausüben, seine schlecht bezahlten Offiziere zu bereichern, oder unbedeutende Summen in den königlichen Schatz zu leiten. Er brauchte grade viel Geld, um die Leiden seines, durch den Krieg ausgesogenen Volkes zu mildern. In dem armen Polen ließ er seine Preußen schalten, wie die Franzosen unter Ludwig XIV. und unter Bonaparte in Deutschland, und wandten sich die Gedrückten klagend an ihn, so stellte er sich, als wisse er gar nichts von diesen Abscheulichkeiten. Ueberdies suchte Preußen eine freundschaftliche Verbindung mit Rußland. Friedrich II. mußte sich gegen den Haß Ludwig's XV. gegen den Kaltsinn König Georg's III. von England und gegen die Abneigung Maria Theresia's zu schützen suchen. Er stand allein mit der neugeschaffenen Größe seines Staates; seine Stütze konnte Rußland werden und das Blut des zerrissenen Polens sollte der Kitt dieser Verbindung sein.

August III. starb im Jahre 1763. Die Zwistigkeiten der großen polnischen Familien unter einander und ihr Zusammenhang mit fremden Fürsten hatten nie aufgehört. Nach dem Tode des Königs lagen sie mit Heeren wider einander zu Felde; die Einem, die Czartoryiskis, Oginskis, Poniatowskis, im russischen Interesse, und durch russisches Geld bestochen; die Anderen, die Radzivils und Branitzkis, in französischem. Fast ein ganzes Jahr lang trat förmliche Anarchie in dem Lande ein. Diese Anarchie war für Rußland von Nutzen und mußte deswegen erhalten werden. Dies konnte geschehen, wenn ein Mann ohne Ernst und Würde und ohne großes Ansehen in der Nation auf den er=

ledigten Thron erhoben würde. Einen solchen Mann hatte Katharina II. gefunden. Es war Einer ihrer ehemaligen Geliebten, der fadeste unter allen, Stanislaus August Poniatowski; den sie schon längst nicht mehr liebte und achtete. Zum König von Polen war er immer noch gut genug: dies schmeichelte ihrem Stolze und diente ihren Zwecken. Ueber diesen Mann fällt Schlosser in seiner „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts" folgendes Urtheil: „Stanislaus war zum Hofmarschall, Oberhofmeister oder dergleichen Amt von der Natur bestimmt; von einem Könige hatte er auch keine Ader. Er hatte alle Leichtfertigkeiten, aber auch alle Wissenschaften und Fertigkeiten der Höfe getrieben, hatte alle Künste der Zieraffen sich zu eigen gemacht, redete von allem dem, was in den Salons Kunst und Poesie genannt wird, in mehreren Sprachen im Accent der Eingeborenen der Länder, deren Sprache er gebrauchte; aber ohne allen Ernst oder Tiefe. Ueber die neueste Musik, den Dichter oder Künstler, der grade Mode war, über Dekorationen, Oper, Schauspiel und Sängerinnen konnte er meisterhaft reden und selbst einen Georg Forster täuschen; aber jede männliche Tugend, jeder Gedanke einer edlen Seele war ihm fremd." Diesen erbärmlichen König auf den polnischen Thron zu erheben, schlossen Rußland und Preußen (1764) einen sogenannten Defensiv-Traktat unter einander ab. Die öffentlichen Bedingungen dieses Traktats enthielten nichts Auffallendes. Beide Mächte verbürgten sich gegenseitig ihr ganzes Gebiet, was für Preußen in Betreff Schlesiens wichtig war, und versprachen einander bewaffnete Hülfe (10,000 Mann zu Fuß und 1000 zu Pferd), wenn sie angegriffen würden. Ein geheimer Artikel dagegen war die Hauptsache und die diplomatische Schurkerei. Er lautete: „Da es im Interesse Seiner Majestät des Königs von Preußen und Ihrer Majestät der Kaiserin aller Reußen liegt, ihre ganze Sorgfalt und Macht darauf zu wenden, daß der Republik Polen ihre Wahlfreiheit erhalten werde, und daß es Niemand gelinge,

das genannte Königreich in seiner Familie erblich zu machen oder sich in demselben zum unbeschränkten Herrscher zu erheben: so haben sich Seine Majestät der König von Preußen und Ihre Kaiserliche Majestät durch diesen geheimen Artikel gegenseitig versprochen und verbindlich gemacht und auf die allerernsthafteste Weise, nicht allein nicht zu dulden, daß irgend Jemand es unternehme, der Republik ihr freies Wahlrecht zu rauben, das Reich in seiner Familie erblich zu machen, oder sich in demselben unabhängig, für alle Fälle, wo es geschehe; sondern auch mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln und in Uebereinstimmung die Absichten und Bestrebungen, welche auf dies Ziel gerichtet sein sollten, zu verhindern und zu vernichten, sobald dieselben bekannt geworden sind, und nöthigen Falls selbst mit Waffengewalt der Republik die Erhaltung ihrer Konstitution und ihrer Grundgesetze zu garantiren. Vorstehender Artikel soll dieselbe Kraft und Gültigkeit haben, als wenn er Wort für Wort in dem Hauptvertrage der Defensiv-Allianz enthalten wäre u. s. w."

Dieser Traktat war das erste Beispiel in der neueren Geschichte, daß sich mächtige Staaten unter einander verbanden, einen bestimmten Einfluß zu ihrem Vortheile auf die inneren Angelegenheiten eines schwächeren Staats zu üben und seine freie selbstständige Entwickelung nach ihrem Gutdünken zu hemmen und nöthigen Falls mit der Gewalt der Waffen. Man beschloß, das Unrecht der Gewalt gegen das Recht der Völker geltend zu machen, und was gegen einzelne Staaten gelang, versuchten die Leiter derselben später auch gegen die Freiheit der Völker im Allgemeinen. Die Fürsten verbanden sich unter einander gegen die Völker, und die Hülfsmittel, welche ihnen zum Wohl ihres Landes anvertraut waren, liehen sie sich wechselsweise zum Verderben aller Völker. Dieses System war es, welches ganz Europa in die fürchterlichen Koalitionskriege und in die Hand eines gewaltigen Emporkömmlings geworfen hat, und als diese Gewalt durch die Anstrengungen der Völker gebrochen war, da er-

blühte aus ihren Trümmern nicht die lange mißhandelte Völkerfreiheit, sondern die Tyrannei elender Machthaber, die feige gekrochen waren vor jenem Sohne und Mörder der Revolution; die alle nicht werth waren, jenem Giganten die Schuhriemen zu lösen. In der sogenannten heiligen Allianz erreichte dieses System seinen Gipfelpunkt, und unsere Zeit selbst hat es durch die großen Ereignisse des Jahres 1848 nur erst grundsätzlich überwunden, und noch lange nicht thatsächlich. Sie kann nicht loskommen von seiner verderblichen Hinterlassenschaft, und neben dem Bunde der Völker, der nur Freiheit, Recht und Gerechtigkeit will, schleicht im Finsteren immer noch der Bund der Könige und spinnet Verrath.

Poniatowski, welcher mit Hülfe jenes Traktats auf den Thron erhoben werden sollte, galt unter den Polen sehr wenig, und konnte daher auch seine bleibende Stütze allein von den Fremden erwarten. Er war ein Neffe des Großkanzlers Czartoryiski, welcher an der Spitze der polnischen Regierung stand. Czartoryiski aber schwankte eine Zeitlang, ob er sich nicht lieber für seinen Schwiegersohn Oginski entscheiden sollte. Ihm war es nur darum zu thun, für die Schattenkrone den rechten Schattenkönig ausfindig zu machen, damit die Zügel der Regierung seiner Hand nicht entschlüpften; es konnte ihm zwischen den beiden Bewerbern die Wahl allerdings schwer werden, denn einer war so erbärmlich, wie der andere. Wenn es aber noch eines Beweises bedürfte, wie gar nichts die Krone Polens zu bedeuten hatte und wie fürchterlich die Verfassung war, zu deren Erhaltung sich Rußland und Preußen so eben verbunden hatten; so würden wir folgendes anführen. Das ganze Heer stand unter dem Großkronfeldherrn, die Rechtspflege unter dem Großkanzler, die Verwaltung des öffentlichen Schatzes unter dem Großschatzmeister, die Polizei unter dem Großmarschall, ohne daß Einer dieser Würdenträger des Reiches dem Könige Rechenschaft abzulegen brauchte oder von ihm Befehle annahm.

Die Russen fanden bald den gewünschten Vorwand, sich in die Raufhändel der polnischen Großen in Betreff der bevorstehenden Königswahl zu mischen. Außer ihren Truppen, welche in Kurland standen, lag eine kleine russische Besatzung in Graudenz, und kurz vor August's III. Tode war ein russisches Heer an der polnischen Gränze zusammengezogen worden. Poniatowski's Gegner, die Radzivils und der Kron-Groß-Feldherr Branitzki, griffen im März des Jahres 1764 die Russen in Graudenz an und verjagten sie aus der Stadt. Die Czartoryiskis, welche sich unterdessen für Poniatowski entschieden hatten, schlugen nun, von den Russen unterstützt, erst Radzivil, dann Branitzki aus dem Felde, und zwangen sie, auf das türkische Gebiet zu flüchten. Nun ward auf einem Reichstag unter russischen Bajonetten Stanislaus Poniatowski zum Könige erwählt (September 1764.) Der Rubel hatte damals schon seine Reise durch Europa begonnen, die er noch nicht vollendet hat; bei Stanislaus Wahl ist er sehr thätig gewesen. Die russischen Truppen zogen sich auch nach der Wahl nicht aus dem Königreich zurück, und der russische Bevollmächtigte Repnin herrschte eigentlich in Warschau.

Die innere Ordnung hätte nun wenigstens nach den Kämpfen des Zwischenreichs zurückkehren können, und die Czartoryiskis hatten dafür gethan, was in ihren Kräften stand. Unter ihrer Leitung war der Konföderation eine General-Konföderation entgegengetreten. Durch sie waren allerdings mit Hülfe der Russen des Stanislaus Gegner überwunden worden, und Czartoryiski hatte sie nach der Königswahl zum Schutze der Gesetze aufrecht erhalten, um die Wiederkehr des alten Unwesens zu verhindern. Aber was den Russen früher gedient hatte, konnte ihnen nun gefährlich werden. Sie waren es daher, welche dafür sorgten, daß neuer Stoff zu Uneinigkeit und Blutvergießen unter die Polen geworfen wurde, und welche dann diese Uneinigkeiten wieder zum Vorwande der Theilung nahmen. Repnin legte

der neuen Regierung drei Forderungen vor, welche so arglistig gestellt waren, daß sie dem Könige jeden Falls die größte Verlegenheit bereiteten. Er mochte sie abschlagen oder gewähren: so gerieth er mit den Russen oder mit den Polen in Streit; zugleich wurden die Parteiungen unter den Polen erhalten und der gegenseitige Haß derselben gesteigert, da zu den politischen Gründen desselben noch der religiöse Fanatismus kam. — Repnin versprach zuerst die Einwilligung Rußlands zu der Errichtung eines polnischen Heeres von 50,000 Mann, aber unter der Bedingung, daß Polen mit Rußland eine Offensiv-und Defensiv-Allianz eingehen sollte. Eine solche Allianz mußte für Polen nachtheilig sein, und Czartoryiski wendete Alles an, ihr zu entgehen. Eine Defensiv-Allianz mit Rußland mußte er indessen schließen. Der zweite Punkt, den Rußland forderte, betraf eine Regulirung der Gränze. Es legte eine Karte vor, auf welcher die Gränze gezeichnet war, welche Rußland auf Polens Kosten abgerundet hatte. Polen mußte einwilligen und alle Landestheile abtreten, welche sich Rußland auf diese Weise zuzueignen gesonnen war.

Die dritte Forderung indeß war die wichtigste und gefährlichste. Sie betraf die Dissidenten und trat in dem liberalen, aber heuchlerischen Gewande der Toleranz auf; einer Toleranz, welche der damals herrschenden französischen Philosophie entsprach, zu welcher sich Friedrich II. und Katharina II. wirklich öffentlich bekannten. Die Schriftsteller jubelten über diese Forderung: aber weder die Politik Friedrich's noch Katharina's war wahrhaft liberal. Es galt einzig und allein, der Majorität der Polen, die man zu fürchten hatte, eine erbitterte und entschlossene Minorität entgegen zu werfen, um die Früchte des Zwiespaltes zu ernten. Die Dissidenten erneuerten gleich bei dem Regierungsantritte des Königs ihre gerechten Forderungen politischer Gleichstellung, welche letztere ihnen vertragsmäßig zukam. Czartoryiski sah das Unwetter nahen und machte auf dem Reichstage im Jahr 1764 Vorschläge

zu ihren Gunsten. Es erhob sich aber ein fürchterlicher Lärm; die Reichsboten bedrohten den vorlesenden Sekretär mit ihren Säbeln und ließen ihn nicht weiter zum Worte kommen. Die Polen erneuerten sogar die früheren Beschlüsse, wodurch den Dissidenten ihre wohlerworbenen Rechte genommen wurden. Die Dissidenten erneuerten ihre Vorstellungen, und die Russen zogen an der Gränze ein Heer zusammen. Repnin in Warschau ertrotzte nun von der geängstigten Regierung das Versprechen, die Forderungen der Dissidenten auf dem nächsten Reichstage zu erfüllen. Dieser war auf den September des Jahres 1766 berufen, und die Russen nützten die Zeit vorher, die Polen möglichst einzuschüchtern. Friedrich gab zu allem seine Zustimmung. Es rückten zwanzig tausend Mann Russen in Polen ein, und auf Repnin's Befehl reisten russische Obersten dieses Heeres bei den polnischen Bischöfen herum und drohten ihnen, ihre Güter zu verwüsten und sie selbst aus dem Lande zu führen, wenn sie auf dem bevorstehenden Landtage über das Verfahren Rußlands klagten, und gegen die Sache der Dissidenten sprächen. Diesen Bemühungen der Russen entgegen erließ der Bischof Soltyk von Krakau, welcher in französischem Solde stand Hirtenbriefe, die wilden Fanatismus predigten.

Bei der Eröffnung des Reichstags forderten der russische und der preußische Gesandte sogleich die Auflösung der Generalkonföderation, also des einzigen Mittels, einige Ordnung in die Angelegenheiten des unglücklichen Reichs zu bringen. Sie fiel und mit ihr die Zukunft Polens. Gelegentlich forderten die Gesandten auch gleiche politische Rechte für die Dissidenten. Aber Bischof Soltyk und der päpstliche Nuntius arbeiteten dagegen, und diese Forderung wurde abgewiesen.

Gleich im Anfange des folgenden Jahres (1767) trug die Aufhebung der Generalkonföderation den Russen die beabsichtigten Früchte. Es entstanden zuerst zwei Konföderationen der Dissidenten gegen den sie beschwerenden Reichstagsbeschluß, d. h. Verbindungen zu

dem Zwecke, sich ihm mit den Waffen in der Hand zu widersetzen. Die eine bildete sich zu Sluck in Lithauen unter russischem Schutze, die andere zu Thorn in Preußisch-Polen unter preußischem. Aber auch katholische Konföderationen entstanden gegen den Beschluß in nicht geringer Zahl; im Mai des Jahres bestanden deren schon hundert acht und siebenzig. Die Russen ließen immer mehr Truppen einrücken und erklärten öffentlich, sie würden jeden, der sich ihnen widersetzte, als Feind behandeln. Sie schlossen mit Preußen nochmals einen geheimen Traktat vorgeblich zu Gunsten der Dissidenten ab und ließen ihren frühern Gegner Radziwil, welcher noch nicht hatte nach Hause zurückkehren dürfen, nach Wilna kommen. Er und Branitzki traten nun an die Spitze der lithauischen Dissidenten-Konföderation, und brachten nun ihrer Seits und von den Russen dazu aufgefordert eine Generalkonföderation zu Radom zu Stande, durch welche man die Katholiken, welche an derselben Theil nahmen, schändlich betrog. Das Haupt einer Generalkonföderation war Diktator der Republik; alle Obrigkeiten und Gerichte wurden außer Thätigkeit gesetzt; der König, der Senat, die Großbeamten waren der Konföderation Rechenschaft über ihre Verwaltung schuldig. Fürst Radziwil wurde mit einem russischen Orden geschmückt und berief einen Reichstag nach Warschau (Oktober 1767). Repnin erklärte offen, er werde jeden, der dem nicht unbedingt beitrete, was Radziwil fordere, in Warschau selbst aufheben und nach Sibirien bringen lassen. Dennoch verwarfen die Gegner der Russen in einer Sitzung am 12. Oktober alle Vorschläge Radziwil's mit der größten Heftigkeit. Die angesehensten unter ihnen waren der Bischof Soltyk von Krakau, der Bischof Johann Andreas Zaluski von Kiew, der Bischof Krasinski von Kaminieck, und die beiden Rzewuski, der Eine Woiwode von Krakau, der Andere Starost von Dolina. Mit Mühe gelang es in der Sitzung am 12. den Beschluß durchzusetzen, daß am 16. noch einmal berathschlagt werden

sollte. Diese Zwischenzeit benutzte Repnin zur Ausführung seiner Drohung. Er ließ diese Männer alle in der Hauptstadt ihres Landes durch russische Soldaten gefangen nehmen, und nach Rußland abführen; nur Krasinski entwischte. Der Generalkonföderation gab Repnin durch ein eignes Schreiben Nachricht von dem, was geschehen war. Dieses Schreiben lautet: „Die Truppen Ihrer Majestät, meiner Kaiserin, die Freunde und Bundesgenossen der konföderirten Republik, haben den Bischof von Krakau u. s. w. gefangen genommen, weil sie durch ihr Betragen die Würde ihrer Majestät beleidigten, indem sie die Reinheit ihrer wohlwollenden, uneigennützigen und freundschaftlichen Gesinnung angegriffen haben. Der Unterzeichnete theilt dies der Generalkonföderation der Republik mit, welche unter dem Schutze ihrer kaiserlichen Majestät steht, zugleich mit den bestimmten und feierlichen Versicherungen von der Fortdauer dieses hohen Schutzes, des Beistandes und der Hülfe von Seiten der Kaiserin gegenüber der Generalkonföderation, welche zusammen getreten ist zur Erhaltung der polnischen Gesetze und Freiheiten und zur Ausrottung aller Mißbräuche, welche sich in die Verwaltung den Grundgesetzen des Landes zuwider eingeschlichen haben. Ihre kaiserliche Majestät will nur das Wohl der Republik und wird fortfahren, derselben ihre Hülfe angedeihen zu lassen, dieses Ziel zu erreichen ohne irgend ein Interesse oder einen Lohn, und nichts anders beabsichtigend, als die Sicherheit und das Glück und die Freiheit der polnischen Nation, wie dieses schon deutlich in den Erklärungen J. Majestät ausgedrückt ist, welche der Republik ihre gegenwärtigen Besitzungen garantiren, mit ihren Gesetzen, ihrer Regierungsform und den Vorrechten eines Jeden. Warschau, den 14. Oktober 1767.“ Man weiß wirklich nicht, worüber man mehr erstaunen soll, über die Rücksichtslosigkeit der Handlung selber oder über diese Art ihrer Mittheilung. König Stanislaus blieb bei dieser traurigen Lage seines Landes ganz unthätig; er athmete sorglos und behaglich in seiner

Hofluft. Dennoch hatten die Gewaltthaten der Russen nicht die gehoffte Wirkung. Es konnte in der tobenden Reichsversammlung am 16. Oktober kein, den Dissidenten günstiger Beschluß durchgesetzt werden. Radzivil fand jedoch am 17. ein Auskunftsmittel. Der Reichstag vertagte sich auf einige Wochen und ertheilte einem Ausschusse den Auftrag, eine Gesetzesvorlage zu Gunsten der Dissidenten auszuarbeiten. Diese sollte dann dem wiederzusammentretenden Reichstage vorgelegt und von ihm angenommen werden.

Diese Kommission bestand Anfangs aus 14, später aus 16 Mitgliedern und hielt ihre Sitzungen abwechselnd im Hause des polnischen Primas und des russischen Gesandten. Sieben Deputirte der Dissidenten und der preußische, englische, dänische und schwedische Gesandte wohnten den Sitzungen bei: Repnin schrieb vor, was beschlossen werden sollte. Dies betraf übrigens nicht allein die Dissidenten, sondern die Wiederherstellung aller Mißbräuche, welche in der letzten Zeit zur Handhabung von Ordnung und Recht waren abgeschafft worden. Eine freie Besprechung des Gegenstandes duldete Repnin nicht; nicht einmal offene Erklärungen der Kaiserin selbst durften gegen ihn angeführt werden. Wenn das geschah, so rief er dem Sprechenden zu: „Schweige, nur mir kömmt es zu, den wahren Sinn der Erklärungen meiner Kaiserin anzugeben; ich leide weder Raisonniren noch Einwendungen; ich fordere Unterwerfung unter ihren Willen.“ So wurden allerdings im Laufe eines Monates die günstigsten Bestimmungen für die Dissidenten ohne allen Widerspruch durchgesetzt. Diese Arbeit des Ausschusses erhielt den Namen „Toleranzakte“ und wurde am 19. November 1767 auf eine feierliche Weise unterzeichnet. Russische Truppen schlossen die Versammlung in Repnin's Wohnung ein, und unter dem Bilde seiner Kaiserin wurde die Akte unterzeichnet. Die Dissidenten sollten nach ihr wieder gleiche Rechte mit den Katholiken erhalten; nur zum Könige sollte kein Dissident gewählt werden können. Auch die Punkte,

welche Preußen und Rußland zu Gunsten der Anarchie und ihres fortdauernden Einflusses durch den Ausschuß festsetzen ließen, hatte Repnin diktirt. Der Reichstag nahm alle Vorschläge des Ausschusses an, und am 28. Februar 1768 wurde ein sogenannter Freundschafts- und Bürgschafts-Vertrag mit Rußland geschlossen. Am 5. März wurde der Reichstag geschlossen und die Generalföderation aufgelöst. Der König, Radzivil und viele Große der Nation betrugen sich niederträchtig feil, denn sie ließen sich durch Repnin zugleich mit den russischen Obersten, die er gebraucht hatte, sie zu schrecken, aus den polnischen Staatskassen für ihre Gefügigkeit bezahlen. Das Volk wurde von den Konföderationen und Russen geplündert, und sein Adel half es berauben. Die russischen Obersten Igelström und Carr, welche alle Gewaltthaten Repnin's ausgeführt hatten, erhielten Güter in Polen und wurden dem polnischen Adel einverleibt. Der König erhielt aus der Staatskasse jährlich anderthalb Million Gulden; Radzivil, als Schadloshaltung für die, während seiner Verbannung erlittenen Verluste eine jährliche Pension von 600,000 Gulden; der Krongroßschatzmeister für die, bisher bezogenen 120,000, 200,000 Gulden u. s. w.

Es wäre jetzt vielleicht möglich gewesen, das unglückliche Land wenigstens von seinen fremden Drängern, den Russen, zu befreien. Diese hatten erreicht, was sie wollten, und wirklich schon den Befehl erhalten, aus Warschau abzuziehen. Aber der Fanatismus der Katholiken war aufgestachelt und hatte, in Verbindung mit dem verletzten Ehrgefühle der Nation eine Erbitterung erzeugt, welche an Wuth gränzte und keiner ruhigen Ueberlegung mehr Raum ließ. Frankreich und Spanien waren dabei sehr thätig und versprachen der katholischen Partei nicht allein Geld, sondern auch Truppen. Bischof Krasinski, welcher mit Soltyk hatte verhaftet werden sollen, jedoch so glücklich gewesen war, nach Frankreich zu entkommen, bereitete aus der Ferne einen Aufstand gegen die Reichstagsbeschlüsse; einen bewaffneten Widerstand dagegen, der

in Polen nach Wiederherstellung des alten Unwesens ja sogar gesetzlich war, eine Konföderation nämlich. Zugleich suchten die Franzosen, die Türken zu einem Kriege gegen die Russen zu bestimmen. Der Aufstand in Polen sollte erst nach dem Abzuge der Russen ausbrechen. Fünf Tage jedoch vor dem Schlusse des Reichstags und dem befohlenen Abzuge der Russen trat zu Bar in Podolien die Gegenkonföderation schon zusammen. Zwei an sich unbedeutende Leute, — denn sie gehörten nicht zu den polnischen Magnaten, — Pulawski und Krasinski, ein Bruder des geflüchteten Bischofs sammelten hier in der Nähe der türkischen Gränze eine Handvoll Leute und proklamirten sie. Sie führten in ihren Fahnen die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde und mit der Umschrift: „Siegen oder sterben.“ Diese Schilderhebung so unbedeutender Kräfte wäre ganz unverständig gewesen, wenn man nicht darauf gerechnet hätte, daß sich Radzivil selber vielleicht anschließen werde. Denn er war sehr unzufrieden mit dem Gange der Ereignisse. Die podolische Konföderation erklärte daher auch, daß sie nur eine Erneuerung der Konföderation von Radom sei, welche Radzivil und Branitzki gestiftet. Bischof Krasinski erschien nun mit französischem Gelde und Offizieren in Teschen in österreichisch Schlesien, um von da aus die Bewegung in Polen zu leiten. Maria Theresia begünstigte ihn heimlich aus Religionseifer. Die Regierung in Warschau mußte sich auf russischen Befehl gegen die Konföderirten erklären und sie zu Aufrühren stempeln. Die Russen schlossen sie von allen Seiten ein. Nun erhielten aber die Konföderirten von Bar einen Verbündeten. Potocki, der Großmundschenk von Lithauen und Gemahl der Nichte des alten Krongroßfeldherrn Branitzki, bildete in der Gegend von Krakau und Lublin eine zweite Konföderation und schloß sich an die von Bar an. Nun entbrannte ein fürchterlicher Krieg in Polen. Bald hier und bald dort erhoben sich Schaaren bewaffneter Edelleute, und überall zogen sie die Russen herbei, welche mordeten, sengten

und brannten. Der polnische Reichstag selbst rief Ende März die Russen gegen die Konföderirten zu Hülfe. Unter Soltikow rückte eine neue russische Armee in Polen ein. Schon im Mai des Jahres 1768 wurde Potocki völlig aus dem Felde geschlagen und rettete sich über den Dniester auf türkisches Gebiet. Der russische Oberst Weismann ließ die flüchtigen Polen durch seine Kosacken auf das türkische Gebiet verfolgen, und die Türken, welche von den Franzosen beständig zu einem Kriege mit Rußland aufgefordert wurden, erhoben darüber heftige Beschwerden. Repnin mißbilligte das Verfahren Weismann's, und die Türken beruhigten sich vorerst. Potocki indessen sammelte auf türkischem Gebiete seine zerstreuten Polen wieder, ging quer durch die Moldau und setzte über den Dniester, um den Russen in den Rücken zu fallen und sich mit den Konföderationen Podoliens zu verbinden. Die Türken sahen mit Unruhe, wie sich die Russen in Polen an ihren Gränzen immer fester setzten, und erklärten nun dem preußischen Gesandten, daß sie den Polen helfen würden. Die Russen suchten daher den polnischen Krieg so rasch als möglich zu endigen. Ihre Feldherrn erhielten den Befehl, die beiden Hauptorte der Konföderation, Bar und Krakau, um jeden Preis zu nehmen. Bar ward Ende Juli erstürmt und 4000 Polen dabei niedergehauen, die Stadt geplündert. Krasinski und Potocki entkamen auf türkisches Gebiet. Die zersprengten Polen sammelten sich jedoch in der Moldau wieder, ganz nahe an der polnischen Gränze. Die kleine Stadt Balta, welche dem Tartaren-Khan gehorchte, war ihr Stützpunkt; von da aus machten sie Streifzüge auf das polnische Gebiet. Derselbe Oberst Weismann, welcher das türkische Gebiet schon einmal verletzt hatte, befehligte in dieser Gegend. Er ließ die streifenden Polen zu Hunderten niederhauen und folgte ihnen über die Gränze; die Stadt Balta ward erobert, geplündert und in Asche gelegt. Das war für die Langmuth der Türken zu viel, und sie erklärten den Krieg. Doch ließen sie den Russen

noch sechs Wochen Zeit, bis sie in's Feld rückten, und diese benutzten jene für den polnischen Krieg. Auch Krakau wurde unter fürchterlichem Blutvergießen erstürmt und geplündert. Auch während des Türkenkriegs hörte der kleine Krieg in Polen nicht auf; an allen Orten und Enden wüthete er fort und verwandelte das arme Land in eine Wüste.

Die Russen und insbesondere die Lieblinge der Kaiserin (Romanzow, Dolgoruki und die Gebrüder Orloff) ernteten in dem Kriege gegen die Türken einen außerordentlichen Ruhm und Glanz; die Kaiserin ward von dieser Zeit an „die Große" genannt. Die Türken stäubten vor ihnen in den Feldschlachten auseinander; die Küsten des schwarzen Meeres wurden erreicht, die krimm'sche Halbinsel erobert. Zum ersten Male erschien eine russische Flotte aus dem baltischen Meere in dem ägäischen, und russische Truppen wurden in Morea gelandet, angeblich für die Befreiung der Griechen zu fechten, wie die russischen Bajonette die Freiheit der Polen beschützte. Ganz Europa jubelte über den Edelmuth der Kaiserin. Es vergaß aber über den glänzenden Schein die fürchterliche Wirklichkeit. Millionen und aber Millionen wurden nutzlos vergeudet und dem blanken Laster geopfert, das sie in Gestalt der kaiserlichen Günstlinge verschwelgte. Das Blut der Menschen floß wie Wasserbäche, und die Griechen mußten die kurzen Freiheitshoffnungen theuer bezahlen, denn nachdem man sie in allgemeinen Aufstand versetzt hatte, verließ man sie schmählich, und die Türken verübten an den Schutzlosen eine gräßliche Rache. Die Länder alle von der Weichsel bis zur Donau, und von da bis an die Krimm lagen verwüstet und verödet und trauerten ob dem Ruhme der großen Kaiserin. — Als sich die Kabinette unterdessen über die Theilung Polens verständigt hatten, nahmen die Russen die Vermittlung Preußens und Oesterreichs den Türken gegenüber an und zogen sich über die Donau zurück.

Es ist geschichtlich immer noch nicht erwiesen, wer

den ersten Gedanken gehabt hat, Rußland, Oesterreich und Preußen zu einer Theilung Polens zu vereinigen. Die meisten Schriftsteller suchen den ersten Plan zu dieser Theilung in den persönlichen Zusammenkünften des jungen Kaisers Joseph II. mit Friedrich II. von Preußen. Die Siege, welche die Russen über die Türken erfochten, hatten eine engere Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen zur Folge. Kaiser Joseph besuchte den König von Preußen in Neiße (19. August 1769) und der König erwiederte den Besuch im Lager bei Neustadt (bei Austerlitz) in Mähren (1770).

Bei diesen Besuchen soll der Plan zur Theilung entworfen worden sein; des Königs Bruder, Prinz Heinrich, habe es übernommen, mit der Kaiserin Katharina in Petersburg, wohin er Ende des Jahres 1770 reiste, persönlich zu verhandeln. Sicher ist, daß Maria Theresia selbst nur höchst ungern an diesem Bunde Theil nahm; daß ihr Kanzler Kaunitz in Verbindung mit Joseph II. sie nur mit Mühe dazu bestimmte. Der Zustand Polens war, wie wir oben schon dargestellt haben, der eines unabhängigen Staates schon längst nicht mehr. Seine Regierung und sogar sein Reichstag gehorchten sklavisch den Russen und mußten den Türken sogar den Krieg erklären; die Konföderationen zur Erhaltung der Freiheit und Unabhängigkeit durchzogen, wie Räuberbanden das Land. Aus Warschau hatten die Russen den brutalen Repnin abgerufen; und einen geschmeidigeren Gesandten, Wolkonski, hingesendet, der die besseren Vaterlandsfreunde durch Hoffnungen an Rußland festzuhalten suchte und den hohen Adel, wie immer, durch Geld. Aber auf dem flachen Lande übten russische Generale die abscheulichsten Grausamkeiten gegen jeden polnischen Edelmann, der bewaffnet in ihre Hände fiel, und es entstanden immer neue Konföderationen, sogar eine neue Generalkonföderation (in Biala oder Bilitz, im November 1769). Man ernannte die immer noch flüchtigen Krasinski und Potocki zum Generalmarschall und Generalfahnenführer des Reichs. Der König

in Warschau hielt unterdessen lustigen Karneval und zeichnete sich durch Galanterieen aus; die Konföderirten erschienen in der Nähe der Hauptstadt, erklärten den König für abgesetzt und proklamirten das Zwischenreich (April 1770). Dümouriez (derselbe, der später in der französischen Revolution eine Rolle spielte) war von Frankreich gesendet und unterstützte die Konföderirten mit Geld, Offizieren, und Soldaten sogar; die russischen Generale Weymarn, Dewitz und Suwarow ließen die gefangenen Polen schaarenweise nach Rußland führen. König Stanislaus schickte eine demüthige Gesandtschaft nach Petersburg und ließ um die Zurückberufung Wolkonski's bitten, der ihm persönlich zu wider war. Man war so gefällig gegen ihn, und ein anderer Gesandter, Saldern, trat an seine Stelle, der grob wieder, wie Repnin, regierte. Er übte in Warschau eine förmliche Polizei und erließ an die Bewohner scheltende, drohende oder strafende Ausschreiben. Die Konföderirten, die sich nach einem Gesetze bildeten, welches die Russen selber wieder in Kraft hatten treten lassen, erklärte er für Räuber und Mörder; den König behandelte er, wie seinen Unterthan. Am 3. November 1771 traf diesen Armseligen noch eine letzte Kränkung: er ward von seinen eigenen Unterthanen aus seiner eigenen Residenz entführt. Dreißig entschlossene konföderirte Polen schlichen sich in der Dunkelheit des Abends, zum Theil in russischen Uniformen, in die Stadt und vertheilten sich zweckmäßig. Ein Theil von ihnen, von Kosinski geführt, lauerte auf den König, der um 9 Uhr Abends aus einer Gesellschaft bei seinem Oheime, dem Großkanzler, in das Schloß zurückfuhr. Sie überfielen dessen Begleitung, hieben die Heyducken nieder, verwundeten den König selbst, der Hut und Haarbeutel verlor, setzten ihn auf ein mitgebrachtes Pferd und führten ihn mit sich fort. In der Dunkelheit kamen sie auseinander, und bald war der König mit Kosinski allein, der ihn glücklich nach Willamow, dritthalb Stunden von Warschau brachte. Hier jedoch scheint Kosinski vor den Folgen seines

Schrittes erschrocken oder erkauft worden zu sein. Er ließ den König nach Warschau schreiben, damit er von seinen Garden abgeholt werde. Die Theilnehmer an dieser Entführung wurden des Königsmordes angeklagt und Einer derselben, dessen man sich bemächtigt hatte, Lukaski, wirklich hingerichtet.

Die Verbündeten waren unterdessen über die Ausführung ihres Raubes einig geworden, und der Beistand, welchen Oesterreich den Konföderirten heimlich gewährt hatte, hörte auf. Man nahm ihnen im Anfange des Jahres 1772 nach einer sehr tapferen Gegenwehr Stadt und Burg Krakau wieder und andere Städte, welche sie in Besitz hatten, und die Konföderation löste sich auf. Es dauerte nun noch volle sechs Monate, bis die drei Mächte über die Theilung eines befreundeten Landes mitten im Frieden völlig einig wurden. Dann ließ man eine neue russische Armee unter General Elmpt in Polen einrücken, und nun wurde am 5. August 1772 zu Petersburg der Definitiv-Traktat über die Theilung Polens unterzeichnet. Durch ihn wurden die polnischen Landestheile bestimmt, welche die Republik abtreten mußte. Rußland erhielt 2200 Quadratmeilen mit anderthalb Millionen Menschen; Landstriche, welche ihm am nächsten lagen, das polnische Liefland, die Hälfte des Palatinats Polozk, die Palatinate Witepsk und Mscislav und einen Theil von Minsk. Oesterreich nahm zwischen 15—1600 Quadratmeilen mit Drittehalb Millionen Einwohnern, die Grafschaft Zips, die Hälfte des Palatinats Krakau mit den reichen Salzquellen von Wieliczka, einen Theil des Palatinats Sendomir, das Palatinat Rothreußen, den größten Theil von Belz, Pokutien und einen Theil von Podolien; es bildete das Königreich Gallizien und Lodomirien daraus. Preußen erhielt etwa 700 Quadratmeilen und 900,000 Menschen, ganz polnisch Preußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn; von Großpolen den Netzdistrikt, welcher früher unter dem Namen Pomerellen zu Pommern gehört

hatte. Von 13,000 Quadratmeilen behielt das beraubte Polen nur 9000. Die gewaltsame Besitzergreifung dieser Länderstrecken von Seiten der drei Mächte ging den Manifesten zuvor, durch welche man den Raub zu beschönigen suchte. Diese erfolgten im September. Zugleich verlangte man von der Nation und ihrem Könige, daß sie das ihnen zugefügte Unrecht förmlich anerkennen und gut heißen sollten. Die Regierung und der Reichstag sollten ihre Zustimmung geben. Da man hierin die zu Gegnern hatte, als deren Beschützer man bisher aufgetreten war; so ließ man deren Hauptfeinde, die man nach Rußland abgeführt hatte, zurückkehren, und behandelte die ehemaligen Schützlinge als Feinde. Radzivil hatte sein Vaterland mißmuthig verlassen. Die Russen, denen er so gute Dienste geleistet, nahmen seine Güter in Beschlag; plünderten sein Silberzeug und sein Hausgeräthe; brachten seine Bibliothek, eine der kostbarsten in Europa, nach Petersburg zum öffentlichen Gebrauch. Oesterreich verfuhr mit den Gegnern der Theilung, welche sich in dem Bereiche seiner Macht befanden, gerade so. — Erst berief man den Senat, und durch diesen sollte der Reichstag berufen werden. Von 120 Senatoren waren im Februar des Jahres 1773 nur etwa dreißig versammelt. Die übrigen waren von den Mächten zurückgehalten worden oder wollten nicht erscheinen, sich zu einem Gewaltstreiche mißbrauchen zu lassen. Diese wenigen Männer widerstanden den Drohungen und der Gewalt bis zum 19. April. Da beriefen sie den Reichstag und wurden sogleich aufgelöst. Auf einer Versammlung zu Krakau jedoch protestirten der Fürst Czartoryiski, der Großkanzler von Lithauen, der Primas von Polen, der Krongroßkanzler und andere Würdenträger des Reichs gegen einen zu haltenden Reichstag, den sie eine Verschwörung gegen ihr Vaterland nannten. Der Reichstag versammelte sich indeß doch, und drei Heere, Russen, Oesterreicher und Preußen, rückten gegen Warschau vor. Der Reichstag sollte gezwungen werden, den Theilungstraktat anzuerkennen und

eine Konstitution in 23 Artikeln, welche ihm die Fremden gefertigt und aufdrangen. Dieser Reichstag widerstand indeß bis in das Jahr 1775 hinein und unterschrieb erst im April dieses Jahres, was man von ihm haben wollte. Das Land war so lange allen Plagen eines Krieges mitten im Frieden unterworfen. Fünfzig bis sechzig Mann Preußen und Oesterreicher lagen in den Häusern aller angesehenen Polen in Warschau, die in die Forderungen der Mächte nicht einwilligen wollten, und ihre Güter wurden durch unerhörte Brandschatzungen zu Grunde gerichtet; man erpreßte von jedem Reichen oft bis zu 100,000 Dukaten. — Das war die erste Theilung Polens.

Dies war der Boden, auf dem Kosciuszko seine Thätigkeit entwickeln sollte, und um die Größe des Mannes in ihrem ganzen Umfange erscheinen lassen zu können, mußten wir die ganze Zerrissenheit seines unglücklichen Vaterlandes, die ganze Trostlosigkeit aller seiner Zustände vor den Augen des Lesers entrollen. Wir wenden uns nun zu seiner Lebensgeschichte.

Kosciuszko's Vater war ein schlichter Landedelmann, der zu Siechnowice in der lithauischen Woiwodschaft Brzese am linken Ufer des Bugs (57 Stunden östlich von Warschau) auf einem kleinen Landgute lebte. Er hatte in seiner Jugend unter dem Fürsten Adam Czartoryiski in einem Infanterieregimente gedient und mit dem Grade eines Majors seinen Abschied genommen. Zurückgezogen und ohne alle Verbindung mit den polnischen Großen und ihrem wüsten Treiben, trieb er Landwirthschaft, von deren Ertrag er mit seiner kleinen Familie einfach, aber sorgenfrei lebte; Musik erheiterte ihm die Musestunden. Thaddäus Kosciuszko war sein einziger, im Oktober des Jahres 1746 geborner Sohn; neben diesem lebte noch eine jüngere Tochter.

Der junge Kosciuszko entwickelte früh neben einer großen Lebendigkeit und einem ernsten Forschungstriebe ein bedeutendes Talent für Musik und Mathematik; dabei war ihm eine tiefe Wahrheitsliebe angeboren. Ein alter, viel gereister und erfahrner Oheim hielt sich oft mehrere Monate lang auf dem Landgute von Kosciuszko's Aeltern auf. Von diesem erhielt der elfjährige Knabe den ersten Unterricht in der Mathematik, im Französischen und im Zeichnen. Er war ein emsiger und aufmerksamer Schüler. Der Fürst Czartoryiski schätzte den Vater Kosciuszko's und besuchte ihn jedesmal auf seinen Reisen durch die Woiwodschaft. Er wurde auf den Knaben aufmerksam und verschaffte ihm eine Stelle in dem von König Stanislaus neu errichteten Kadettenhause zu Warschau. Ein unermüdeter eiserner Fleiß erhob den jungen Kosciuszko, welcher zu Hause nur einen dürftigen Unterricht erhalten hatte, bald in jedem Fache des Wissens über alle seine Mitschüler. Er floh die Vergnügungen und Zerstreuungen der großen Stadt und arbeitete ganze Nächte hindurch oder ließ sich früh Morgens um drei Uhr wecken. — Mathematik und Geschichte waren seine Hauptstudien. Aus dem Kadettenkorps wurden alljährlich die vier ausgezeichnetsten jungen Männer auf Reisen gesendet, um sich in den Kriegswissenschaften zu vervollkommnen. Auch Kosciuszko traf nach einer rühmlich bestandenen Prüfung die Wahl. Er brachte einige Jahre in der Militärakademie zu Versailles zu, verweilte einige Zeit in Paris und begab sich dann nach Brest, um den Festungsbau, die Belagerungswissenschaften und die Theorie der Seetaktik kennen zu lernen. Mit Kenntnissen bereichert, kehrte er in sein Vaterland zurück; der König erkannte seinen Fleiß und sein Talent an und ernannte ihn sogleich zum Hauptmann einer Kompagnie. Kosciuszko setzte seine Studien fort; er lebte ganz zurückgezogen und nahm an dem gesellschaftlichen Leben der Hauptstadt nur insoweit Theil, als unumgänglich nothwendig war. Dennoch bildete eine der wenigen

Gesellschaften, die er besuchte, einen wichtigen Entwickelungspunkt in seiner Lebensgeschichte. Er sah in einer derselben (1776) ein Mädchen und erglühte für sie in leidenschaftlicher Liebe. Es war die Tochter Sosnowski's, des Marschalls von Lithauen, eines einflußreichen Mannes von uraltem Adel und stolzem, hochfahrendem Sinn. Die erste Liebe des düsteren Jünglings schien daher eine hoffnungslose. Ueberdies hielten sich die Aeltern des Mädchens nur kurze Zeit in Warschau auf und kehrten mit ihr nach Lithauen zurück. Ein Jahr lang trug Kosciuszko den Schmerz einer verborgenen und unerwiederten Liebe in der Seele, da belohnte das Glück auf unerwartete Weise seine Treue. Sein Regiment wurde nach Lithauen versetzt, und er erhielt mit dem Obersten desselben, dem er durch sein vielseitiges Wissen und seine Geschicklichkeit im Planzeichnen unentbehrlich geworden war, Quartier in dem Schlosse des Marschalls selbst. Das Mädchen war durch die blühende, anmuthige Gestalt und die glänzenden Geistesgaben des jungen Hauptmannes bald gefangen; es fühlte und gestand ihm seine Gegenliebe. Das Fräulein entdeckt sich der Mutter und Kosciuszko dem Vater; aber mit Entrüstung weist der Ahnenstolz die Verbindung mit einem schlichten Landedelmanne zurück. Da faßt Kosciuszko in der Verzweiflung den Entschluß, die Geliebte zu entführen, und sie selbst willigt ein. Das Unternehmen gelingt im Beginne, und eine dunkle Nacht begünstigt die Flucht der Liebenden aus dem Schlosse des Marschalls. Einige Tausend Schritte davon stürzen sie einander in die Arme und glauben sich und die Hoffnungen ihrer Zukunft gerettet. Aber der Verrath war ihnen nachgeschlichen, und bewaffnete Diener des Marschalls überfallen sie. Kosciuszko sinkt in der Vertheidigung seiner Geliebten schwer verwundet zu Boden, und das Mädchen wird in das väterliche Schloß zurückgebracht. Kosciuszko schleppte sich, als er nach dreistündiger Ohnmacht wieder zu sich kam, in das nächste Dorf, wo einer seiner Freunde im Quartiere lag. Bei

diesem verbarg er sich, und schickte sogleich einen Boten nach Warschau, welcher an den König die dringende Bitte um Entlassung aus dem Militärdienst brachte. Er wollte nicht fliehen, den Dienst nicht heimlich verlassen. Die Entlassung traf ein, und Kosciuszko verließ den heimathlichen Boden, um in der neuen Welt, wo der Freiheitskampf entbrannt war, den Schmerz einer zerrissenen Seele durch Thaten zu heilen. Von seinem kurzen Liebesglücke nahm er nichts mit hinüber, als die nie erlöschende Erinnerung und ein weißes Tuch, das seiner Geliebten bei dem Ueberfalle entfallen war. Dieses Tuch trug er in allen Schlachten im Busen herum; er hat es mit in den Sarg genommen; er hat kein anderes Weib mehr geliebt.

Ohne alle äußeren Hülfsmittel trat Kosciuszko die Reise nach Amerika an; er besaß kaum so viel Geld, den Postwagen zu bezahlen; zwei Röcke und sein Degen waren sein ganzes Vermögen. Ueber Krakau und Dresden reiste er zunächst nach Frankreich. — Frankreich hatte die Unabhängigkeit den vereinigten Staaten bereits anerkannt und ein Freundschafts- und Handelsbündniß mit denselben abgeschlossen (1778). Waffen und Kriegsvorräthe wurden gesammelt, die Ausrüstung einer Flotte betrieben, um sie im Kampfe mit England zu unterstützen. Freiwillige aus allen Nationen strömten in den Kriegshäfen von Brest und Toulon zusammen, um mit den französischen Hülfstruppen nach Amerika überzuschiffen. Unter ihnen befand sich auch Kosciuszko. Er war von polnischen Edelleuten und einigen angesehenen Stabsoffizieren gut empfohlen und empfahl sich selbst durch seine Kenntnisse und durch seinen glühenden Eifer für die Sache der Freiheit am Besten. Der französische Admiral Graf d'Estaing, welcher die Ausrüstung der Flotte zu Toulon betrieb und dieselbe später selbst befehligte, nahm ihn sogleich in die Zahl seiner Offiziere auf. Am 5. Juli 1778 landete das Geschwader, auf welchem sich Kosciuszko befand, in der Mündung des Delaware.

Die Engländer verließen bei der Ankunft der Franzosen Philadelphia und zogen ihre Hauptmacht in die Stadt und in dem Hafen von Neu-York zusammen. Washington folgte ihnen auf dem Fuße nach. General Wayne und der Marquis Lafayette befehligten den Vortrab des amerikanischen Heeres und hatten den Auftrag, die Engländer bei jeder Gelegenheit anzugreifen. Unter dieser Truppenabtheilung führte Kosciuszko als Hauptmann eine Kompagnie Freiwillige. Er machte sich sogleich durch Muth und Führertalent bemerklich. In dem heftigsten Kampfe bemerkten Wayne und Lafayette seine Kompagnie, welche am weitesten vorgerückt war, und die regelmäßigsten Angriffe in der besten Ordnung ausführte. Lafayette erkundigte sich am Abend des Tages (30. September) nach dem Führer dieser Kompagnie, und erfuhr seinen Namen und seine Herkunft mit dem Bemerken, daß er arm sei. Auf der Stelle ließ er sein Pferd satteln und ritt auf das, eine halbe Stunde entlegene Dorf, wo die Freiwilligen die Nacht standen. Der General fand, als er in das Zelt trat, den Hauptmann über und über mit Blut und Staub bedeckt, an einem Tische sitzen, den Kopf auf den Arm gestützt, eine Karte vor sich entfaltet, Dinte und Feder zur Seite. Der Franzose reichte dem Polen die Hand, und der Bund gegenseitiger Achtung und Freundschaft war geschlossen. Washington selbst wurde durch Lafayette auf den jungen Polen aufmerksam gemacht, und sein Auge war von nun an mit Vorliebe auf die Freiwilligen und ihren Hauptmann gerichtet; seinem scharfen Blicke entgingen die großen Vorzüge des polnischen Offiziers nicht, seine Gewandheit in allen Unternehmungen, seine persönliche Tapferkeit in der Schlacht, seine Besonnenheit im Angriff, seine Geistesgegenwart auf dem Rückzug, seine Standhaftigkeit im Erdulden des Ungemachs, und seine Genauigkeit in der Ausführung erhaltener Befehle.

Kosciuszko zeichnete sich besonders bei der Besetzung von Rhode-Island und bei der Belagerung

von New-York aus. Im Juli 1780 war unter des Grafen von Rochambeau Befehlen eine zweite Flotte mit Geld und Hülfstruppen aus Frankreich in Amerika angelangt. Washington übergab dem Grafen den Oberbefehl über eine bedeutende Truppen-Abtheilung; dieser nahm seine Stellung in den Ebenen von York und schloß den Feind in der Festung so enge ein, daß er ihn aller Verbindung beraubte. Kosciuszko befehligte eine Jägerabtheilung des Vortrabs. Washington selbst war mit seinen Amerikanern wegen der Zerstörung der Verbindungsbrücken im Moraste stehen geblieben. Während man mit der Wiederherstellung der Brücken beschäftigt war, umritt er mehreremal seine ganze Truppenmacht und rief den Kriegern zu: „Kinder, kämpft wacker für eure gemeinschaftliche Mutter, — die Freiheit; — verlaßt das Vaterland nicht!“ Nach Mitternacht noch kam er in das Gehölz, wo Kosciuszko mit seinen Jägern im Versteck lag, und dieser erwiederte auf seine Anrede: „Morgen Abend ist von diesen, mir anvertrauten Leuten eine Schanze erstürmt, oder mein Name ist aus der Liste der Lebenden gestrichen.“ Der Angriff auf die Engländer begann Morgens neun Uhr (28. September 1780). Kosciuszko wurde jedoch durch die Ausführung erhaltener Befehle bis zum Abend des Tages abgehalten, sein gegebenes Wort zu lösen; er war in die Gegend von Glocester abgeschickt worden, die Legion von Lauzun gegen den General Tarleton zu decken. Aber in der Nacht noch griff er mit seinen ermüdeten Jägern eine Batterie an, welche vor dem linken Flügel der Belagerten lag. Er wurde zurückgeschlagen. Aber mit dem Degen in der Faust durcheilte er die Reihen seiner Krieger, erquickte die Kranken aus seiner eigenen Feldflasche und ermunterte die Ermatteten. Dann führte er sie auf's Neue gegen die Batterie und wird schwer in den rechten Arm verwundet; er faßt den Degen mit der Linken und weicht nicht, bis die feindlichen Kanonen und zwei Standarten in seiner Gewalt sind, und die Feinde sich entweder zer-

strent oder ergeben haben. — Die Engländer unterhandelten und unterzeichneten am 29. September eine Kapitulation. Ihre ganze Armee unter Lord Cornwallis mußte sich ergeben; 8000 Mann streckten das Gewehr, und 214 Kanonen nebst vieler Munition wurden eine Beute der Amerikaner. Washington stattete allen Offizieren der verbündeten Armee seinen Dank mündlich ab; Kosciuszko's verwundete Hand ergriff er und ernannte ihn außer der Reihe zum Oberstlieutenant und zu seinem Adjutanten. Die edelste Freundschaft, die innigste Liebe, wie zwischen Vater und Sohn, fesselte von da an die beiden Helden aneinander. In einem Briefe nennt Kosciuszko diese Freundschaft neben seinem Vaterlande Polen sein höchstes Gut auf Erden.

Weitere wichtigere Dienste leistete Kosciuszko bald darauf seinem zweiten Vaterlande bei der Eroberung von Ninety-Six in Süd-Karolina. Aber die edle hohe Menschlichkeit des polnischen Helden zeigte sich bei der Belagerung dieser Stadt neben seiner kriegerischen Tapferkeit in dem glänzendsten Lichte. Die Erbitterung der Kämpfenden war auf's höchste gestiegen. Die Gesetze des Völker- und des Kriegsrechtes schwiegen; Verträge und Kapitulationen wurden von keiner Seite mehr gehalten; blinde Wuth und Rachedurst suchten in Plünderungen und Straßenraub, in Mordthaten und Brandstiftungen Befriedigung. Kosciuszko duldete keine Grausamkeit von seinen Leuten; er gebot ihnen gegen den Befehl des Generals bei Todesstrafe, der Wehrlosen und um Pardon Bittenden zu schonen. Washington sendete ihm als Zeichen seiner Anerkennung einen Ring aus einem einfachen Karneol zu. Diese große Milde neben der gewaltigen Stärke sicherten ihm auf seine Umgebung einen unwiderstehlichen Einfluß; er war geliebt und gefürchtet. Als bei derselben Belagerung von Ninety-Six eine Abtheilung Landmiliz lange über die Zeit zurückgehalten war, welche sie bei der Armee zu dienen hatte, weil die Ablösung nicht zur bestimmten Zeit eintraf; entstand all-

gemeine Unzufriedenheit. Kosciuszko sprach zu ihnen: „Meine Freunde, das Versprechen der Entlassung ist euch gegeben, und das ist mir heilig. Wollt ihr nicht freiwillig bleiben, so ziehet heim in Frieden; ihr seid eures Dienstes entlassen. Ich für meine Person darf den mir anvertrauten Posten nicht verlassen, und werde daher mit den wenigen regulirten Truppen allein zurückbleiben." Sie riefen ihm einstimmig zu: „Wir bleiben auch; wir verlassen unsern Hauptmann nicht!" Und später kostete es ihm Mühe, Einzelne, die krank und schwach waren, zu bewegen, die Armee zu verlassen.

Kosciuszko war einer der thätigsten Untergebenen des amerikanischen Obergenerals. Er war Tag und Nacht für ihn thätig; ertheilte in seinem Namen die Tagesbefehle; rekognoscirte für ihn die feindlichen Vorposten; musterte, wenn der alte Washington müde war, die Mannschaft, und führte während des Waffenstillstandes die Korrespondenz mit dem Nationalkonvent und mit den Gesandten auswärtiger Höfe mit großer Gewandheit. Die Liebe und Achtung des ganzen Landes, für welches er kämpfte, war sein verdienter Lohn; die besten Männer desselben waren seine Freunde, außer Washington, der edle Benjamin Franklin; Thomas Jefferson, der nachmalige Präsident der nordamerikanischen Freistaaten; die Generale Gates und Green u. A.

Nach achtjährigem blutigen Kampfe hatte Nordamerika seine Unabhängigkeit errungen, und die Fahne der Freiheit wehete von den Zinnen seiner Thürme (1783). Kosciuszko's Sendung in der neuen Welt war erfüllt, und sein Herz sehnte sich nach dem alten Vaterlande. Ach, es bedurfte seines Armes; es bedurfte eines Mannes. Was mochte seine Seele fühlen, aus Amerika nach Polen heimzukehren: aus dem Lande, wo der Jubelruf der Freiheit durch die Lüfte zitterte; wo ein jugendlicher Volksstamm in Einigkeit und Kraft zu Selbstständigkeit und Größe emporstrebte, — in das Land der

Schwäche, der Zerrissenheit, der Knechtschaft, wo ein altes Volk in selbstverschuldetem Jammer unterging; wo die russische Knute herrschte und das russische Gold; wo die Verzweiflung der Besseren mit der Niederträchtigkeit der Schlechten in hoffnungslosem Todeskampfe rang. Aber die Vaterlandsliebe des Polen ist mächtig, und Kosciuszko folgte ihrem Zuge. Der Dank des freien Volkes geleitete ihn in die alte Welt zurück. Der Nationalkongreß der vereinigten nordamerikanischen Freistaaten hatte ihn (13. Okt. 1783) „zur Belohnung der langen, treuen und ehrenvollen Dienste" zum Rang eines Brigadegenerals erhoben; er hatte ihm das amerikanische Bürgerrecht verliehen und ihn außer einer ansehnlichen Pension mit einem Landgute beschenkt, dessen Einkünfte er verzehren konnte, wo er wollte. Auch der Cincinnatusorden, das einzige militärische Ehrenzeichen, welches das freie Amerika kannte, schmückte seine Brust. Ein französisches Kauffahrteischiff brachte ihn nach Havre-de-Grace (1784); von da begab er sich zu Land nach Polen.

König Stanislaus empfing ihn mit Freude, das Volk mit Begeisterung; das Heer nahm ihn mit Stolz wieder in seine Reihen auf: denn der Ruhm seiner Thaten war ihm vorangeeilt. Kosciuszko lebte in stiller Zurückgezogenheit, die Lage seines unglücklichen Vaterlandes fest im Auge haltend und den Augenblick der That erwartend, der nicht mehr fern sein konnte.

Rußland hatte seit der ersten Theilung im Jahr 1772 seinen Einfluß in allen Angelegenheiten des Landes immer mehr befestigt. Das ohnedies geringe Ansehen des Königs war ganz vernichtet und der Reichstag zu einem bloßen blinden Werkzeuge herabgewürdigt seitdem man die Hauptleitung aller wichtigen Geschäfte einem sogenannten permanenten Konseil übertragen hatte. Dieses Konseil hing nicht von dem Willen des Königs ab, bestand aus lauter russischen Kreaturen und erhielt seine Verhaltungsregeln von dem russischen Minister. Dazu wurde Polen noch fortwährend von den Preußen geplagt. Friedrich II. und sein Minister Herzberg

suchten die Abtretung von Thorn und Danzig zu erzwingen; sie ängstigten die Städte und ihre ganze Nachbarschaft.

Das Jahr 1788 schien den von allen Seiten Gedrängten einige Strahlen der Hoffnung zu bringen. Der jämmerliche König suchte gegen die Bedrückungen der Preußen Hülfe bei Rußland; die russische Partei benützte dies, um ein Bündniß Polens mit Rußland gegen die Türken zu Stande zu bringen. Hierzu bedurfte man indeß des Reichstags, und, um seine Beschlüsse zu beherrschen, einer Generalkonföderation. Durch eine solche allein konnte das liberum veto unwirksam gemacht werden: denn in ihr galt die einfache Stimmenmehrheit. Ueber die Mittel und Wege aber, eine Konföderation zu dem angegebenen Zwecke zu Stande zu bringen, zerfiel die Russenpartei. Der einflußreiche Felix Potocki verlangte nämlich eine Konföderation, die sich nach Kreisen und Woiwodschaften bilden sollte, ehe der Reichstag zusammentrat. Der russische Gesandte und der König dagegen forderten, die Konföderation solle sich erst während des Reichstags gestalten und von dem permanenten Konseil ausgehen. Diese Ansicht trug natürlich den Sieg davon, und es wurde auf den 30. September 1788 der Reichstag berufen. Um dieselbe Zeit jedoch war in der Politik Preußens eine Veränderung vor sich gegangen. Preußen hatte sich mit England gegen die Absichten Joseph's und Katharina's auf die Türkei verbunden. Es erklärte, daß es eine Verbindung Polens mit Rußland gegen die Türkei nie zugeben werde, und ließ eine preußische Armee an die polnische Gränze rücken. Von diesem Augenblick an glaubte die patriotische Partei in Polen, an Preußen einen natürlichen Verbündeten gegen Rußland zu haben und mit seiner Hülfe den russischen Einfluß brechen zu können. Es begann nun ein thätiges Parteigetriebe, auf die Wahlen der Landboten zu dem Reichstage einzuwirken. Die Russen sahen sich hierdurch in ihren Berechnungen betrogen, den Landboten die Instruktionen in ihren In=

treffen zu ertheilen und die Konföderation zu ihrem Werkzeuge zu gestalten. Die Landboten erhielten von ihren Wählern den Auftrag, neben einer Konföderation einer Verstärkung der Armee und einer durchgreifenden Verbesserung des Finanzwesens zugleich eine Verbesserung der Konstitution und Befreiung von der russischen Garantie für die alte Verfassung durchzusetzen. Der Reichstag wurde am 6. Oktober eröffnet. Malachowski war Marschall für Polen, Sapieha für Lithauen; die Konföderation ward am 17. erklärt und als ihr einziger Zweck Entscheidung auf dem Reichstage nach Stimmenmehrheit. Preußen ließ dem Reichstage eine freundschaftliche Note überreichen. Es wies in derselben die Beschuldigung von sich, als strebe es nach dem Besitz polnischer Städte; erklärte sich mit einer Vermehrung des polnischen Heeres einverstanden, warnte dagegen entschieden, diese Armee zu einem Kriege gegen die Türken zu gebrauchen, und bot sein Bündniß an, wenn man Polen dazu drängen wolle. Der polnische Reichstag beschloß nun sogleich eine Vermehrung des Heeres auf 100,000 Mann, und errichtete zur Organisirung dieses Heeres einen Kriegsrath, welcher vom Könige und vom permanenten Konseil unabhängig sein sollte. Zugleich wurde erklärt, daß man statt dieses Konseils eines permanenten Reichstags bedürfe. Dagegen protestirte der russische Gesandte Stackelberg förmlich, als gegen einen Umsturz der bisherigen Verfassung, und drohete mit dem Verluste der russischen Freundschaft. König Stanislaus empfahl dem Reichstage, dem Verlangen Rußlands zu entsprechen. Die vaterländisch gesinnten Polen dagegen setzten ihre Hoffnungen entschieden auf Preußen, und dieses sendete, um sie in dieser Täuschung so lange als möglich zu erhalten, einen verschmitzten, ränkekundigen Italiener als Gesandten nach Warschau, den ehemaligen Abt Lucchesini.

Der Reichstag hätte mit dem Jahre 1788 endigen sollen: man verlängerte ihn jedoch, den Protestationen der Russen zum Trotz, auf unbestimmte Zeit hinaus,

und 1789 schaffte man auch das permanente Konseil ab. Rußland war durch diese Vorgänge schwer beleidigt, und man hätte in der beabsichtigten Reorganisation der inneren Verhältnisse rasch voran schreiten sollen, um sich gegen einen Angriff von seiner Seite zu kräftigen, der sicherlich erfolgte, sobald es mit den Türken Frieden geschlossen. Acht volle Monate lang indeß geschah in dieser Beziehung gar nichts. Erst im September 1789 ward ein Ausschuß ernannt, welcher alle Verwaltungszweige des Reichs untersuchen und den Entwurf einer neuen Konstitution ausarbeiten sollte. Preußen und England boten wiederholt ein Bündniß an, und ein königlich-preußisches Schreiben (vom 19. November 1789) erklärte: „Sollte es indessen auch zu der Allianz nicht kommen, so kann die Republik doch darauf rechnen, daß ich sie nicht verlassen werde; sie kann sich auf meinen Charakter, auf meine Denkungsart und endlich auch darauf verlassen, daß ich weiß, worin mein eigentliches und wesentliches Interesse besteht.“ Rußland erklärte, daß es gegen ein Bündniß der Polen mit Preußen durchaus nichts einzuwenden hätte. Es kannte die eigentliche Absicht Preußens bei diesem Bündnisse vollkommen: Friedrich Wilhelm II. knüpfte seine Neigung zu Polen an die Abtretung von Danzig und Thorn. Als Preußen jedoch im Frühjahre 1790 im Begriff stand, mit Oesterreich einen Krieg zu beginnen, gab es den Polen zu verstehen, daß es auf die Abtretung jener beiden Städte verzichte, und nun ward der Bund wirklich abgeschlossen (15. März 1790). Preußen versprach den Polen Hülfe, wenn sie von irgend einer Macht wegen ihrer inneren Verhältnisse angegriffen würden. — Die Russen boten Alles auf, die Entscheidung in Betreff der neuen Verfassung bis zur Beendigung des Türkenkriegs zu verzögern. Sie benutzten zuerst zu diesem Zwecke das Gesetz vom Jahre 1768, welches zu einer jeden Aenderung der Grundgesetze Einstimmigkeit des ganzen Reichstags verlangt. Als dies Gesetz aufgehoben war, suchten sie die Berathungen über die einzelnen

Artikel in's Unendliche zu verlängern. So verflossen wirklich beinahe zwei Jahre, in welchen sich die Verhältnisse der umgebenden Mächte zu einander bedeutend verändert hatten, bis der Ausschuß das Ganze seines Entwurfes dem Reichstage zur Annahme vorlegte (am 2. Mai 1791). König Stanislaus hielt es gerade für genehm, sich in das Gewand des patriotischen Enthusiasmus zu kleiden, weil er stark in der Mode war. Er hatte seine Rolle gut einstudirt und spielte sie vortrefflich, so lange es mit leeren Redensarten gethan war. Der König hielt in der Reichstagssitzung am 3. Mai eine Rede, durch welche er die Annahme des Entwurfes durch Akklamation zu bewirken suchte, und als die von den Russen erkauften Mitglieder die Abstimmung durch Debatten zu verhindern strebten, schnitt er diese dadurch ab, daß er dem Bischofe von Krakau gebot, den Eid auf die neue Verfassung vorzulesen. Diesen Eid legte er zuerst ab, erhob sich dann von seinem Throne, und schritt der Versammlung, welche ihm in Prozession folgte, durch die bedeckten Gänge des Schlosses in die Hauptkirche voran. Dort wurde der Eid am Altare noch einmal abgelegt und durch ein Hochamt gefeiert. Tausende waren aus der Nähe und Ferne herbeigeströmt und jubelten zum Himmel über die vermeintliche Wiedergeburt ihres Vaterlandes, über die Vernichtung der Anarchie und die Befreiung von der russischen Herrschaft.

Die neue Verfassung konnte, wenn sie in's Leben trat, diese Hoffnungen allerdings zur Wahrheit machen. Polen ward durch sie für ein Erbreich des sächsischen Hauses erklärt, welches nach Stanislaus' Tode davon Besitz nehmen sollte. Der König und seine Minister erhielten mehr Macht, und mehr Einfluß auf die Geschäfte, als sie bisher gehabt. Das liberum veto, die hemmende Wirkung einer einzigen Stimme auf dem Reichstage war abgeschafft; die einzelnen Konföderationen und die Versammlungen der Konföderirten wurden verboten. Zuletzt war festgesetzt, daß alle fünfundzwanzig Jahre eine Revision der Verfassung vorgenommen werden sollte.

Preußen war damals schon im Geheimen mit England und Oesterreich zusammengetreten, alles Neue gewaltsam zu hindern, was sich in Europa zu gestalten strebte. Die Neugestaltung in Polen jedoch billigte es unverholen. Der preußische Minister in Warschau, Graf Golz, erklärte dem polnischen Reichstag in einer Note vom 17. Mai 1791, daß sein König der Nation Glück wünschen lasse wegen der Verbesserung der Reichsverfassung. In einem Schreiben an den König Stanislaus erklärte sich der König von Preußen auf dieselbe Weise (28. Mai) und in einer ministeriellen Note des preußischen Kabinets vom 21. Juni werden alle Schritte des Reichstags offiziell gebilligt. Und doch war diese ganze Diplomatie Preußens Lug und Trug; ein schändliches Spiel, die Polen um so sicherer in's Verderben zu locken.

Wäre Polen indeß einig gewesen; wäre der Verrath nicht aus seinem Inneren gekommen: es hätte den Waffen der vereinigten Mächte Trotz geboten. Aber, wie schon öfters bemerkt, sein eigner König, und viele einflußreiche Magnaten waren den Russen verkauft. Der Kronfeldherr Branicki war durch den Vaterlandsverrath unermeßlich reich geworden; er hatte Potemkin's Bruderstochter geheirathet und sich zu diesem russischen Oheime nach Jassy begeben: Rzewuski war nach Wien gegangen. Diese beiden waren von Außen her thätig, ihr Vaterland zu verderben. Sie waren indeß weniger gefährlich, als die Verräther im Inneren, zu denen der König selbst gehörte. Sie hatten alle die Maske des Patriotismus vorgenommen, waren jedoch bereit, sie auf russischen Befehl jeden Augenblick wieder abzuwerfen. Ihren Reihen führte, da der König für gar nichts zu rechnen war, Felix Potocki, der Kanzler Malachowski, der Bruder des edlen Reichstagsmarschalls, und der Priester Kossakowski, der Präsident der Deputation, welche den Entwurf der neuen Verfassung gemacht hatte, die er zuerst unterschrieb. Diese hatten bisher im russischen Interesse Alles angewendet, die Ent-

führung der neuen Verfassung zu hemmen und zu hindern. Sie hatten dafür gesorgt, daß mit ihr allerlei Bestimmungen verbunden wurden, welche Zwistigkeiten und Unzufriedenheit erregten; sie suchten besonders durch gewisse Abgaben das Volk zu reizen. Als die Verfassung ihren Bemühungen zum Trotze dennoch zu Stande gekommen war, wiegelten sie in allen Theilen des Landes den armen und raubsüchtigen Adel dagegen auf. Man spiegelte ihm vor, daß seine Freiheit durch dieselbe zu Grunde gerichtet sei. Und der patriotische König ernannte die beiden notorischen Verräther zu seinen Ministern, Branicki zum Kriegsminister, und Malachowski zum Minister der Justiz. Branicki, Potocki und Rzewuski begaben sich nach Petersburg; Kossakowski's Bruder war dort russischer General, und sein Haus wurde der Vereinigungspunkt der Verräther. — In Petersburg wurde eine Konföderation zum Schutze der polnischen Freiheit beschlossen, und Rußland sollte um Hülfe angerufen werden. Höchst wahrscheinlich wurde die ganze Konföderationsakte in Petersburg aufgesetzt. Da eine polnische Konföderation indeß nur auf polnischem Boden geschlossen werden konnte, so mußten die Urheber derselben zur Bekanntmachung dieser Akte nach Polen zurückkehren. Eine russische Armee stand bereit, in Polen einzurücken. Preußen, welches entschlossen war, abermals mit Rußland gemeinschaftliche Sache zu machen, fuhr immer noch fort, sich als Freund und Vertheidiger der neuen polnischen Verfassung zu betragen. Es schickte, die Polen über seine wahren Absichten desto sicherer zu täuschen, den Italiener Lucchesini zum zweiten Male nach Warschau, welcher den polnischen Reichstag über einen ganzen Monat lang mit hinterlistigen, ausweichenden Antworten hinhielt. — Unterdessen ließen die Verschwörer von Petersburg ihre Konföderation am 14. Mai 1792 zu Targowitsch (einem Städtchen in der kleinpolnischen Woiwodschaft Barclav) verkündigen. Die Häupter waren in Targowitsch nicht gegenwärtig, obgleich das Manifest ihre Namen trägt. Zwölf Männer hatten es über-

haupt unterschrieben; und diese nannten sich die „polnische Nation“ und riefen die Hülfe Rußlands an. Potocki erklärte sich zum Generalmarschall; Branecki und Rzewuski nannten sich Räthe der Konföderation. Schon am 18. Mai übergab der russische Minister dem Könige und dem Reichstage die Erklärung, daß seine Kaiserin die Forderungen der targowitscher Konföderation unterstützen werde. Aber zwei Tage vor dieser Erklärung schon war der Vortrab des russischen Heeres bei Mohilew am Dniepr angelangt. Der König wandte sich an Preußen, erhielt von Lucchesini aber zur Antwort: „Da sein König keinen Antheil an der Entstehung der Konstitution von 1791 gehabt habe; so halte er sich nicht für verbunden, denen, welche jetzt diese Konstitution mit den Waffen vertheidigen wollten, Beistand zu leisten.“ In einem Privatschreiben an Stanislaus, tadelt der König von Preußen die Konstitution, welche er früher in ministeriellen Noten und in Privatbriefen gelobt hatte und versichert; er sei bereit, sich mit der Kaiserin von Rußland und mit dem Wiener Hofe zu vereinigen, um sich mit beiden über die geeigneten Maßregeln zu berathschlagen, die Ruhe in Polen wiederherzustellen.

Die Nation erhob sich mit Entrüstung und mit Muth gegen dieses unwürdige Betragen von allen Seiten. Statt des gewöhnlichen Aufgebotes sollte eine allgemeine Bewaffnung stattfinden, der, durch die russischen Einfälle verursachte Schaden sollte gemeinschaftlich getragen werden. Alles rüstete und warb Leute. Die Armen verkauften ihr Hausgeräth, um Waffen anzuschaffen; die Frauen gaben ihr Gold und Silber, ihre Juwelen und Kostbarkeiten her. Aber dieser Feuereifer des Volkes half nichts, weil es von seinen Führern verrathen wurde, und schmählicher noch, als von seinen früheren Verbündeten. Der König gelobte zwar, sich zur Vertheidigung der Konstitution selbst an die Spitze der Armee zu stellen, aber er dachte nicht daran, dieses Versprechen zu erfüllen. Den Oberbefehl erhielt sein Neffe Joseph Poniatowski, ein junger, unerfahrener Mann: er hoffte diesen bei seiner beab-

sichtigten Aussöhnung mit den Russen am besten brauchen zu können, jede kühnere Maßregel der Vaterlandsfreunde zu lähmen. Unter ihm befehligten Michael Wielhorski und Kosciuszko.

Die Russen waren an sich schon den Polen an Zahl weit überlegen; ihr Heer wurde indeß noch durch polnische Ueberläufer verstärkt, den Klienten der Konföderirten; ganz Lithauen war mit der russischen Konföderation vereinigt. Die Tapferkeit, welche die Polen, besonders unter Kosciuszko's Anführung bewiesen, war ganz fruchtlos. König Stanislaus wurde von seinen treulosen Ministern bearbeitet; diese spiegelten dem Könige vor, daß er von der Kaiserin, wenn er ihre Eitelkeit durch keinen zu heftigen Widerstand reize, leicht Bedingungen erlangen werde, welche der Nation nicht lästig, und ihm und seiner Familie insbesondere günstig sein würden. Der König ertheilte der polnischen Armee daher den Befehl, nicht angriffsweise zu verfahren, sondern die Russen allein vom Uebergange über den Bug abzuhalten.

Kosciuszko hatte sich der Erhebung seines Volkes mit der ganzen Kraft seiner freiheitsmuthigen Seele angeschlossen. Am Bug stand er auf dem äußersten rechten Flügel der polnischen Armee mit einer kleinen Abtheilung von 4000 Mann und acht Kanonen. Er soll zur nothdürftigen Befestigung dieses Postens nur 24 Stunden Zeit gehabt haben. Hier wurde er von einer überlegenen russischen Heeresabtheilung, welche aus 18,000 Mann auserlesener Truppen und 40 Kanonen bestand, unter dem General Kochowski angegriffen (17. Juli 1792.) Dreimal warf er die stürmende russische Infanterie mit großem Verluste zurück und behauptete seine Stellung. 4000 Russen deckten das Schlachtfeld, von den Polen nur 900 Gefallene. Kosciuszko hat sich durch den Tag von Dubienka großen Ruhm erworben, und seine Zeitgenossen nannten ihn den polnischen Leonidas. Aber was halfen die Großthaten Einzelner! Das Ganze war in einer trostlosen Verfassung. Unmittelbar nach seinem

Siege mußte Kosciuszko den Rückzug antreten; denn er blieb ohne Unterstützung, und durch Gallizien zogen russische Heere und bedrohten seinen Rücken.

Der König stand unterdeß mit den Garden und 5000 Mann anderen Truppen ruhig in Warschau und unterhandelte in's Geheim mit den Russen. Schon vor der Schlacht von Dubienka war das Schicksal Polens entschieden. Am 22. Juli berief Stanislaus die Großwürdenträger, die hohen Staatsbeamten und Minister seines Reiches zu sich und erklärte ihnen, daß er den festen Entschluß gefaßt habe, die targowitscher Konföderation zu unterzeichnen und daß er diesem Vorsatze treu bleiben werde. Er entschuldigte diesen Schritt durch das Vorgeben, es werde Polen dadurch vor einer zweiten Theilung bewahrt; und las das Schreiben der russischen Kaiserin vor, worin sie ihm befahl, zur Konföderation überzutreten. Am Schlusse dieses Schreibens heißt es: „Nur durch die Unterschrift der unter ihrem Schutze abgefaßten Konföderation könne er es ihr möglich machen, sich ferner seine Schwester und freundschaftliche Nachbarin zu nennen." Laut erklärten die Reichstagsmarschälle Malachowski und Sapieha; der Großmarschall des Hofes von Lithauen, Ignaz Potocki; der Hofmarschall von Lithauen, Soltan; der Schatzmeister der Krone, Ostrowski, und der Vicekanzler der Krone, Kollontay; laut erklärten sie: „der König sei aus einem Schützer des Vaterlandes der Verräther desselben geworden." Der König machte sich nichts daraus und unterschrieb schon am 23. Juli die targowitscher Konföderation. Das ganze Land knirschte; aber die targowitscher Verräther hatten durch den Meineid des Königs den Schein des Rechtes erhalten, den sie wohl auszubeuten verstanden. Die targowitscher Konföderation ward in eine Generalkonföderation verwandelt und Felix Potocki Generalmarschall. Die Militärgewalt der Russen war nun gleichfalls eine rechtmäßige, und ihre Truppen besetzten das ganze Land, mißhandelten die Polen, welche ihrem geleisteten Eide treu geblieben waren, belegten

deren Güter mit Beschlag oder zogen sie gleich ganz ein. Die neue Ordnung wurde zerstört und die alte Anarchie zurückgeführt, alles im Namen der Freiheit. Welcher Hohn, welcher fürchterliche Hohn; die republikanische Freiheit unter dem Schutze der russischen Knute; dieselbe Freiheit, gegen welche man in Frankreich zu Felde lag!!

Viele wackere Polen konnten den Anblick ihres geschändeten Vaterlandes nicht mehr ertragen. Sie wanderten aus; unter ihnen befand sich auch Kosciuszko. Er schlug glänzende Anerbietungen, in russische Dienste zu treten, aus und überschritt die Gränze mit den Worten: „O, Gott, laß mich nur noch einmal den Säbel für mein Vaterland ziehen!“ Er begab sich zuerst nach Dresden und von da nach Leipzig. Hier traf ihn das Diplom eines französischen Ehrenbürgers, mit welchem die Nationalversammlung von Frankreich durch ein besonderes Dekret vom 26. August 1792 mehrere ausgezeichnete Ausländer beschenkte. In Leipzig lebte Kosciuszko ein Jahr lang in stiller Zurückgezogenheit, während dessen das Schicksal seines Vaterlandes immer düsterer und gefahrdrohender wurden.

Die Vernichtung der neuen polnischen Verfassung von Seiten der Russen war nur das Mittel zum Zweck gewesen, und der Zweck war eine abermalige Theilung Polens. Die targowitscher Konföderirten mußten den Russen helfen, die Patrioten zu bekämpfen, und dann erfuhren sie zu ihrem Schrecken, was die russische Freundschaft werth war. „Unter dem Schutze der weisen Kaiserin,“ so sprach man zum Volke, „sollte sich ein felsenfestes Gebäude der alten Freiheit der Väter erheben,“ und der Verräther Felix Potocki ward als Urheber desselben gepriesen und sogar „der Große“ genannt. Unterdessen wurden zu Verdün in Lothringen zwischen den drei Mächten die Grundzüge einer neuen Beraubung festgestellt, und nachher in Berlin, Wien und Petersburg weiter ausgearbeitet. Ehe Preußen mit Oesterreich den Feldzug gegen Frankreich (1792) eröffnete; war es

mit Rußland dahin übereingekommen, die Entscheidung über das Schicksal Polens bis nach dem Frieden zu verschieben. Während des Feldzugs hatte man einen allgemeinen Kongreß nach Luxemburg ausgeschrieben, um die Stücke, welche von Frankreich, Deutschland und Polen abgerissen werden sollten, zweckmäßig zu vertheilen. Da man nicht siegte, sondern zurückgetrieben wurde und Verluste erlitt, Oesterreich Belgien einbüßte, Preußen das linke Rheinufer kaum als gerettet betrachten durfte; so beschloß man, sich um so sicherer an Polen zu erholen. Die Zustimmung Oesterreichs und der anderen Mächte war nach der damaligen Lage der Verhältnisse leicht zu erlangen; England wurde dadurch gewonnen, daß ihm Rußland Feindseligkeiten gegen Frankreich und Vortheile für seinen Handel versprach. Der russische und österreichische Minister begaben sich zu dem König von Preußen nach Verdün, den Gegenstand zu besprechen. Preußen versprach, wenn sich England, Holland und Oesterreich seiner Verbindung mit Rußland zur Theilung Polens nicht widersetzten, an dem Kriege gegen Frankreich auch ferner Theil nehmen zu wollen. Das waren die Verhandlungen, welche in Verdün zu einem Endziele gelangten. Die Rolle, welche Preußen der Reihe nach allen seinen Verbündeten gegenüber spielte, ist die schmachvollste, welche die Geschichte kennt. Es verrieth sie alle nach einander. Es verließ nach der ersten Theilung Polens Rußland, welches verhindert hatte, daß es durch sie schon Thorn und Danzig erhielt, und schloß sich an Polen an. Es half diesem, ein konstitutionelles Königthum errichten und versprach, es schützen zu helfen, und hoffte zum Lohne dafür, jene beiden Städte davon zu tragen. Als diese Hoffnung fehl schlug, suchte es wieder eine Verbindung mit Rußland, und ließ Polen im Stich. In Verdün versprach es, den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen, wenn man zur zweiten Theilung Polens stille schwiege, und als diese Theilung geschehen war, schloß es mit der französischen Republik einen Separatfrieden (zu Basel,) seinen Raub in Polen zu

Sicherheit zu bringen. Gegen Ende des Jahres 1792 erst merkten die Polen, was ihnen drohete. Branicki und Felix Potocki eilten nach Petersburg, um sich von dem Grunde oder Ungrunde des Gerüchtes zu überzeugen. Kalt erwiederten ihnen die russischen Gewalthaber, daß nur Feinde ihrer Kaiserin im Stande wären, solche Gerüchte zu verbreiten. Und am 4. Januar 1793 schon schlossen Preußen und Rußland den Allianztraktat, welcher das Schicksal Polens entschied. Sogleich rückte General Möllendorf mit einer preußischen Armee in Großpolen ein, und die Russen zogen ihre Truppen aus allen Distrikten zurück, welche die Preußen besetzten. Am 16. Januar 1793 erließ Möllendorf eine sogenannte Deklaration. In dieser wird den armen Polen, welche für eine erbliche Monarchie kämpften und denen man einen anarchischen republikanischen Zustand wieder aufzwang, der Vorwurf gemacht, sie huldigten dem Geiste der französischen Demokratie und den erschrecklichen Grundsätzen der fürchterlichen pariser Sekten; es gäbe in ihrem Lande bereits förmliche Jakobinerklubbs, und diese verderbliche Seuche habe sich namentlich in Großpolen ausgebreitet, wo Möllendorf mit seiner Armee einrücke. Preußen vor Ansteckung zu sichern, und in den besetzten Provinzen den Jakobinismus auszurotten, sei der einzige Grund ihrer Besetzung. Mit der monarchischen Republik habe der König von Preußen allerdings ein Vertheidigungsbündniß geschlossen: die Polen hätten diese Republik aber in eine erbliche Monarchie verwandelt, und dies hebe seine Verbindlichkeiten auf (!). — Am 24. Februar wurde die Stadt Danzig besetzt, nach welcher Preußen schon so lange Verlangen trug. Auch in Danzig sollten jakobinische Grundsätze zu Hause sein. Die Stadt ward durch die preußische Besetzung so gequält, daß sie schon am 2. April 1793 erklärte, sie wolle sich in die Zeit schicken und sich Preußen unterwerfen.

Die Generalversammlung der Polen, welche während der Generalkonföderation an die Stelle des Reichstags

getreten war und in Grodno ihren Sitz hatte, sollte nun zur Einwilligung in ihrer Beraubung gezwungen werden. Zu diesem Zwecke erschienen von Petersburg die russischen Generale Igelström und Sievers in Grodno. Die targowitscher Verschwornen hatten die Generalversammlung verlassen und waren auf ihre Güter gegangen; Felix Potocki hatte eine Gesandtschaft nach Petersburg übernommen. König Stanislaus, von beiden Seiten verachtet, wollte abdanken. Katharina II. litt es aber nicht, bis ihre Plane durchgesetzt waren, wozu er mitwirken sollte. Er mußte sich von Warschau nach Grodno begeben und die Generalversammlung in einen Reichstag verwandeln, d. h. die Bevollmächtigten der ganzen Nation dahin berufen. Alle Mittel wurden angewendet, Bestechungen und Einschüchterungen, um auf die Wahlen einzuwirken und dafür zu sorgen, daß nur Männer erschienen, welche der russischen Partei ergeben waren. Um Grodno waren beträchtliche russische Truppenmassen vereinigt. Nun legten der preußische und der russische Gesandte eine gleichlautende Note vor, in welcher sie die Abtretung der darin bezeichneten Provinzen forderten (19. Juni). Oesterreich verhielt sich ganz ruhig. Es hoffte dadurch, Preußens Hülfe gegen Frankreich zu erkaufen, um sich dort für das zu entschädigen, was Preußen in Polen gewann. Als der Reichstag nicht sogleich alle Forderungen zugestand, wurden 15 Landboten in's Gefängniß geworfen, andere von russischen Soldaten in ihren Häusern bewacht. Die Polen gaben nun gegen Rußland nach und hofften, Preußen widerstehen zu können. Aber die Russen erklärten die preußischen Forderungen auch für die ihrigen und versetzten den polnischen Reichstag am 2. September in förmlichen Belagerungszustand. Im Saale und um denselben waren russische Soldaten aufgestellt; der König, der Thron, der Reichstag waren mit Soldaten umgeben, die Kanonen auf den Saal gerichtet. In einer späteren Sitzung fielen noch ärgere Gewaltthaten vor. Der russische General Rautenfeld saß in der Versammlung

auf einem Lehnsessel und ließ von der Wache Jeden wegführen, der anders redete, als die Russen es haben wollten. Als darauf bei der verlangten Abstimmung kein Mitglied stimmte und Alles, der wiederholten Aufforderung zum Trotze, schwieg, erklärte der russische Gesandte, daß der König selbst den Thron nicht verlassen dürfe und daß er die Senatoren im Reichstagssaale so lange wolle auf Stroh liegen lassen, bis sie sich seinem Willen fügten. So setzte man endlich die Abtretung von zwei Dritttheilen des Reichs durch. Rußland gewann über 4000 Quadratmeilen und über drei Millionen Menschen, Preußen über 1000 Quadratmeilen und über eine Million Menschen. Die Russen hatten in dem besetzten Lande so gehaust, daß viele Bauern in Verzweiflung ihre armseligen Hütten verlassen hatten und sich selbst während des Winters in den Wäldern aufhielten. Heerdenweise wurden diese in die Steppen von Oczakow getrieben und mit ihnen die russischen Regimenter wieder vollzählig gemacht. Der Rest von Polen stand ganz unter russischer Vormundschaft.

Dieser fürchterliche Zustand ihres Vaterlandes lastete schwer auf den Gemüthern aller besseren Polen. Es bildete sich eine Verschwörung durch das ganze Reich, deren Zweck war, das Volk zu wecken und es zum Aufstande vorzubereiten, das Joch der Fremden abzuschütteln. Die Ausgewanderten in Leipzig und Dresden bildeten einen Mittelpunkt für die Verschworenen im Inneren. Kosciuszko wurde zum Feldherrn ausersehen und hielt die Fäden der großen Verbindung in vorsichtiger Hand. Polens Rettung war sein einziger Gedanke. Ein Freund Kosciuszko's, der General Zajonczeck, betrieb die Verschwörung von Warschau aus. Er gewann die ganze ehemalige polnische Armee, und ein reicher Bankier die Bürgerschaft für das gefährliche Unternehmen. Kosciuszko suchte auch auswärtige Mächte für sein unglückliches Land zu gewinnen. Er reiste nach Konstantinopel, die Türken zu einem neuen Kriege gegen Rußland aufzustacheln: aber ver-

gebens. Er begab sich dann nach Paris, war indessen am Ende des Jahres 1793 wieder in Sendomir. Da er sich hier jedoch beobachtet sah, so reiste er nach Italien, um hier den richtigen Zeitpunkt der Erhebung abzuwarten.

Der König von Polen war von Allem unterrichtet, hatte aber nicht den Muth, sich an der Ausführung zu betheiligen. Er gab den Russen sogar Nachricht und ward so abermals zum Verräther an seinem Volke. Zajonczek mußte nach Dresden zurückkehren, und Igelström beschloß, den Verschworenen wenigstens unmöglich zu machen, sich der regulären Truppen zu bedienen. Er verlangte von dem Könige die Entlassung des größten Theils der polnischen Armee; sie sollte fortan nur aus 16,000 Mann bestehen; die Entlassenen sollten unter russische Regimenter vertheilt werden. Der König dekretirte diese Auflösung. Diese Maßregel bewirkte, daß der Aufstand vor der bestimmten Zeit ausbrach.

Oberst Madalinski, welcher in Pultusk stand, widersetzte sich der Auflösung seines Regimentes mit Gewalt und führte es nach Süden. Andere Truppenabtheilungen folgten seinem Beispiele; das Volk griff zu den Waffen. — Igelström, welcher den Oberbefehl über alle russischen Truppen in Polen führte und zugleich bevollmächtigter Minister der Kaiserin in Warschau war, verlangte von dem Könige sogleich die strengsten Maßregeln zur Unterdrückung des Aufstandes. Er schlug die Verhaftung aller verdächtigen Personen ohne Unterschied des Ranges und des Geschlechtes vor. Der König zögerte, und Igelström ließ von allen Seiten russische Truppen gegen Warschau anrücken. Die allgemeine Gährung wuchs mit Macht und wurde immer gefahrdrohender. Da erschien Kosciuszko auf dem Schauplatz. Er war auf die Kunde, daß der Ausbruch des Aufstandes nicht mehr zurückzuhalten sei, eilig aus Italien zurückgekehrt, obgleich er selbst an dem Gelingen zweifelte. In der Nacht vom 23. zum 24. März 1794 zog er, von mehreren Offizieren und einer kleinen Be-

[illegible] begleitet, in Krakau ein; 500 Russen, welche in der Stadt lagen, wurden vertrieben; 400 Polen, welche sich bei ihnen befanden, gingen zu Kosciuszko über. Ungeheurer Jubel empfing den Helden, an dem allein die Zukunft des Vaterlandes hing; der Schein unzähliger Fackeln verwandelte die Nacht in Tag. Kosciuszko verfügte sich sogleich auf das Rathhaus und gab den Befehl, alle Thore zu schließen; alle Waffen mußten eingeliefert werden, die Freiheitskämpfer zu bewaffnen. Der Ruf des Volkes stieg in die Lüfte: „Es lebe Kosciuszko; es lebe der Retter des Vaterlandes; es lebe Polen!“ Am 24. März wurde Kosciuszko zum Generalissimus aller insurgirten Polen erklärt. Die Insurrektionsakte von demselben Tage, welche von den Bürgern und Einwohnern der Woiwodschaft Krakau verfaßt und unterschrieben war, übertrug ihm, weil dem Könige Niemand traute und er auch in der Gewalt der Feinde war, eine unumschränkte Diktatur für die Dauer des Krieges. Als Zweck des Krieges ist in dieser Akte angegeben: Befreiung Polens von fremden Truppen und jeder fremden bewaffneten Macht, Wiederherstellung seiner früheren Ausdehnung. „Unsere Verzweiflung“, heißt es darin, „hat den höchsten Grad erreicht; unsere Vaterlandsliebe kennt keine Gränzen!“ Sie schließt mit der Ermahnung an die selbstgeschaffenen Gewalten, welchen das Volk seine Führung und sein ganzes Geschick anvertraute, „daß sie während des Kampfes der Freiheit mit der Knechtschaft, der Gerechtigkeit mit der Ungerechtigkeit, der Unabhängigkeit mit der Tyrannei die große Wahrheit stets vor Augen haben möge, daß des Volkes Wohl das höchste Gesetz sey.“

Mit gewaltiger Thatkraft schritt Kosciuszko zur Ausübung der ihm übertragenen Macht. Er rief die ganze Jugend des Krakauer Palatinats vom achtzehnten bis zum siebenundzwanzigsten Jahre unter die Waffen. Zum Unterhalte der Freiheitskämpfer wurde eine außerordentliche Abgabe ausgeschrieben. Von Jedermann sollte sie erhoben werden, die Geistlichkeit und die Klöster

nicht aufgenommen; im Verlaufe von drei Wochen mußte sie entrichtet sein. In der Nacht des 24. noch ließ Kosciuszko alle waffenfähige Männer in Krakau unter das Gewehr treten und auf die Fahne von Johann Sobieski dem Vaterlande den Eid der Treue schwören. In der Morgendämmerung wurde er von der gesammten Bürgerschaft auf den Marktplatz geleitet und hielt hier eine ergreifende Rede an das Volk. Von dem Marktplatze ging der Zug auf das Rathhaus zurück, von wo aus er den Befehl ertheilte, sich aller öffentlichen Kassen und königlichen Güter zu bemächtigen. Alles Gold- und Silbergeschirr in den Kirchen und in dem königlichen Schlosse wurde mit Beschlag belegt; alle Besitzungen der Landesverräther und Aller, die mit den Feinden des Vaterlandes einverstanden waren, wurden für Nationaleigenthum erklärt. Ihr Werth wurde auf 100 Million Thaler geschätzt. An demselben Tage (24. März) erließ Kosciuszko einen Aufruf an das ganze polnische Volk, worin er es auffordert, Einer für Alle und Alle für Einen zu stehen. Auch an die Frauen erging sein Ruf, die Wunden der Helden zu pflegen. Wie ein Feuerfunke in eine Pulvertonne fiel sein Wort in die schwarze Nacht der Schmach, die auf dem unglücklichen Volke lag. Das ganze Land erglänzte in Waffenschmuck. Neben dem Schwerte erklangen das Beil und die Holzaxt, neben der Lanze die Sense des Landmanns. Neben dem Edelmanne stand der Bauer, neben dem Greise der Jüngling; selbst Frauen traten in die Reihen der Männer ein, nicht um Wunden zu heilen, sondern sie dem gehaßten Feinde zu schlagen; sie schwangen die Pike in schwacher Hand. Kosciuszko war der Held, die Hoffnung seines Volkes. Kosciuszko, Polen und Freiheit waren gleichbedeutend, dieselben Begriffe. Sie waren die Worte, mit denen sich alle am Morgen begrüßten; womit sie sich am Abend gute Nacht wünschten. Die Wogen der Begeisterung hatten Alle ergriffen, sie hoben und trugen sie. Aber in dem allgemeinen Wogen des Aufstandes behielt Kosciuszko eine gelassene Ruhe;

er sorgte für Alles und war allenthalben. Der Jubel des Volkes empfing ihn, wenn er kam; der Jubel begleitete ihn, wenn er ging.

Unterdessen hatte Igelström aus Warschau 6—7000 Mann Russen unter Denisow und Tormansow entsendet, um Madalinski anzugreifen, ehe er Krakau erreichte. Mit 4000 Mann, die zum Theil nur mit Sensen und Piken bewaffnet waren, und ohne alles Geschütz zog ihnen Kosciuszko aus Krakau (1. April) entgegen. Am 4. April 1794 traf er vier Meilen von Krakau bei dem Dorfe Raslawicz auf den Feind. Nach einem fünfstündigen mörderischen Kampfe, in welchem kein Theil Pardon gibt und nimmt, werden die Russen geschlagen und zersprengt. 1500 Russen decken das Schlachtfeld; eilf Kanonen mit Bespannung und Munition und eine Fahne fallen in die Hände der Sieger. — Kosciuszko ging nach Krakau zurück, ließ ein Siegesfest feiern und begann, die Stadt in Vertheidigungszustand zu setzen. Er ließ Tag und Nacht Geschütz gießen und das Lager bei Krakau (zu Promnik) mit einer Erdburg umgeben; sein Heer war auf 9000 Mann angewachsen. Aber von Schlesien her näherte sich eine preußische Truppenabtheilung, und in Galizien wurde eine österreichische zusammengezogen.

Unterdessen brach der Aufstand auf eine furchtbare Weise auch in Warschau aus. Hier hatte Igelström durch eine gränzenlose Brutalität alles auf's höchste erbittert. Er verlangte, daß alle, welche an der krakauer Insurrektion Theil genommen, für Feinde und Verräther des Vaterlandes erklärt werden sollten. Der preußische und österreichische Gesandte mußten sich diesem Verlangen anschließen. Der elende König that, was die Fremden verlangten. Er erließ am 11. April eine Proklamation, worin er das Betragen der Aufständischen Unrecht und Verrath schalt. Nun ging Igelström weiter und bezeichnete der polnischen Regierung 26 angesehene Personen, welche sogleich verhaftet, nach anderen sogar ohne Weiteres gehängt werden sollten. Zuletzt verlangte er

Entwaffnung der ganzen polnischen Armee; ihre Kasernen, Pulvermagazine, Arsenale sollten den Russen überliefert werden. Schon war der Tag zu dieser Entwaffnung bestimmt; sie sollte am 18. April vorgenommen werden. Nachdem Igelström die Niederlage der Russen bei Raslawicz erfahren hatte, entsendete er unter den Befehlen des Generalmajors Gruschow seine ganze Reiterei mit einigen Bataillonen Fußvolk, um bei der Pilitza Posten zu fassen, und in Verbindung mit den Preußen unter General Trenk Kosciuszko zu beobachten und ihm den Uebergang über die Pilitza zu wehren. Warschau's russische Besatzung wurde dadurch auf 6000 Mann vermindert: doch hoffte Igelström auf die Hülfe der Preußen unter Wolki, welche nur einige Meilen von Warschau standen. Diese Hoffnung indessen betrog ihn. Die Polen beschlossen, den günstigen Augenblick zu benutzen und rasch zu handeln; ehe die Preußen heran kamen, waren die Russen in Warschau vernichtet. Die Verschworenen beschlossen den allgemeinen Aufstand in Warschau auf den grünen Donnerstag des Jahres 1794, auf den 17. April.

Es waren verhältnißmäßig nur wenig Männer in das Einverständniß gezogen, nur einige niedere Offiziere der polnischen Regimenter, einige Hundert Gemeine und Bürger; sehr wenig Stabsoffiziere waren von dem Vorhaben unterrichtet. Die Subalternen führten ihre Kompagnien ohne Vorwissen der Oberoffiziere aus. Um Mitternacht schon begann die Bewegung. Die Polen besetzten die Ausgänge der Straßen, welche nach den Thoren führten; sie versicherten sich des Zeughauses und der Pulvermagazine. Vor dem Schlosse des Königs sammelte sich Volk; die ganze Stadt gerieth nach und nach in Bewegung; auf dem Rathhause und in dem Arsenale wimmelte es von gerüsteten Streitern; alles polnische Militär verließ die Kasernen. Die Kavallerie des Grafen Mirsch that früh um 5 Uhr Morgens den ersten Angriff auf einen russischen Posten nicht weit vom eisernen Thore hinter dem sächsischen Palast. Sie hatt-

die Mannschaft nieder, erbeutet und vernagelt zwei russische Kanonen. Der Kampf war begonnen und verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die ganze Stadt. Die Russen eilten auf ihre bestimmten Posten, wurden aber durch die Polen, welche die Oertlichkeiten besser kannten, überall mit vieler Geschicklichkeit abgeschnitten und niedergemacht. Mit dem Feldgeschrei „Freiheit, Kosciuszko" stürzten die Polen auf den Feind; mit Wuth griffen sie an, mit Heldenmuth gingen sie in den Tod. Igelström sendet den General Bauer mit einem Bataillon gegen das Zeughaus; doch dieser wird gefangen genommen, und seine Abtheilung zerstreut. Nun führen die Polen ihre wohlbediente Artillerie heraus, und der Geschützesdonner kracht in den Straßen. Als es Tag geworden, betheiligen sich auch die Bürger an dem Kampfe; aus dem Zeughause werden Waffen und Munition vertheilt. Das Gefecht dauerte mit wechselndem Glücke den ganzen Donnerstag hindurch. Aus allen Ecken flogen die Schüsse, aus den Kellern, aus den Fenstern, über die Mauern, von den Dächern; von unten und von oben drohete der Tod. Kartätschen rasselten wider die Mauern, prallten ab von der einen zu der andern; die Straßen waren mit Leichen bedeckt. Die Nacht brach herein, aber Ruhe brachte sie nicht; der Kampf wüthete fort. Die Sturmglocken heulten; die Kugeln pfiffen; die Kanonen donnerten; die Alarmtrommeln rasselten; die Sieger jauchzten; die Verwundeten und Sterbenden jammerten zum Himmel auf. Und in das wüste Treiben der Menschen blickte der Mond in glänzender Ruhe hernieder. Es war nach dem Urtheile eines Augenzeugen (Seume's) eine furchtbar schöne Nacht, groß und schrecklich. Die Russen kämpfen, wie Verzweifelte. Dem General Igelström ist alle Verbindung mit den Seinen und mit dem königlichen Schlosse abgeschnitten. Er schickt Offiziere auf Offiziere, um sich von dem Stand des Gefechtes Kenntniß zu verschaffen und zu unterhandeln: aber keiner kehrt zurück; sie werden erschlagen oder gefangen genommen. Er sendet endlich seinen eigenen

Neffen in Begleitung zweier polnischen Generale nach dem Schlosse; der Neffe wird erschossen und einer der Generale tödtlich verwundet. Igelström zieht sich mit den Russen, die ihm übrig geblieben, in seinen Palast, eine Kapelle und drei angränzende Häuser zurück; sie verrammeln die Eingänge und vertheidigen sich, wie aus einer Festung. — Es ist Charfreitag. Aber der katholische Pole denkt nicht an die Verehrung des heiligen Leichnams; die stille Woche ist zum Schlachttage geworden; die Freiheit ist seine Religion. — Die Russen werden in ihren Zufluchtsörtern belagert und mit Haubitzen beschossen. Igelström hält sich in dem fürchterlichsten Gedränge noch bis zum Nachmittage. Dann bahnt er sich mit seinen Unterfeldherrn Apraxin, Subow und Pistor und 900 Mann meist verwundeter Truppen durch seine Gärten und Höfe und über einen niedergeschossenen Theil der Stadtmauer einen Weg aus Warschau. Das sämmtliche Gepäck der Truppen, alles Geschütz, das russische Archiv und Igelström's Privatreichthum fiel in die Hände der Insurgenten. Sein Palast wurde gestürmt, geplündert und fast gänzlich zerstört. Doch muß zur Ehre des Warschauer Volkes bemerkt werden, daß, als die Regentschaft später eine Proklamation wegen der weggenommenen Bankzettel erließ, innerhalb drei Tage alle Bankzettel und fünf und neunzig tausend Gulden in Gold zurückgeliefert wurden, welche man in Igelström's Kasse gefunden hatte. Nach Igelström's Abzuge dauerte das Gemetzel in den Straßen und Häusern fort, die ganze Nacht hindurch; denn einzelne russische Schaaren wehrten sich bis auf's Aeußerste. Samstag gegen Mittag erst erlosch der Kampf. 2500 Russen waren in den drei Tagen erschlagen worden, von den Polen gegen 900 Mann.

Am Ostersonntage flogen Eilboten an Kosciuszko. Bis er in Warschau eintreffen konnte, wurde daselbst eine Regentschaft bestellt; denn dem König traute Niemand, obgleich er, nachdem die Russen unterlegen waren, wieder ein feuriger Patriot geworden war. Dem preußi-

schen Generale, der ihn während des Kampfes in Warschau fragen ließ, ob er für oder wider die Insurgenten sei, hatte er geantwortet: „Er und seine Nation seien Eins; die Russen seien ihre einzigen Feinde und er hoffe, daß der preußische General nichts Feindliches unternehmen werde.“ Die militärische Verwaltung übertrugen die Warschauer dem General Makrainowski, und die bürgerliche dem ehemaligen Präsidenten der Stadt, Zekrzewski. Ein Regentschaftsrath von sechs Edelleuten und sechs Bürgern stand ihnen zur Seite.

In Wilna, Lublin und Chelm wurden die Russen auf ähnliche Weise überfallen und ein Theil von ihnen niedergehauen. Auch in Lithauen wurde eine Regentschaft errichtet, aber überall mit Anerkennung von Kosciuszko's Diktatur. Kosciuszko ist unablässig thätig, zu ordnen, und das Geordnete zu befestigen und zu vertheidigen. Warschau wurde befestigt. Tag und Nacht wurde an den Schanzen und Batterien gearbeitet; alles legte Hand an; arm und reich, Männer und Frauen. Selbst Damen von Stand, ja sogar der König, fuhren hinaus und warfen mit eigener Hand einige Schaufeln Erde auf. Leider war Kosciuszko durch den Gang der Kriegsereignisse abgehalten, schnell nach Warschau zu kommen und seine Diktatur geltend zu machen. Der König war eine Null und die neue Regentschaft hatte wenig Ansehen und keine Macht. Es kam daher zu fürchterlichen Ausbrüchen der Pöbelwuth nach dem Muster der pariser Laternenhinrichtungen. Das Volk brach in die Gefängnisse ein, wo einige der verrätherischen Großen aufbewahrt wurden, und übte wilde, eigene Justiz. Der Bischof Kossakowski, Zabiello, Ozarowski, ein Greis von 70 Jahren, Graf Ankwitz und noch sechs bis acht andere Gefangene, wurden ohne Urtheil und Gericht an Galgen aufgeknüpft, welche man in der Nacht an verschiedenen Orten der Stadt errichtet hatte. Den Fürstbischof Massalski hingen sie in vollem Priesterornate auf.

Kosciuszko's Heeresmacht war auf 36,000 Mann

ihr größtes Unglück gewesen sei, und es wieder werden würde. Er beschwor sie, der Wahrheit eingedenk zu sein, daß das Volk der Freiheit nicht werth sei, welches die Gesetzlosigkeit mit ihr verwechsele. Der Verlust zweier Schlachten, äußerte er zu seiner Umgebung, habe der guten Sache der polnischen Erhebung nicht soviel geschadet, als der einzige blutige Tag vom 28. Juni.

Kosciuszko setzte seinen Marsch nach Warschau unter den fortdauernden Angriffen der ihn umgebenden Feinde, und unter täglichen Gefechten unerschütterlich fort; er erreichte am 10. Juli die Hauptstadt. Der Jubel und die Hoffnungen des bedrängten Volkes empfingen ihn hier, wie überall. Die Stadt war einigermaßen befestigt: aber die Hauptzuversicht der Polen beruhete auf den vier befestigten Lagern, welche Warschau rings umgaben und unter sich im Zusammenhang standen, so daß sie einen weiten befestigten Raum einschlossen. Die Stellung Kosciuszko's um Warschau wurde von seinen Gegnern sogar gerühmt, als mit Talent angeordnet, mit Kriegserfahrenheit ausgeführt, mit ausharrender Thätigkeit behauptet. Der Russe Suwarow sogar gesteht Kosciuszko Feldherrngabe und Heldengröße zu. Unter ihm kommandirten die polnische Armee lauter Männer, welche später unter Napoleon rühmlich gedient haben. Auch Joseph Poniatowski war unter ihnen, der Neffe des Königs, der frühere Oberfeldherr, der nach der Schlacht bei Leipzig (1813) in der Elster ertrank. Der Stadt am nächsten, in dem Lager von Mokotow befehligte Kosciuszko selbst; in den beiden Lagern bei Wola Dabrowski (Dombrowski) und Zajonczeck; Makrainowski in dem bei Mariemont. Auch die Vorstadt Praga war befestigt; alle Bürger von Warschau waren bewaffnet und im Felde geübt; die beiden Flügel der polnischen Armee waren durch die Weichsel gedeckt.

Die Preußen waren es, welche Warschau zuerst angriffen,; die Regentschaft in Warschau hatte ihnen am

12. Juni den Krieg erklärt. Ihre Stärke wird auf 40,000 Mann angegeben; 10,000 Mann Russen unter General Fersen unterstützten sie. Der Kaiser von Oesterreich ließ den General Harnoncourt zu derselben Zeit mit einem Heere in Kleinpolen einrücken, angeblich um Galiziens Gränzen vor den Gefahren zu schützen, die ihnen von Polen aus drohten. Der Fedzug der Preußen gegen Warschau endigte indeß schimpflicher noch, als ihr Einfall in die Champagne (1792). Die Preußen gewannen Anfangs unter General Götz einige Vortheile gegen Poniatowski. Sie nahmen die Batterien bei Wola weg, eine Stunde vor Warschau. Ende Juli begann das Bombardement; die preußischen Kugeln thaten aber der Stadt keinen Schaden; sie erreichten nur einige Häuser der Vorstadt. König Stanislaus schrieb an die Belagernden zwar einen jammernden Brief. Als aber Anfangs August die Aufforderung zur Uebergabe erfolgte, bekannte er, daß diese nicht von ihm, sondern von Kosciuszko abhänge, und dieser wies sie mit Entschiedenheit zurück. Die Belagerung zog sich während des Augusts in die Länge. Es folgten fast täglich Angriffe auf die vier verschanzten polnischen Lager um Warschau; aber die Polen behaupteten überall ihre Stellung. Da langte im preußischen Lager die Nachricht an, daß sich am 21. und 22. August die preußisch-polnischen Provinzen im Rücken der Armee erhoben hätten. Madalinski war dort erschienen und von dem General Schönfeld geschlagen und zum Rückzuge genöthigt worden. Aber hinter ihm erhob sich das Volk in Waffen; der Geist der Freihei hatte auch es ergriffen, und der Name Kosciuszko's übte auch hier seine begeisternde Gewalt. Die preußischen Heerführer beschlossen, noch einen allgemeinen Angriff zu wagen, und, wenn dieser nicht glücke, den Rückzug anzutreten. Am 28. August fand dieser Angriff statt, und die Polen blieben Sieger. — Kalisch und Posen waren in die Hände der Insurgenten gefallen, und diese hatten bei Fraustadt eine preußische Trup-

penabtheilung geschlagen; preußische Transporte von Breslau nach Warschau waren aufgefangen worden; Fahrzeuge mit Munition beladen, welche von Graudenz die Weichsel herabgeschafft werden sollten, waren genommen. Die Aufständischen waren sogar in Oberschlesien eingedrungen, und man mußte vom Belagerungsheere 4000 Mann dahin absenden. Endlich brachte ein Kurir die Nachricht, daß Madalinski Bromberg besetzt habe, und daß Danzig, Cöln, Graudenz, selbst Pommern bedroht seien. Das war zu viel, und man machte den Versuch, mit den Polen einen Waffenstillstand zu schließen. Als auch dies fehl schlug, traten die Preußen den Rückzug an, (am 6. September), und dieser glich einer wirklichen Flucht, denn Kranke, Verwundete und vieles Gepäck wurden zurückgelassen. Die Russen unter Fersen gingen über die Weichsel und nahmen Quartiere in dem Palatinat Lublin.

Ganz Europa war über den Rückzug der 40,000 Mann Preußen erstaunt, und Kosciuszko's Ruhm war in Aller Mund. Mit 20,000 Mann regelmäßiger Truppen und 40,000 schlecht bewaffneten Bauern hatte er einem viel stärkeren Feinde die Spitze geboten. Aber Kosciuszko's Bescheidenheit und Bürgertugenden waren größer noch, als seine kriegerischen Verdienste. Er schlug den Triumph aus, welchen ihm die Warschauer bereiten wollten. Er verwaltete die Republik mit unumschränkter diktatorischer Gewalt, mit Uneigennützigkeit und Rechtssinn. Er sorgte für Alles mit persönlicher Thätigkeit, für die Verpflegung der Truppen, für die Anschaffung der Kriegsbedürfnisse; er leitete die Einnahmen und Ausgaben, um Betrügereien und Beraubungen der Kassen zu verhüten. Er war ein unübertrefflicher Staatsmann und Feldherr. Einen Sturm auf die Freiheit seines Landes hatte er abgeschlagen; aber die Freiheit war noch nicht errungen; neue Wetterwolken häuften sich über dem Scheitel ihrer Streiter, und es gehörte Kosciuszko's Muth und Seelengröße dazu, in einem hoffnungslosen Kampfe nicht zu ermatten.

Den Preußen hatte Kosciuszko die Generale Madalinski und Dabrowski mit 12,000 Mann nachgesendet, sie zu verfolgen und die Insurgenten zu unterstützen. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm, verzweifelte, Kosciuszko zu besiegen, und machte ihm glänzende Anerbietungen. Wie wenig kannte er den Mann aus Washington's Schule! Kosciuszko wies sie mit Verachtung zurück. Madalinski wurde zwar an der Narew geschlagen und zurückgetrieben: aber Dabrowski war glücklich. Er drang nach Bromberg; Gnesen wurde am 27. September besetzt; Joseph Poniatowski kam den Insurgenten von Blonin aus zu Hülfe; Pommern und sogar Brandenburg waren bedroht. Unter dem Prinzen von Hohenlohe wurden daher 20,000 Mann Preußen vom Rhein an die Weichsel berufen.

Mit seinem Hauptheere war Kosciuszko in den Verschanzungen von Warschau stehen geblieben. Er ließ die beschädigten Werke ausbessern und Praga noch stärker befestigen. Klöster und Kirchen mußten ihre Schätze zum Ankaufe von Waffen und Munition hergeben; der König selbst gab sein letztes Geschmeide und sein Silbergeschirr. — Weit nach Osten bis Kurland hin suchte man die Unternehmungen auszudehnen. In Lithauen war unter Branicki's Führung eine neue Konföderation aufgetreten und hatte die russische Eroberung vollendet. Aber nun nahete die Entscheidung mit eisernem Fußtritt. Suwarow, welcher seit dem Frieden mit den Türken zwei Jahre lang an der Spitze eines Heeres gestanden, dessen Hauptquartier Cherson war, hatte den Befehl erhalten, nach Polen aufzubrechen. Mit gewohnter Eile führte er ihn aus. Im Mai erschien er in Rothrußland und entwaffnete an der Spitze von 12,000 Mann Russen 18,000 Polen, welche er eingeschlossen hatte. Dann übernahm er den Oberbefehl über alle russischen Streitkräfte in Polen. Er bestimmte ihnen die Gränzstadt Warkowitsch zum Sammelplatz. Von hier rückte er in Volhynien ein und traf bei Brzec auf 20,000

Mann Polen unter Sierakowski. Am 18. September griff Suwarow an; die Polen erlitten einen nicht unbedeutenden Verlust, zogen sich jedoch in ihr Lager zurück. Suwarow ließ den Ermüdeten aber keine Ruhe, folgt ihnen auf dem Fuß und erneuert die Schlacht am 19. September. Mit dem Bajonett greifen die Russen an; zehnmal werden sie von den Polen zurückgeworfen: aber endlich ermatten diese und ein grauenvolles Würgen beginnt. Nach einem achtstündigen Kampfe ward fast das ganze polnische Heer vernichtet. Die Artillerie war eine Beute der Russen. Nach dem russischen Bericht entkamen nur 300 Mann und nur 500 wurden gefangen. Von dem Schlachtfelde richtete Suwarow seinen Marsch auf Warschau, und sein Schrecken ging ihm voran. Warschau war in der größten Bestürzung. Kosciuszko blieb entschlossen und ruhig und suchte durch eine Proklamation den gesunkenen Muth seiner Landsleute zu heben. Er beschloß, mit 20,000 Mann dem anrückenden Suwarow entgegenzu gehen und wo möglich seine Vereinigung mit den 12,000 Russen unter Fersen zu verhindern.

Ehe er aufbrach, trat er vor die Reihen seiner Krieger und redete sie an: „Wer von euch an der Rettung des Vaterlandes verzagt, der trete hervor und lege die Waffen nieder und kehre ruhig in seine heimathliche Hütte zurück." — Keiner antwortet; Keiner tritt hervor; sie stehen ruhig in geschlossenen Gliedern. Noch einmal bietet ihnen Kosciuszko dasselbe an. „Mit dir, General, mit dir in Kampf und Tod!" war die Antwort. Und „Marsch" erscholl der Befehl, und hoch empor hob Kosciuszko sein Schwert und schwur dem Vaterlande noch einmal Treue bis in den Tod, und seine Waffengefährten alle mit ihm. Nun eilte Kosciuszko zuerst zu Sierakowski und gab ihm neue Truppen, damit er Suwarow auf seinem Zuge nach Warschau aufhalten könnte; dann nach Grodno und gab Makrainowski den Befehl, sich mit der lithauischen Armee dem Suwarow in den Rücken zu werfen.

Endlich eilte er in sein Lager zurück, übergab den Befehl über die Hauptarmee dem Fürsten Joseph Poniatowski und zog selbst mit 8000 Mann auserlesener Truppen gegen Fersen. Am 7. Oktober 1794 lagerte er bei Maczeiewice, einem Landgute des Grafen Zamoyski, zehn Meilen von Warschau im Palatinate Lublin. Hier entschied sich Polens Geschick: Der Verrath oder die Ungeschicklichkeit eines Führers, oder das Mißgeschick führten diese Entscheidung rascher herbei, als die Russen selbst es erwartet hatten. Poninski war von Kosciuszko mit einer Heeresabtheilung ausgesendet worden, um Fersen vom Uebergange über die Weichsel abzuhalten, bis Kosciuszko über diesen Fluß gegangen sei und den Feind jenseits angreife. Dann sollte er sich mit ihm verbinden. Poninski hielt aber die Russen nicht von dem Weichselübergange ab, und während der Schlacht kam er Kosciuszko nicht zu Hülfe, obgleich er nur drei Meilen weit von ihm entfernt stand. Fersen ging an einem Punkte über, den Poninski unbewacht gelassen, und griff das Lager der Polen sogleich mit stürmender Hand an (10. Oktober 1794). Kosciuszko hatte sein Lager mit seiner gewohnten Fertigkeit verschanzt und erwartete den Angriff siegesgewiß, da er auf Poninski's Ankunft sicher rechnete. „Warschau, Rache!“ war das Feldgeschrei der Russen; „Sieg oder Tod!“ die Antwort der Polen. Dreimal stürmten die Russen, von der Wuth der Rache getrieben, die polnischen Schanzen, und dreimal wurden sie von einem fürchterlichen Feuer empfangen und zurückgeworfen. Zum viertenmale ordnen sich ihre Sturmkolonnen und ziehen in gedrängten Gliedern und in schauriger Stille heran. Sie sind den Polen an Zahl um das Dreifache überlegen; der Arm der Polen ist ermattet und diese raffen ihre letzten Kräfte zusammen; vergebens spähet ihr Feldherr mit kummervollem Blicke in die Ferne; die erwartete Hülfe kommt nicht. Kosciuszko und seine Polen fechten wie Verzweifelte; aber ihre erste Schanzenreihe fällt in die Hände

der Russen; ihre zweite, dritte und vierte sinkt dahin. Die Russen mußten den Sieg theuer erkaufen: aber er war vollständig. Sechstausend Polen waren erschlagen; zum Theil gliederweise, unverrückt, wie sie gestanden, lagen sie da; wie die Getraidehalme hingemäht von der Sense des Schnitters. Sechzehnhundert, zum Theil schwer verwundete, wurden gefangen, unter ihnen Kosciuszko, drei andere Generale und der ganze Stab. Was entkommen konnte, floh in das Lager Poniatowski's.

Kosciuszko hatte in der Schlacht in seiner gewöhnlichen unscheinbaren Kleidung mit todesverachtender Kühnheit gekämpft. Er trug in der Regel nur einen Kittel von Leinwand, oder von grauem Tuche, wie die polnischen Landleute; eine mit Pelz verbrämte Mütze mit einem kleinen Federbusch, und den Säbel, wie der gemeine Mann, über die Schulter gehängt. Er war überall zugegen, wo die Gefahr am verderblichsten drohte; er half, ordnete, mahnte, feuerte an, kämpfte mit, wie ein gemeiner Soldat. Drei Pferde wurden unter ihm erschossen, und ein Lanzenstich in die linke Schulter streckte ihn zu Boden. Er hörte den verzweifelten Ruf der Seinigen bei seinem Falle, raffte sich auf und schwang sich mit Hülfe seines Freundes und Adjutanten Niemcewicz auf ein viertes Pferd. Seine Reiterei war im Fliehen begriffen; er eilte ihr nach, um sie durch die Macht seines Ansehens zum Stehen zu bringen und in die Schlacht zurückzuführen. Allein er verfehlte den rechten Weg und gelangte an einen breiten Graben. Er will darüber wegsetzen und stürzt mit dem Pferde. Kosaken und russische Dragoner sind dicht hinter ihm. Er erhält einen Säbelhieb in den Nacken und einen zweiten Lanzenstich. Mit dem Ruf: „Finis Poloniae" sinkt er zu Boden.

Wohl hatte der große Feldherr richtig gesehen. Das Ende seines gemißhandelten Volkes war gekommen. Es war keine Eitelkeit von ihm; es war eine traurige Wahrheit, und er wußte es: „Es sank in ihm des Landes letztes Hoffen; so Vieler Heil in einem einzigen Mann!"

Die Kunde von seinem Fall verbreitete in Warschau einen ungeheuren Schrecken; eine dumpfe Bestürzung bemächtigte sich Aller. Die eben noch so freiheitsmuthige Nation glich einem Körper, welchem die Seele entflohen. Die verlorene Schlacht war eine Nebensache, das erschlagene Heer eine Kleinigkeit; sie waren zu ersetzen und wieder gut zu machen: aber Er, der Führer, konnte nicht ersetzt werden; es war Niemand da, der an seine Stelle treten konnte; der Kopf war dem ganzen Unternehmen abgeschlagen. Wo sich Polen begegneten, hörte man den Trauerruf: „Kosciuszko ist nicht mehr!“ Auf offener Straße rangen Männer und Weiber verzweifelnd die Hände und jammerten: „Kosciuszko ist todt; das Vaterland ist verloren!“ Einzelne fielen in Wahnsinn, von dem sie nie mehr genasen.

Suwarow vereinigte sich nach dem Siege Fersen's bei Maczciewice mit dem Heere desselben und beschloß, Praga zu stürmen. Er hatte zwar nur 22,000 Mann dazu zu verwenden und die befestigten Linien vor dieser Vorstadt waren von 30,000 Polen vertheidigt, und 104 Kanonen und Mörser von schwerem Kaliber waren in denselben aufgestellt. Aber die Polen hatten ja ihre Kerntruppen und ihren Feldherrn verloren. Außerdem wollte Suwarow in der Eroberung Warschaus den Preußen zuvorkommen, die wieder heranzogen, nachdem sie über den Aufstand in Großpolen Meister geworden. Vor den Prager Linien befand sich noch ein verschanztes Lager. Suwarow nahm dieses am 24. Oktober mit Sturm. Tausend Polen wurden dabei in die Weichsel gesprengt, 2000 niedergemacht und eben so viele gefangen genommen. Am 4. November begann der Sturm auf die drei befestigten Linien vor Praga; Alles was in Warschau Waffen trug, war herbeigeströmt, diese Werke zu vertheidigen. Fünf Stunden dauerte das Gefecht, bis die Russen Herrn von den Schanzen wurden; selbst innerhalb der Schanzen wurde der Verzweiflungskampf noch eine Zeit lang fortgekämpft. Es wurde so gräßlich gemordet, daß Suwarow's Name schon durch

diese Eroberung Pragas allein nur neben die Namen von Attila und Tamerlan gestellt werden kann. Achttausend Polen wurden mit den Waffen in der Hand niedergehauen, dann Kinder, Weiber und Greise gemordet, die Brücke verbrannt, die Häuser angezündet, und ganze Schaaren unglücklicher Menschen, welche sich in die Stadt retten wollten, in die Weichsel gestürzt; andere unter den Trümmern und Aschenhaufen ihrer Häuser begraben. So kamen nach dem Kampfe noch 12,000 Menschen um, an einem einzigen Tage also 20,000 Polen. Am 5. November kapitulirte Warschau und wurde am 6. von den Russen besetzt. Die polnischen Heeresabtheilungen im Lande wurden nach und nach alle entwaffnet. König Stanislaus wurde im Anfang des Jahres 1795 von Warschau nach Grodno versetzt. Hier mußte er am 25. November der Krone entsagen; er erhielt dafür von den theilenden Mächten einen Jahrgehalt von 200,000 Dukaten zugesichert. Kaiser Paul I. ließ ihn nach Petersburg kommen, wo er am 12. Februar 1798 starb. Die Unterhandlungen über die letzte Theilung selbst dauerten zwei volle Jahre. Oesterreich mußte dabei betheiligt werden, obgleich es fast nichts dabei gethan hatte; es erhielt indessen auch am wenigsten. Rußland erhielt noch einmal 2000 Quadratmeilen, Preußen 1000, und Oesterreich nur 834. Im Ganzen hatte Rußland von dem zerrissenen Reiche über 8500 Quadratmeilen erhalten; Preußen 2700, und Oesterreich 2100. Der letzte verzweifelte Kampf hatte dem unglücklichen Lande die Achtung Europas erworben, und die einzige Hoffnung des Volkes war und ist noch die Wiedererlangung seiner Freiheit und Selbstständigkeit. — —

Besinnungslos war Kosciuszko auf der Wahlstatt niedergesunken; sie war bald von Kosaken erfüllt, welche die Todten plünderten. Ein Kosak begann auch den, ihm unbekannten Polenfeldherrn zu entkleiden, der kein Zeichen seiner Würde trug. Zwei Brillantringe hatte er ihm

schon von der Hand gezogen und war im Begriff, dasselbe mit einem dritten zu thun. Dieser dritte Ring enthielt eine werthvolle antike Gemme, welche Kosciuszko sehr theuer war. Der todt Geglaubte krümmte den Finger, an welchem sich der Ring befand, um dadurch anzudeuten, daß er ihn zu behalten wünsche. Jetzt erst fiel dem Kosaken der Werth der geraubten Ringe auf; er hatte gehört, daß der Oberfeldherr der Polen gefallen sei und fragte: „Bist du Kosciuszko?" Erst auf die wiederholte Frage antwortete Kosciuszko mit kaum hörbarer Stimme: „Ich bin es; — Wasser!" Der Kosake reicht ihm seine Feldflasche und ruft seine Kameraden. Mit Ehrfurcht und Rührung umstehen sie den gefallenen Helden. Sie geben ihm alles wieder, was sie ihm geraubt hatten, kleiden ihn wieder an und tragen ihn mit der größten Sorgfalt auf ihren Lanzen in ein benachbartes Schloß. Erst am anderen Morgen kam der Verwundete ganz zu sich und erkannte seine Umgebung. Er fand sich in den Armen seiner treuen Adjutanten Fischer und Julian Niemcewicz (des Dichters,) welcher gleichfalls verwundet war. Sein würdiges Betragen in der Gefangenschaft nöthigte selbst seinen erbittertsten Feinden Hochachtung ab. Unter einer Bedeckung von 300 Mann Reiterei wurde er nach Petersburg gebracht, und Katharina II., von deren Weisheit, Ruhm und Seelengröße alle feilen Schriftsteller ihrer Zeit voll sind, Katharina II. ließ den kriegsgefangenen Helden und seine edlen Genossen im Zorne in ein feuchtes Gefängniß werfen, in das alte Schloß des Gregor Orloff. Hier beschäftigte er sich mit Lesen und Zeichnen, und wenn seine Wunden es gestatteten, mit Arbeiten an der Drechselbank. Unter der „großen" Katharina würde der Mann, dessen einziges Verbrechen seine Vaterlandsliebe und sein Feldherrntalent war, sein Leben zwischen Kerkermauern oder in Sibirien beschlossen haben, wie viele seiner unglücklichen Landsleute. Aber Katharina starb schon im Dezember 1796, und Paul I. gab die gefangenen Polen frei. Er ver-

fügte sich selbst, von Niemand begleitet, als von seinen beiden ältesten Söhnen, Alexander und Konstantin, in das Schloß, wo Koscinszko gefangen gehalten wurde. Er reichte diesem zum Zeichen der Freiheit sein eigenes Schwert hin. Aber Koscinszko wies es mit den Worten zurück: „Ich bedarf keines Schwertes mehr, denn ich habe kein Vaterland.“ Er trug bis an seinen Tod auch wirklich kein Schwert mehr. Auf die Frage des Kaisers, wohin er sich begeben werde, wenn er Petersburg verlasse, antwortete er. „Ich gehe nach Amerika; dort finde ich meine Waffengefährten und die Spuren glorreicher Erinnerungen.“ Der Kaiser schenkte Koscinszko 1500 Bauern und 12,000 Rubel; zugleich bot er ihm einen Jahrgehalt von 6000 Rubel an.

Im Frühjahre 1797 schiffte sich Koscinszko mit seinem Freunde Niemcewicz und einigen andern polnischen Offizieren in Kronstadt ein, um nach England zu reisen. Aber in Hamburg mußte er einige Wochen der Ruhe pflegen; so geschwächt war sein Körper von den, noch lange nicht geheilten Wunden, deren Zustand sich durch die Seereise bedeutend verschlimmert hatte. In London wurde er auf das Liebevollste empfangen. Ausgewanderte Polen und amerikanische Waffengefährten erwarteten ihn am Landungsplatz; auch die Engländer begrüßten den Helden der Freiheit mit Jubel. Sein Körperzustand aber war so leidend, daß die englischen Aerzte an seiner Genesung zweifelten. Seine Wunden waren während seiner Gefangenschaft in Rußland gänzlich verwahrlost und gewissenlos behandelt worden. Die gefährlichste und schmerzhafteste Wunde war der Säbelhieb im Nacken; sie zog über den Hirnschädel und Nacken bis tief an dem Rückgrat hinab. Drei Bajonettstiche in der Brust hatten ihm einen bedeutenden Blutverlust verursacht; eine Kanonenkugel hatte ihm einen Theil des rechten Schenkels hinweggerissen und dies erschwerte ihm das Gehen. Er konnte fast keine Stellung und Haltung annehmen, die ihm nicht empfindliche Schmerzen verursachten. Doch erholte er sich unter sorgfältiger Pflege bald.

Von London aus schickte er dem Kaiser von Rußland die erhaltenen Geldsummen zurück. Er dankte dem Kaiser verbindlich für seine freundlichen Gesinnungen, bat ihn jedoch, daß er ihm gestatten möge, sich fortan nur auf die Unterstützungen verlassen zu dürfen, auf welche ihm seine, Amerika geleisteten Dienste gerechte Ansprüche gäben. Noch in demselben Jahre schiffte er sich nach Amerika ein. Auch in Amerika fand er eine ehrenvolle Aufnahme. Eine Deputation des Kongresses empfing ihn in New-York und geleitete ihn in das Versammlungshaus des Nationalrathes. Er erhielt von den vereinigten Staaten seinen rückständigen Sold angewiesen und eine volle Besoldung für die fünf Jahre seiner Abwesenheit. Er besuchte Washington auf dessen Gute Mount-Vernon in Virginien, und Koscinszko genaß bei seinem alten Freunde zusehends an Leib und Seele. — Im Jahre 1798 sendete ihn sein zweites Vaterland mit Aufträgen nach Frankreich. Es waren einige streitige Punkte in Handelsangelegenheiten zwischen beiden Staaten zu erörtern, deren Schlichtung einen Mann von Festigkeit, Kenntnissen und erprobter Rechtlichkeit erforderte. Franklin schlug Koscinszko zu dieser Sendung vor, und er wurde gewählt. Ehe er Amerika verließ; legte er in des Präsidenten Thomas Jefferson's Hände eine bedeutende Summe mit der Bestimmung nieder, nach einigen Jahren davon eine Schule für arme Negerkinder zu errichten. Diese Schule ist von Jefferson wirklich errichtet worden.

Koscinszko landete in Frankreich auf der Rhede von Bayonne und wurde mit kriegerischen Ehren empfangen. Eben so ehrenvoll war sein Empfang in Paris. Der Zweck seiner Sendung wurde vollkommen erreicht. Koscinszko konnte aber durch nichts bewogen werden, Frankreich seine Dienste zu widmen. Er theilte die Grundsätze der französischen Republik nicht und lebte in der geräuschvollen Hauptstadt wieder zurückgezogen, nur mit einer kleinen Anzahl ausgewählter Männer und einigen Landsleuten verkehrend. Seine

Blicke waren beständig auf das Schicksal Polens gerichtet. Er lernte in Paris den ausgezeichneten britischen Redner Charles Fox kennen, und beide traten in eine innige Verbindung.

Auch den eidgenössischen Geschäftsträger Peter Joseph Zeltner fand Kosciuszko in Paris, einen Mann von ächt republikanischer Biederkeit, großer Tiefe des Geistes und seltenen Kenntnissen. Diese beiden Männer, den Polen und den Schweizer, fesselte bald ein unlösbares Band der Freundschaft an einander. Kosciuszko wurde der Haus- und Tischgenosse der Zeltner'schen Familie. Als Zeltner, den veränderten politischen Verhältnissen weichend, seine Stelle niederlegte, und sich und seine Familie dadurch manchen Entbehrungen Preis gab; theilte Kosciuszko Kummer und Noth mit ihnen. Die eine Hälfte des Tages widmete er eigenen Studien, der Mathematik und Geschichte; die andere dem Unterrichte der Zeltner'schen Kinder, die er väterlich liebte.

Trotz seiner Zurückgezogenheit wurde er nach und nach mit allen ausgezeichneten Personen bekannt, welche in Paris lebten. Unter den merkwürdigen Kriegern jener Periode fühlte er sich besonders von Moreau angezogen, dessen kriegswissenschaftliche Bildung er aufrichtig bewunderte. Bonaparte sagte ihm nicht zu und noch viel weniger der Diplomat Talleyrand. Der offene Charakter Kosciuszko's wurde von dem verdeckten Treiben dieser Männer unangenehm berührt. — Mehrere Monate lang lebte er auf dem Landsitze Lafayette's zu Lagrange (30 Stunden von Paris), wo beide die in Amerika begonnene Bekanntschaft erneuerten.

In Polen erlosch der Enthusiasmus für ihn nicht; er steigerte sich von Tag zu Tag. Die Frauen trugen sein Bildniß in Medaillons eingefaßt, und Gegenstände, die ihm angehört hatten, wurden wie Reliquien verehrt. General Dabrowski hatte in französischen Diensten eine polnische Legion gebildet. Diese feierte jährlich

Kosciuszko's Geburtstag und den Tag seiner Befreiung aus russischer Gefangenschaft durch Kanonensalven. Kosciuszko war ihr Feldgeschrei, wenn sie in die Schlacht gingen. Dabrowski schickte dem alten Feldherrn täglich Rapport nach Paris, als ob er noch ihr Führer wäre. Bei der Besitznahme von Loretto fand die polnische Legion in einem Gewölbe den Säbel Johann Sobieski's auf, ihres tapfern Königs, der im Jahre 1683 Wien von den Türken befreite. Sie beschlossen einstimmig, ihn dem Würdigsten ihrer Nation, Kosciuszko, dem Erretter Polens, zu übersenden, und der Tapferste unter ihnen nach Dabrowski, der General Kniaziewicz, wurde erwählt, ihn nach Paris zu bringen. Weinend empfing Kosciuszko seinen alten Waffengefährten; weinend empfing er aus seinen Händen Sobieski's Säbel, als letztes Unterpfand seines dankbaren Volkes.

Als das geräuschvolle Leben der Hauptstadt mehr und mehr auf ihn eindrang und er sich seinem gesellschaftlichen Treiben nicht mehr gut entziehen konnte; flüchtete er sich in die Stille des Landlebens, auf das Schloß Berville bei Fontainebleau, welches seinem Freunde Zeltner gehörte. Hier verbrachte er die glücklichsten Stunden seines Lebens, wie er oft selbst äußerte. Er lebte den Wissenschaften und der Natur, und beschäftigte sich neben seinen mathematischen Studien viel mit der Landwirthschaft. Den Abend brachte er im Garten zu, und Botanik und Blumenkultur waren seine Erholung. Er ließ auf seine Kosten landwirthschaftliche Versuche anstellen, und begab sich selbst auf's Feld, sich mit den Landleuten zu besprechen.

Als Napoleon's Herrscherplane sich gegen den Osten Europa's wendeten; als er 1806 mit Preußen und Rußland in Krieg verwickelt wurde: suchte der französische Kaiser sich auch Kosciuszko's als Mittel zu seinen Zwecken zu bedienen. Er schmeichelte ihm mit den schönsten seiner Hoffnungen, mit der Wiederherstellung Polens. Aber Kosciuszko ließ sich nicht täuschen; er traute

dem Eroberer nicht, der nie Gefühl für Menschenwohl und Bürgerglück gezeigt hatte. Auf des Kaisers Befehl wendete Fouché alles an, Kosciuszko durch Ueberredung und Drohungen für Napoleon's geheime Pläne zu gewinnen. Das waren aber Mittel, welche bei Kosciuszko gar nichts halfen. Bestimmt und entschieden lehnte er jede Mitwirkung ab. „Ich werde eure Unternehmungen in Polen nie unterstützen, wenn man meinem Vaterlande nicht eine eigene Regierung, eine freisinnige Verfassung und seine alten Gränzen zusichert," gab er dem Minister bei einer Unterredung zur Antwort. „Und wenn man Euch mit Gewalt hinführt?" fragte Fouché. Dann werde ich meinem Volke sagen, daß ich nicht frei bin, und daß ich nichts mit Euch zu thun habe." — „Nun, wir können Euch entbehren," waren die letzten Worte Fouché's, mit denen er sich zürnend entfernte. Und Napoleon knirschte vor Wuth, als er erfuhr, daß ein einzelner Mann seinen Forderungen zu widerstehen wagte. Von der geheimen Polizei des französischen Kaisers wurde Kosciuszko seitdem so strenge bewacht, daß weder Briefe noch Boten zu ihm gelangen konnten. Dann bediente man sich auf feige, hinterlistige Weise seines Namens, sein Volk für eine fremde Sache zu den Waffen zu rufen. Napoleon ließ unter Kosciuszko's Namen eine Proklamation an die Polen ergehen, durch welche sie an ihren alten Heldenruhm, an ihre Begeisterung für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes erinnert und aufgefordert wurden, diese Unabhängigkeit unter Frankreichs Fahnen zu erkämpfen. So unbegreiflich wirksam war die geheime Polizei des Kaiserreichs, daß Kosciuszko in der Nähe von Paris völlig abgeschnitten von allen politischen Nachrichten blieb. Erst im Jahr 1814 war es ihm möglich, den mit seinem Namen gespielten Betrug zu enthüllen. Wie richtig Kosciuszko den Werth der französischen Freundschaft für sein armes Vaterland beurtheilt hatte, beweist das Schicksal der braven polnischen Legionen, die unter dem Schutze von Frankreichs Adler die Freiheit ihres Volkes zu erringen hofften.

Sie bluteten in Italien, Neapel, Aegypten, Syrien, St. Domingo, Oesterreich, Preußen, Holland, Spanien, Portugal, Rußland, Polen; auf den Ebenen bei Leipzig und 1814 zur Vertheidigung Frankreichs; sie bluteten in vier Welttheilen für die Größe und für die Eitelkeit Frankreichs, und Frankreich hat für sie und ihre Leiden nie etwas anderes gehabt, als Worte.

Als die Verbündeten im Jahr 1814 in Frankreich eindrangen, fielen häufig Plünderungen vor. Die Gegend um Fontainebleau wurde von einem Korps Russen und Kosaken heimgesucht; Häuser gingen in Flammen auf, und ihre Bewohner wurden grausam mißhandelt und gemordet; der Jammer war groß. Das konnte der alte Held nicht ruhig ansehen; er bestieg sein Pferd und ritt hin, wo der dichteste Rauch aufstieg. Er gelangte zu dem Dorfe Cugny in der Nähe von Berville. Baschkirenhorden und Russen hatten die ärmlichen Hütten in Brand gesteckt, freuten sich über die Verzweiflung der Einwohner und überließen sich der wildesten Raubluft. Kosciuszko sprengt mitten unter sie und redet die entmenschten Krieger an. Er wendete sich zuerst an ein polnisches Bataillon, welches er an der Kleidung erkannte und ruft ihnen mit lauter Stimme zu: „Halt Soldaten! Als ich noch brave Soldaten aus Polen führte, haben sie nie geplündert; schwere Strafen hätten die getroffen, die es gewagt haben würden, solche Unordnungen zu begehen. Und mehr noch als die Gemeinen, verdienen die Führer Tadel," rief er den Offizieren zu, „die durch ihr eigenes Beispiel oder durch Sorglosigkeit die Veranlassung zu solchen Grausamkeiten sind!" „Und wer bist du, der du so zu uns zu reden wagst," riefen ihm die Soldaten gereizt entgegen. „Ich? Ich bin Kosciuszko!" — Da warfen Offiziere und Soldaten die gezückten Waffen aus der Hand und stürzten zu seinen Füßen nieder. Nach slavischer Sitte ergriffen die Vordersten mit der rechten Hand sein Knie, und mit der Linken entblößten sie ihr Haupt und streuten Staub darauf zum Zeichen der Reue

und baten ihn um Verzeihung. Dann eilten sie hin, das Dörfchen zu löschen, und gaben den Bewohnern Alles zurück, was sie ihnen geraubt hatten. Er selbst half arbeiten und das Zurückerstattete vertheilen. Berville und die zunächstgelegenen Ortschaften blieben verschont. — Selbst die zerstreutliegenden Regimenter der Russen ehrten den Helden; ihre Anführer eilten herbei, ihm ihre persönliche Achtung zu bezeigen. Der Kosakenhetmann Platow sendete ein Korps seiner Garde nach Berville, als Ehrenwache für ihn und die Familie seines Freundes; er kam selber, den von Angesicht zu Angesicht zu sehen, dessen Name bis zu den Ufern des Don erschollen war.

Als Kaiser Alexander diesen Vorgang erfuhr, schickte er von Paris einen Kurier nach Berville und lud Kosciuszko durch ein Handschreiben zu sich ein, und als dieser zauderte, ließ ihn der Kaiser in seinem eigenen Wagen abholen. Nur ein Gedanke erfüllte diesen auf dem Wege nach der Hauptstadt: die Zusammenkunft zum Besten seines armen Volkes zu benutzen. Alexander empfing ihn mit aufrichtiger Hochachtung und Herzlichkeit. Er ging ihm bis auf die Treppe des Palastes entgegen und umarmte ihn. Kosciuszko sprach mit dem Kaiser lange und mit Wärme von seinem Vaterlande, und erbat sich bei'm Abschiede die Erlaubniß, ihm schriftlich seine Wünsche mittheilen zu dürfen. Dies geschah einige Wochen später. Er bat den Kaiser um unbedingte Amnestie für alle ausgewanderte Polen, um eine freisinnige Verfassung für sein Vaterland, um Aufhebung der Leibeigenschaft und um die Errichtung von Volksschulen zur Bildung der Landleute.

Der Kaiser antwortete in unbestimmten diplomatischen Ausdrücken. Er versprach alles zu thun, Kosciuszko's Wünsche zu erfüllen und Polen zu beglücken, so weit es in seinen Kräften stehe.

Im Jahre 1815 reiste Kosciuszko mit Lord Stewart nach Italien. Er hatte diese Reise indessen noch nicht vollendet, so rief ihn ein Schreiben des pol-

nischen Reichsraths nach Wien. Sie baten ihn, sich auf dem Wiener Kongresse als treuer Vater seiner armen Kinder anzunehmen; auf seine Gegenwart bei den Verhandlungen habe Polen seine letzten Hoffnungen gesetzt. Obgleich krank und angegriffen, denn er hatte sich bei dem Uebergange über den St. Gotthardt in Folge einer Erkältung ein starkes Fieber zugezogen; trat er noch in derselben Stunde die Reise nach Wien an. Es begleitete ihn ein Sohn seines pariser Freundes, der junge Franz Zeltner. Trotz der größten Eile kam er jedoch zu spät; der Kongreß hatte sich schon aufgelöst. Er mußte sich darauf beschränken, in einer Privatkonferenz mit Kaiser Alexander diesem nochmals das Wohl seines Volkes an's Herz zu legen. Alexander empfing ihn, wie in Paris, mit großer Freundlichkeit, und gab ihm die schönsten mündlichen Versprechungen. Daß aber von Rußland Polens Unabhängigkeit nicht zu erlangen war, hätten ihm folgende Worte Alexander's zeigen müssen: „Polen, ich achte und schätze eure Bestrebungen, euer Vaterland wieder zu gewinnen, und ihm eine würdige Stellung zu sichern: aber ein Zweig, der von dem Baume getrennt worden ist, aus dem er entsprungen, vereinigt sich wieder mit ihm, sobald man ihn mit dem Stamme wieder verbindet, welcher seine Stärke ausmacht. Von euch selbst hängt eure künftige Wiedergeburt ab: eure Bestimmung ist die des slavischen Volkes.“ — Demnach ist die Besitzergreifung Polens durch die Russen als eine erste Regung des Panslavismus zu betrachten, dessen Verwirklichung Rußland in unseren Tagen immer näher zu rücken sucht.

Kosciuszko begab sich nun in die Schweiz und besuchte Solothurn (Ende des Jahres 1815.,) wo sein Freund Zeltner geboren war. Er fand hier einen Bruder desselben und in diesem seinen Freund wieder. Sein Entschluß war bald gefaßt, in der Schweiz und in dieser Familie sein Leben zu beschließen. Sobald die Kunde von seiner Ankunft in der Stadt erscholl, begrüßte ihn der Staatsrath und die Bürgerschaft: Kos-

ciuszko lehnte jedoch alle äußeren Ehrenbezeugungen freundlich ab.

Auch die Zeltner'sche Familie in der Schweiz hatte mit Sorgen zu kämpfen: sie hatte durch die Ereignisse, deren Schauplatz die Schweiz gewesen war, bedeutende Verluste erlitten. Kosciuszko schloß sich enge an sie an und theilte mit ihr brüderlich alle ihre Sorgen. Er genoß in ihr am Abende seines Lebens das Glück einer stillen Häuslichkeit, was ihm, dem Manne mit dem tiefen Gemüth und warmen Herzen, auf seiner stürmevollen und unsteten Laufbahn bisher versagt gewesen war. Er stand allein da in einer fremden Welt. Fern von ihm auf dem väterlichen Gute Siechnowice in Polen lebte seine einzige Schwester. Kosciuszko blieb bis zum Tode seiner ersten Jugendliebe treu. Er hatte das Mädchen seiner Wahl nach der gewaltsamen Trennung von ihr nicht mehr gesehen; aber in brieflicher Verbindung blieb er mit ihr, selbst nachdem sie die Gattin eines Anderen, des Fürsten Joseph Lubomirski, geworden war. Noch von Solothurn schrieb er an sie, und Jünglingsfeuer erglühete in den Augen des Greises, wenn er von seiner Liebe sprach. — Eine besondere Neigung in dem Zeltner'schen Hause zu Solothurn wandte der alte Held der ältesten Tochter der Familie, einem Mädchen von 12 — 14 Jahren, Namens Emilie, zu. Er ertheilte ihr Unterricht in der Geographie und Geschichte und wirkte überhaupt auf ihre geistige und gemüthliche Entwicklung vielseitig ein. Er wollte sie zu einer edlen, patriotisch gesinnten Jungfrau heranbilden helfen, die für Vaterland und Freiheit, für alles Schöne und Große Sinn haben sollte. Emilie Zeltner übte ihrer Seits wieder eine große Gewalt über den General; er schlug ihr selten etwas ab. Wenn er zu etwas bewogen werden sollte, oder wenn ihm eine unangenehme Nachricht mitzutheilen war; so wurde sie zu ihm gesendet. Uebrigens war Kosciuszko im Allgemeinen ein Kinderfreund; er war der ganzen Jugend des Städtchens wohl bekannt und von ihr geliebt. Wenn er ausging, kamen die Kinder zu ihm

heran, gaben und küßten ihm die Hand, und er entließ sie nie ohne ein Geschenk. Den Aermeren gab er Geld; für die Kinder der Wohlhabenden hatte er Spielzeug, Obst und Zuckerwerk in der Tasche.

Kosciuszko's ganzes Leben war der Menschheit gewidmet; er lebte, er wirkte, er litt für Andere. War es ihm nicht mehr vergönnt, für sie im Großen thätig zu sein, so blieb er es im Kleinen. Was er früher für ein Volk gethan, das that er nun für Kinder und Arme. Er war immer und überall derselbe. Für sich kannte er keine Bedürfnisse, und was er erübrigte, das gab er Andern. Die größte Uneigennützigkeit, die höchste Mäßigung bezeichnete alle Lagen seines Lebens. Arm war er in den Dienst seines Vaterlandes getreten, und arm trat er aus demselben. Ein fühlendes, ein von Menschenliebe erfülltes Herz, Güte, Sanftmuth, die ihm die Herzen der Kinder gewannen, hatte er nie verläugnet, auch nicht im Gewühle der Schlacht. Keine Ausschweifung, kein Laster befleckten sein Privatleben; keine Härte, keine Grausamkeit sein öffentliches. Im Lager des Feldherrn, in der Wohnung des Diktators zu Warschau, im Hause der Familie Zeltner zu Berville und Solothurn herrschte dieselbe Einfachheit in der Lebensweise des trefflichen Mannes. Kein Schwarm von Bedienten, keine Equipage dienten ihm dort; kein Luxus umgab ihn hier. Wie im Felde den leinenen Kittel oder den grauen Krakusenrock, so trug er in Solothurn meist nur einen abgetragenen blauen Oberrock, in dessen linkem Knopfloch eine Rose oder eine rothe Nelke befestigt war. Die Blume fehlte selbst im Winter nicht, und einige Frauen in Solothurn hatten die Sorgfalt, ihn damit zu versehen.

Er stand im Sommer um fünf Uhr, im Winter um sechs Uhr auf und arbeitete bis zehn Uhr. Dann ritt er auf einem kleinen schwarzen Pferde aus. Die Zeit vor dem Mittagsessen verwendete er auf den Unterricht von Zeltner's Tochter, oder er las und zeichnete. Gegen vier Uhr Nachmittags spielte er in dem nahen Pro-

fessorenkollegium mit seinem Freunde Zeltner. Billard. Dann ritt er wieder spazieren oder machte Besuche. Abends sammelte sich um ihn ein kleiner Zirkel von Freunden. Bei seinen Spazierritten suchte er in der Regel die wenig betretenen Fußpfade auf, die zu den ärmlichen Hütten führten, welche zerstreut auf dem Gebirgsvorsprung des Jura liegen. Er band sein Pferd an einen Baum oder an eine Hecke fest und suchte die armen Leute in ihrer Wohnung auf, ging mit ihnen auf ihr Feld hinaus, was ihnen nichts als ein wenig Hafer und sparsam Kartoffeln trug. Bei'm Weggehen beschenkte er die Armen mit Geld und eilte so schnell davon, daß ihn ihr Dank nicht mehr erreichen konnte. Die Marmorsteinbrüche, eine halbe Stunde nordwärts von Solothurn am Fuße des Weißenstein, besuchte er häufig. Hier gewinnen viele Hundert Menschen durch schwere Arbeit ihre Nahrung. Stunden lang sah Kosciuszko ihrer Ameisenarbeit auf dem großartigen Gestein zu; er schritt von einem Sprengpunkte zum andern und betrachtete das wunderbare Gefüge des Steins. Wenn die Arbeiter mit übergroßer Anstrengung Steine wälzten, so legte er selbst mit hülfreiche Hand an: denn er konnte nicht müßig zusehen, wie andere sich plagten. Versteinerungen, Schieferabdrücke, Dendriten und dergleichen nahm er mit in die Stadt und schenkte sie den Kindern. — Bei der Einsiedelei von St. Verena verweilte er oft halbe Tage lang. Eine nahe Anhöhe gewährt eine herrliche Ansicht der Alpenkette. Eines Abends betrachtete er dort den Untergang der Sonne und sah sich vergebens nach einem Gegenstande um, auf welchem er ausruhen könnte. Als er des andern Morgens wieder kam, fand er für sich eine Bank von Brettern errichtet. Einige arme Leute, welche Holz lasen, hatten ihn beobachtet und in der Nacht noch seinem Bedürfnisse abgeholfen.

Fast alle arme Familien in und um Solothurn waren ihm bekannt; er war ein Trost aller Hülfsbedürftigen. In dem Winterhalbjahr von 1816 auf 1817, wo eine allgemeine Theurung selbst den Mittelstand zu

Boden drückte, war er unermüdlich thätig, die große Noth nach Kräften zu lindern. Kartoffelbrod war damals in der westlichen Schweiz noch eine gute Nahrung; die Armen in den Thälern des Jura suchten ihren Hunger mit Kräutern und Wurzeln, und Kuchen von Tannenrinde und Kleien zu stillen. Kosciuszko half eine Aktiengesellschaft begründen, welche Rumford'sche Suppe vertheilte, und spendete aus eigenen Mitteln täglich an fünfzig Arme Gaben in Geld. Wo ein Unbemittelter krank darnieder lag, da war er anzutreffen, und wenn es auch mehrere Stunden von seinem Wohnorte entfernt war. Er ritt, mit gutem Wein und mit besserem Brode versehen, hin, labte den Kranken und sprach ihm Trost zu. Er war den so Unterstützten meist gänzlich unbekannt, sie kannten seinen Namen nicht.

Sein kleines schwarzes Pferd indeß war mit der Wohlthätigkeit seines Herrn sehr bekannt: es blieb vor jedem Bettler auf dem Wege aus freien Stücken stehen, weil es wußte, daß Jeder eine Gabe erhielt. Es that dies sogar, wenn es von einem anderen Reiter geritten wurde.

Doch nicht allein auf Almosengeben beschränkte sich Kosciuszko's menschenfreundliche Gesinnung. Ueberall zu helfen und zu dienen, war ein Bedürfniß seiner schönen Seele. — Ein junges Mädchen, dessen Aeltern gestorben waren, hatte den Entschluß gefaßt, in's Kloster zu gehen: in Solothurn aber wurden keine Nonnen aufgenommen, wenn sie nicht ein bestimmtes Vermögen mitbrachten. Die Jungfrau wendete sich vertrauungsvoll an Kosciuszko. Dieser antwortete ihr, daß er es nicht gerne sähe, wenn sich junge Mädchen in ein Kloster vergrüben; sie möge ihren Entschluß noch ein Jahr lang überlegen, und wenn sie auf demselben beharre, wieder kommen. Als sie nach Verlauf eines Jahres wieder erschien, gab er ihr die erforderliche Summe und wohnte der Einkleidung bei.

Zwei arme Frauen in Solothurn, beide Mütter einer zahlreichen Familie, hatten den Hunger und die

Kälte des Winters von 1816 geduldig ertragen. Da aber erreichte ihre Noth den höchsten Grad; nur 24 Stunden noch sollten sie im Besitz ihrer dürftigen Habe bleiben können; sie sollte versteigert werden, um die drängenden Gläubiger zu befriedigen. Sie wendeten sich an Frau Zeltner, schilderten ihr ihre verzweifelte Lage und baten sie, mit dem General zu sprechen. Kosciuszko hatte an diesem Tage gerade viele und reiche Gaben ausgetheilt, und Zeltner's Gattin nahm deswegen Anstand, ihn um eine bedeutendere Summe anzugehen. Nach dem Abendessen, gegen Mitternacht, bemerkte der General selbst, daß sie etwas auf dem Herzen hatte und fragte sie darum. Nachdem er ihr Anliegen erfahren hatte, übergab er ihr sogleich die ganze Summe, die Schulden der Bedrängten zu tilgen. Er bat sie, noch in der Nacht den Armen das Geld zuzustellen. „Und wenn sie schon schlafen," sagte er, „so wecken Sie dieselben; denn sie werden weit besser schlafen, wenn sie die Gewißheit haben, daß ihr Eigenthum morgen nicht verkauft wird."

In den Sommermonaten des Jahres 1816 machte Kosciuszko von Solothurn aus mehrere kleine Ausflüge. Er besuchte die merkwürdigsten Gegenden der Schweiz und namentlich ihren geschichtlich-klassischen Boden. Sein Freund Zeltner war sein gewöhnlicher Begleiter. Als er auf einer dieser Wanderungen das Schlachtfeld von Morgarten betrat, ergriff er hastig Zeltner's Hand und rief im Tone der tiefsten Wehmuth aus: „Ach, hätte mich bei Macziewice auch ein Hünengrab gemahnt und hätte Poninski Reding's Schnelligkeit besessen."

Was er auf diesen Reisen zweckmäßiges Neues sah in geistiger und materieller Beziehung, suchte er auf den Boden seines fernen Vaterlandes zu verpflanzen; denn der Gedanke an dieses verließ ihn nirgends, wo er sich auch befand.

In Yverdun suchte er sich genau mit Pestalozzi's Lehrmethode bekannt zu machen. Er besuchte dessen Lehranstalt, und wohnte zwei Tage lang (27. und

28. Mai 1816.) allen Unterrichts und Erholungsstunden bei. Der graue Feldherr saß da mitten unter der blühenden Jugend und wandte sich fragend bald an die Kinder, bald an ihre Lehrer. Pestalozzi's Grundgedanke, mit dem öffentlichen Unterrichte ein veredeltes Familienleben zu verbinden, die geistige und körperliche Ausbildung Hand in Hand gehen zu lassen, und durch den Unterricht die Gesammtkraft des Menschen möglichst vollkommen zu entwickeln, gefiel ihm, und sogleich bildete sich in ihm der Plan, auch in Polen solche Schulen und Seminarien für Volksschullehrer zu begründen.

Das landwirthschaftliche Institut Fellenberg's in Hofwyl besuchte er mit gleichem Interesse. Auch solche Anstalten wünschte er auf sein Vaterland zu übertragen. Täglich beobachtete er die schweizer Landleute bei der Bestellung ihrer Aecker und Wiesen, bei der Wartung des Viehs, bei der Bereitung ihres Käses u. s. w. Die gemachten Beobachtungen brachte er zu Papier und sendete sie in Briefen nach Polen.

Auf einer Rückreise aus dem Berner Oberland stürzte er in der Gegend von Vevay mit dem Pferde. Er mußte in Folge dieses Sturzes drei Tage lang das Bett hüten, und konnte nur unter Schmerzen seine Reise nach Solothurn fortsetzen. Doch genas er hier unter der sorgsamen Pflege der Zeltner'schen Familie bald wieder.

Er sendete im August desselben Jahres die Summe von 1000 Francs nach Warschau als Beitrag zur Errichtung eines Triumpfbogens für Kaiser Alexander. So ernst waren seine Erwartungen, daß durch diesen das Glück seines Volkes begründet werde; so fest vertraute er auf die Versprechungen, welche er bei seinen zweimaligen Unterredungen mit dem Kaiser erhalten hatte. Wie hoffnungslos mußten ihm die Zustände seines Landes erscheinen, daß er von den Russen allein dessen Heil erwartete. Und doch ging die Freiheit dem greisen Helden noch über alles; sie war das Ideal seines Alters, wie sie der Traum seiner Jugend gewesen war. Und nicht verstand er sie, wie sie der polnische Adel noch im Jahr

1830 verstand. Sie war ihm die ganze volle Freiheit; wie die Luft und die Sonne, ein Gemeingut Aller. Er hatte ihre Segnungen ja in den Ländern der Freiheit, in Amerika und in der Schweiz gesehen, und auch sie suchte er, soweit seine Kraft reichte, in seinem geknechteten Vaterlande darzustellen. Seine letzte öffentliche Handlung war ihrem Dienst gewidmet. Am 2. April 1817 erschien er vor dem Notar Xaver Amiet in Solothurn und ließ eine Urkunde ausfertigen, durch welche er allen seinen Leibeigenen auf seinem Gute in Polen die Freiheit schenkte. Sie lautet:

„Durchdrungen von der Wahrheit, daß die Leibeigenschaft dem Naturrechte und der Wohlfahrt der Staaten zuwider ist, erkläre ich die gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft auf meiner in Polen in der Woiwodschaft Brzesc liegenden Herrschaft Siechnowicze von jetzt an auf ewige Zeiten, für mich sowohl, als den künftigen Besitzer derselben. Ich erkläre also die Landleute des Dorfes, welches von dieser Herrschaft abhängt, zu freien Staatsbürgern und vollkommenen Eigenthümern der Liegenschaften, welche sie bis dahin besessen. Ich spreche sie frei von allen Abgaben, Gefällen und persönlichen Dienstleistungen ohne Ausnahme, zu denen sie bisher gegen die Besitzer des Schlosses und der Herrschaft verpflichtet waren. Ich ersuche sie blos zu ihrem eigenen Vortheile und zum Wohl des Staates, für gute Schul- und Bildungsanstalten zu sorgen.“ — Das Gut selbst schenkte er durch dieselbe notarielle Urkunde seiner Nichte, der Frau Katharina Estkowa, und ihren Kindern.

Am 1. Oktober desselben Jahres überfiel ihn die Todeskrankheit. Er war erst kurz vorher von einem Ausfluge nach Solothurn zurückgekehrt, als er an dem damals allgemein verbreiteten Nervenfieber erkrankte. Er fühlte die Annäherung seines Todes und machte sein Testament. Nachdem er es beendet hatte, legte er freudig die Feder aus der Hand, richtete den Blick gen Himmel und rief aus: „Jetzt ist mir wohl!“ Er sprach mit seiner Umgebung oft und lange von seinem bevorstehenden

Ende. Sein Inneres war ruhig, sein Blick heiter, der tiefste Friede über seine ganze Seele ausgegossen. Die Gegenwart verschwand vor ihm, wie das bei großen Sterbenden immer der Fall ist. Vor seinen scheidenden Blicken schwebten die Thaten seiner Vergangenheit vorüber, und von ihnen schweiften die Gedanken auf seines armen Vaterlandes Zukunft. In den letzten Tagen seiner Krankheit sprach er fast von nichts anders mehr, als von ihm, und prophetisch erklangen die Worte des Sterbenden über die zukünftigen Schicksale seines Volkes.

Als er die beschleunigten Schritte seiner herannahenden Auflösung fühlte, wollte er feierlich von Allen Abschied nehmen, die den Abend seines Lebens erheitert hatten. Er ließ sich nach alter polnischer Heldensitte den Säbel reichen, der einst in den Schlachten für die Freiheit und sein Vaterland mit ihm gewesen war. Der Säbel war in seiner letzten Schlacht, bei Macziewice, in seiner Hand von einer Kugel zerschmettert worden. Gebrochen, wie sein Säbel, lag der Held jetzt unter ihm da. Er hielt ihn fest in der Hand, und ertheilte so Zeltner'n und dessen Gattin und ihren Kindern den Segen. Dann befahl er seinem Säbel die Hut seiner Asche. Sobieski's Säbel, den ihm seine Waffenbrüder (1799) aus Italien übersendet hatten, befahl er, in die Heimath zurück zu bringen und für bessere Zeiten und größere Thaten aufzubewahren.

Am 12. Oktober wurde das Fieber heftiger; doch behielt Kosciuszko den vollen Gebrauch seiner Geisteskräfte bis zum letzten Athemzuge. Am Morgen des 15. Oktober erwachte er aus einem langen und tiefen Schlummer; um sein Lager standen die drei Glieder der Zeltner'schen Familie; auf sie fiel sein erster Blick. Er fühlte sich gestärkt, streckte seinem Freunde Zeltner freudig die Hand entgegen und rief ihm mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit „guten Morgen" zu. Während des Sprechens aber wurde seine Stimme immer schwächer und er selbst verlangte nach dem Arzte. Dieser (Dr. Schärer) eilte herbei und wendete alle Mittel an, das fliehende

Leben so lange als möglich zu fesseln. — Gegen zehn Uhr Abends richtete sich der Kranke empor, als wolle er etwas sagen, wozu er alle seine Kräfte nöthig habe. Aber die Stimme versagte ihm. Er reichte Zeltner die Rechte und dessen Gattin die Linke dar, lächelte zu seiner jungen Freundin Emilie hinüber, die zu den Füßen seines Lagers stand, und nahm so von den drei geliebten Personen zugleich Abschied. Dann lehnte er sich langsam zurück und mit einem Seufzer schied seine schöne Seele von hinnen.

Tiefe Trauer verbreitete sich in der Stadt, als die Kunde von des Helden Tod in ihr erscholl. Er hatte in dem Lande der Freiheit seine Seele ausgehaucht, und jeder Schweizer fühlte den Verlust, den die Sache der Freiheit durch seinen Tod erlitten. Aber auch einer der edelsten Menschenfreunde war geschieden, und trostlos weinten die Armen und Hülfsbedürftigen, denn sie hatten in ihm alle einen Vater verloren. Schon während seiner Krankheit war das Haus nicht leer von dankbaren Personen geworden, die sich nach dem Befinden ihres Wohlthäters erkundigten.

Die Sektion (16. Oktober) ergab, daß sein Körper weniger der besonderen Krankheit, als einer allgemeinen Entkräftung erlegen war, welche die Aerzte als eine späte Folge der vielen schweren Wunden und des durch sie veranlaßten Blutverlustes betrachteten. Er hatte nach seiner letzten unglücklichen Schlacht nie mehr seine volle frühere Körperstärke erlangt; er welkte an ihren Wunden, die in der russischen Gefangenschaft höchst nachlässig waren behandelt worden, langsam dem Grabe zu. — Seine ganze Brust war mit Narben bedeckt, und auf dem Kopf kreuzten sich drei Hiebe.

Die Leiche wurde einbalsamirt und in einfachem schwarzen Kleide auf dem Paradebette ausgestellt. Auf sammtnen Polstern ruhete der Körper des vielgeprüften Helden. In dem schwarz behängten Saale flimmerte Kerzenlicht, und die leisen Gebete der Besuchenden erhoben sich um die entseelte Hülle. Von fern her kamen die Land-

leute und Armen, ihren Wohlthäter noch einmal zu sehen.

Drei Tage später wurde Kosciuszko's Leiche um 12 Uhr Mittags bestattet. Der Magistrat von Solothurn hatte während dieser Zeit alles Fahren in den Straßen der Stadt verboten; das Geläute aller Glocken ertönte. Den Zug eröffneten die Waisenkinder, mit schwarzem Flor umhüllt, und mit Blumensträußen in den Händen; ihnen folgte die Schuljugend und das Korps der Studenten. Die sämmtliche Geistlichkeit im kirchlichen Ornate schritt der Bahre voran. Diese wurde, nach Kosciuszko's letztwilliger Verfügung, von sechs armen Greisen getragen. Auf ihr ruhete der offene Sarg; Solothurns Bewohner sahen zum letztenmal die Züge ihres großen Gastes. Auf schwarzen Sammetkissen trugen sechs Jünglinge den Hut und das Schwert, den Kommandostab und den Cincinnatusorden des todten Polen-Feldherrn, eine Lorbeerkrone und einen Eichenkranz. Hinter dem Sarge gingen Zeltner und die übrigen Freunde; viele Rathsherrn und Beamte, die Zünfte der Bürgerschaft, viele arme Männer und Frauen schlossen sich an. In der ehemaligen Jesuitenkirche wurde das Todtenamt gehalten, und die Leiche darauf im Beisein von zwölf Zeugen in einen bleiernen Sarg gelegt. Dieser Sarg wurde mit dem Siegel der Republik versehen, und in einen zweiten von Eichenholz eingeschlossen. In die Gruft unter der Kirche wurde der Feldherr beigesetzt. Doch erschollen dabei keine Geschützessalven; keine militärischen Ehrenbezeugungen fanden statt. Denn in der freien Schweiz ist auch der Krieger Bürger, und sie kennt keine militärische Ehre und keinen militärischen Pomp. Die Thränen der Armuth und der Freundschaft, die Thränen des Dankes und der Liebe sanken in des Edlen Grab. Sie waren seine letzten Ehrenbezeugungen, und feierliche Stille herrschte umher.

In Kosciuszko's Testament war sein Freund Zelt-

ner, und besonders dessen Tochter Emilie bedacht, welche er reich ausstattete. Das Bürgerhospital und die Armen erhielten bedeutende Summen; ebenso das Waisenhaus. Seinem schweizerischen Agenten und Geschäftsführer, dem Notar Xaver Amiet, übergab er noch besondere Summen zur Vertheilung unter solche Hülfsbedürftige, deren Ehrgefühl ihnen nicht erlaubte, sich unter die Zahl der Unterstützung suchenden Armen aufnehmen zu lassen. Durch einen eigenen Artikel des Testaments wurde der Notar ersucht, nach seinem Tode alle seine Papiere zu verbrennen, die in polnischer Sprache geschrieben waren. Dieses Verlangen ist auch erfüllt worden. Der letzte Artikel seines Testaments verordnete ein einfaches Leichenbegängniß ohne Aufwand und Pracht und das Tragen seines Sarges durch sechs arme Männer.

Aber nicht die Schweiz allein brachte den Manen des Dahingeschiedenen den Zoll ihrer Verehrung dar. Die ganze gebildete Welt schloß sich ihr an. Wohin sich die Nachricht von seinem Tode verbreitete, in Frankreich, England, gegen das er gefochten hatte; Deutschland, Schweden, Polen und Rußland, in Amerika; überall wurden öffentliche Trauerfeierlichkeiten für ihn gehalten.

Lafayette, sein Freund und Mitstreiter in dem nordamerikanischen Freiheitskampfe, sprach bei der Leichenfeier, welche seine Waffengefährten in Frankreich ihm zu Ehren hielten, (31. Oktober 1817 in der Kirche zu St. Rochus) folgende Worte zu seinem Gedächtniß:

„Alle Männer, welche Vaterland, Recht und Gesetz vertheidigt haben, ohne diese heilige Angelegenheit mit einer unwürdigen Handlung zu entehren, verdienen, daß öffentliche Anerkennung ihr Andenken in dem Momente verewige, wo sich die Gruft über ihrer sterblichen Hülle schließt. Von Kosciuszko sprechen, heißt eines Mannes erwähnen, welcher selbst von den Fürsten, gegen die er gekämpft hat, hochgeschätzt worden ist; sein Name gehört der ganzen gebildeten Welt an, seine Tugenden der ganzen Menschheit.“

„Amerika zählt ihn unter seine berühmtesten Vertheidiger. Polen beweint in ihm einen Patrioten, dessen Leben seiner Freiheit und Unabhängigkeit geweiht war. Frankreich und die Schweiz bewundern selbst in seiner Asche noch den besten Menschen, Christen und Wohlthäter. Rußland erblickt in ihm einen, in Grundsätzen unerschütterlichen Mann, dessen Festigkeit das Unglück und Verkennung nur verstärkten. Die Polen betrachteten sich alle wie seine Kinder. Sie umgaben ihn mit ihrer Liebe und Ehrfurcht wie mit einer Nationalhülle. In ihr zeigten sie ihn mit Stolz den andern Nationen als Muster jeder vaterländischen Tugend. Er war groß an der Spitze der Armeen, und bescheiden im häuslichen Kreise; furchtbar als Krieger, rein als Mensch, unbescholten als Bürger; er erwies selbst denen Gutes, welche ihn beleidigt hatten; er hat seine Vaterlandsliebe nie durch eine unedle That entstellt."

Es ist dieser Charakterschilderung nichts hinzuzusetzen; sie ist durch und durch wahr. Den Polen war er in der Nacht ihrer Trübsal wie ein lichter Punkt erschienen, an den sich alle ihre Hoffnungen knüpften. Sie hatten, so lange er lebte, in allen Orten ihres Vaterlandes, in allen Kollegien und Korporationen des Volkes, seinen Geburtstag gefeiert. Cirkularschreiben des Senats der freien Stadt Krakau an alle öffentliche Beamte des Vaterlandes bestimmten nun den Tag, an welchem Krakau seine Todtenfeier begehen wollte, damit er zu einem Trauertage für ganz Polen werde. Dieser Tag war der 14. November des Jahres 1817. In Warschau nahmen der ganze Senat, die Universität, alle Beamte, das Militär und die Bürgerinnungen, so wie eine große Menge Landvolk an der Feier Theil. Der alte Freund und Leidensgefährte des todten Feldherrn, der Dichter, Gelehrte und Staatsmann, Niemcewicz, hielt hier die Leichenrede. In Krakau hielt sie der Präsident der Republik, der Graf Stanislaus Wodzicki. Die Akademie der Wissenschaften zu Krakau bestimmte eine goldene

ner, und besonders dessen Tochter Emilie bedacht, welche er reich ausstattete. Das Bürgerhospital und die Armen erhielten bedeutende Summen; ebenso das Waisenhaus. Seinem schweizerischen Agenten und Geschäftsführer, dem Notar Xaver Amiet, übergab er noch besondere Summen zur Vertheilung unter solche Hülfsbedürftige, deren Ehrgefühl ihnen nicht erlaubte, sich unter die Zahl der Unterstützung suchenden Armen aufnehmen zu lassen. Durch einen eigenen Artikel des Testaments wurde der Notar ersucht, nach seinem Tode alle seine Papiere zu verbrennen, die in polnischer Sprache geschrieben waren. Dieses Verlangen ist auch erfüllt worden. Der letzte Artikel seines Testaments verordnete ein einfaches Leichenbegängniß ohne Aufwand und Pracht und das Tragen seines Sarges durch sechs arme Männer.

Aber nicht die Schweiz allein brachte den Manen des Dahingeschiedenen den Zoll ihrer Verehrung dar. Die ganze gebildete Welt schloß sich ihr an. Wohin sich die Nachricht von seinem Tode verbreitete, in Frankreich, England, gegen das er gefochten hatte; Deutschland, Schweden, Polen und Rußland, in Amerika; überall wurden öffentliche Trauerfeierlichkeiten für ihn gehalten.

Lafayette, sein Freund und Mitstreiter in dem nordamerikanischen Freiheitskampfe, sprach bei der Leichenfeier, welche seine Waffengefährten in Frankreich ihm zu Ehren hielten, (31. Oktober 1817 in der Kirche zu St. Rochus) folgende Worte zu seinem Gedächtniß:

„Alle Männer, welche Vaterland, Recht und Gesetz vertheidigt haben, ohne diese heilige Angelegenheit mit einer unwürdigen Handlung zu entehren, verdienen, daß öffentliche Anerkennung ihr Andenken in dem Momente verewige, wo sich die Gruft über ihrer sterblichen Hülle schließt. Von Kosciuszko sprechen, heißt eines Mannes erwähnen, welcher selbst von den Fürsten, gegen die er gekämpft hat, hochgeschätzt worden ist; sein Name gehört der ganzen gebildeten Welt an, seine Tugenden der ganzen Menschheit.“

„Amerika zählt ihn unter seine berühmtesten Vertheidiger. Polen beweint in ihm einen Patrioten, dessen Leben seiner Freiheit und Unabhängigkeit geweiht war. Frankreich und die Schweiz bewundern selbst in seiner Asche noch den besten Menschen, Christen und Wohlthäter. Rußland erblickt in ihm einen, in Grundsätzen unerschütterlichen Mann, dessen Festigkeit das Unglück und Verkennung nur verstärkten. Die Polen betrachteten sich alle wie seine Kinder. Sie umgaben ihn mit ihrer Liebe und Ehrfurcht wie mit einer Nationalhülle. In ihr zeigten sie ihn mit Stolz den andern Nationen als Muster jeder vaterländischen Tugend. Er war groß an der Spitze der Armeen, und bescheiden im häuslichen Kreise; furchtbar als Krieger, rein als Mensch, unbescholten als Bürger; er erwies selbst denen Gutes, welche ihn beleidigt hatten; er hat seine Vaterlandsliebe nie durch eine unedle That entstellt.“

Es ist dieser Charakterschilderung nichts hinzuzusetzen; sie ist durch und durch wahr. Den Polen war er in der Nacht ihrer Trübsal wie ein lichter Punkt erschienen, an den sich alle ihre Hoffnungen knüpften. Sie hatten, so lange er lebte, in allen Orten ihres Vaterlandes, in allen Kollegien und Korporationen des Volkes, seinen Geburtstag gefeiert. Cirkularschreiben des Senats der freien Stadt Krakau an alle öffentliche Beamte des Vaterlandes bestimmten nun den Tag, an welchem Krakau seine Todtenfeier begehen wollte, damit er zu einem Trauertage für ganz Polen werde. Dieser Tag war der 14. November des Jahres 1817. In Warschau nahmen der ganze Senat, die Universität, alle Beamte, das Militär und die Bürgerinnungen, so wie eine große Menge Landvolk an der Feier Theil. Der alte Freund und Leidensgefährte des todten Feldherrn, der Dichter, Gelehrte und Staatsmann, Niemcewicz, hielt hier die Leichenrede. In Krakau hielt sie der Präsident der Republik, der Graf Stanislaus Wodzicki. Die Akademie der Wissenschaften zu Krakau bestimmte eine goldene

Medaille und einen Preis von 100 Dukaten für das beste Gedicht zu Ehren Kosciuszko's, in welcher Sprache es auch geschrieben sei.

Die große Trauer seines Landes war hiermit jedoch noch nicht beschwichtiget. Das Volk verlangte seinen Helden von der fremden Erde zurück; er sollte in dem Boden ruhen, für den sein Blut geflossen war. Der Statthalter des Königs von Polen, der Fürst Zajanczek, lieh diesem Wunsche der ganzen Nation seine Stimme; er bat den Kaiser Alexander, die Leiche abholen zu dürfen. — Alexander sendete sogleich einen seiner Kammerherrn, den Fürsten Anton Jablonowski, nach Solothurn und ließ ihn in Verbindung mit dem russischen Bevollmächtigten bei der schweizer Eidgenossenschaft (dem Baron von Krüdener) um die Uebergabe der Leiche anhalten. Der Staatsrath von Solothurn konnte sie nicht verweigern.

Die ganze Bürgerschaft mit ihren Behörden gab dem Sarge das Geleite bis an die Stadtthore. Eine Abtheilung schweizer Kavallerie eskortirte ihn weiter. Die Stadt Solothurn hatte den Freund des Verstorbenen, den Altregierungsstatthalter Zeltner, und dessen Sohn zu Abgeordneten bestimmt, die ihn bis Polen begleiten sollten. Am 29. März 1818 kam die Leiche in Ulm an, und wurde auf der Donau bis Wien befördert; von da ging sie zu Wagen weiter bis Krakau.

Eine Stunde vor Krakau schon wurde der Sarg von den Großbeamten der Republik in Empfang genommen und in der Kirche zu St. Florian in der Vorstadt gleiches Namens niedergesetzt. Des andern Morgens trat der Leichenzug in die Stadt selber ein. Er war einfach, wie das Leben dessen, dem er galt. Alte Krieger von ausgezeichnetem Rang trugen den Sarg, dem schwarz behängte Trauerrosse folgten. Ihm zur Seite gingen zwei Jungfrauen, die Eichenkränze und Zweige von Trauerweiden trugen, als Zeichen der zwei trauernden Erdtheile. Hinter dem Sarge folgte der Generalstab,

der Senat, die Geistlichkeit, die Bürgerschaft und das Volk. Bei dem Berge Wawel, einer Anhöhe an den Ufern der Weichsel, wo der Polenherzog Krakus um das Jahr 700 den ersten Grund zu einem Schlosse gelegt haben soll, hielt der Präsident der Republik eine Rede. In der Kathedrale war ein prachtvoller Katafalk in Form eines Kenotaphiums errichtet; dieser nahm den Sarg auf; Sobieski's Säbel und ein Lorbeerzweig lagen darauf. Rings um den Katafalk stellten Oelgemälde merkwürdige Züge aus dem Leben des großen Mannes dar. Ein Jugendbildniß zeigte ihn im Kadettenkleide, die mühevolle Laufbahn im Dienste seines Vaterlandes betretend; ihm gegenüber hing ein anderes, was erst wenige Wochen vor seinem Tode vollendet worden war. Ein drittes Bild stellte ihn als amerikanischen Offizier vor, wie er aus Washington's Händen den Cincinnatusorden empfängt; ein viertes den polnischen Naczelnik, dem Krakaus Bürger den Eid der Treue schwören. Auf einem anderen Bilde blickt er ruhig in die stürmische See; und wieder auf einem anderen sinkt er in der Unglücksschlacht mit Blut überströmt vom Pferde und mit dem Todesrufe für sein Volk: „finis Poloniae!" — Das Volk empfing, an seinem Sarge knieend, den priesterlichen Segen. Aus des todten Helden Asche erhob sich in seinen Busen der Phönix der Freiheit. Ja, solche Todte sind Heilige, die das Volk mit Recht verehrt. Die Thränen, die an ihren Gräbern zu Boden sinken, müssen zu Diamanten werden, welche die Fesseln der Tyrannei zerschneiden, und wären sie Jahrhunderte alt!

Um den großen Todten auch in seinem Sinne als Wohlthäter der Armen zu ehren, sammelten während der Trauerfeierlichkeit Jungfrauen (die Gräfinnen Angelika und Karoline Wodzicka) an den Pforten des alten Domes Geldbeiträge für das Versorgungshaus in Krakau.

Am Schlusse der Feierlichkeit wurde der Sarg in der alten Königsgruft beigesetzt. Es zieht sich diese in

großartigen Gewölben unter der ganzen Domkirche hin. Der großen Eingangspforte gegenüber wölbt sich eine unterirdische Kapelle. Stanislaus August hatte sie im Jahre 1788 erbaut in der Hoffnung, einst selbst darin zu ruhen. Sie ist durch jonische Säulen in mehrere Räume abgetheilt und umschließt bis jetzt drei Sarkophage, in denen die Gebeine polnischer Helden ruhen. König Johann Sobieski, Joseph Poniatowski und Thaddäus Kosciuszko schlummern hier. Sobieski's Grabdenkmal ist prachtvoll aus Bronze gearbeitet und wird von vier Sklaven aus demselben Metalle getragen; ein Sarg von schwarzem Marmor steht darin. O, wohl müssen Sklaven noch die Särge der Könige tragen, wie sie ihre goldenen Throne ertragen und stützen: gäbe es keine Sklaven, so gäbe es auch keine Könige mehr! Poniatowski's Sarkophag ist geschmackvoll aus Blei gearbeitet und mit Eichenholz bekleidet. Das dritte ist ganz einfach und bescheiden, es trägt als einzige Zierde ein einziges Wort, den Namen: „Kosciuszko."

Aber immer noch war die Liebe seiner Nation erfinderisch, ihrem Schmerze Ausdruck und Gestalt zu verleihen. Noch ein Denkmal sollte sich zu seines Namens Gedächtniß erheben, das der Zahn der Zeit nicht zu zerstören vermag, ein riesiger Grabeshügel, ein gewaltiges Hünengrab, wie sie die Väter in den Tagen der Vorzeit aufwarfen, als die Hand den Meisel noch nicht zu führen verstand; als sich das Erz noch nicht unter dem Schlage ihrer Hämmer schmiegte und sich glühend in Formen ergoß. Und an diesem Grabeshügel sollte Alles aufwerfen helfen, was Hände hatte, zu arbeiten, sei es Jung oder Alt, Arm oder Reich, Edelmann oder Bauer, Mann oder Weib. Sie legten Hand an's Werk, und vollendeten es, wie sie es erdacht hatten, und Rußlands Kaiser Alexander gab ihnen bereitwillig die Erlaubniß dazu! Warum denn nicht? Warfen die Armen denn nicht ihren eigenen Grabeshügel auf, das Hünengrab der ganzen Nation?! Der Hügel erhob sich

auf der die Weichsel beherrschenden Anhöhe Bronislawa. Dieser Name soll uralt sein und in unserer Sprache „Vertheidiger des Ruhmes" bedeuten. Wohl konnte keine bessere Stelle gewählt werden, einem Kosciuszko den Hügel aufzuwerfen! Drei Jahre arbeiteten sie an diesem Denkmale (vom 16. Oktober 1820 bis zum 16. Oktober 1823); der Hügel erhebt sich 300 Fuß hoch und heißt der Kosciuszko-Hügel (die Mogila Kosciuszki); er liegt den Monumenten des heiligen Krakus und der Königin Wanda gegenüber. In dem Bezirke des Hügels wurde ein Grundstück angekauft, auf welchem nahe bei der Kapelle zu St. Bronislawa für vier Bauern, die unter Kosciuszko gefochten hatten, Wohnungen erbaut wurden. Diese Bauern haben diese Wohnungen mit ihren Familien bezogen und waren beauftragt, den Hügel mit Gesträuch zu bepflanzen und für dessen Unterhaltung zu sorgen. Ein gut angelegter Weg führt in Schlangenwindungen auf den Gipfel des Hügels und oben hat man eine freie Aussicht auf die schönen Ufer der Weichsel und auf die alte Königsstadt und auf das geknechtete Land. Als der Hügel emporstieg, war das Eckchen Land, in dessen Bereich er lag, noch frei, ein trauriger Rest von dem alten Polenlande. Aber frei war es noch, und freute sich dieser Freiheit. Und nun, nun ist auch es dahingesunken unter den Grabeshügel, den es sich prophetisch selber aufgeworfen hat. Auch dieser Rest ist eine Beute der fremden Räuber geworden, und neues Blut ist unterdessen in Strömen geflossen, und neue Greuel sind geschehen in allen Theilen des zerbrochenen Landes. Wie lange wird es dauern noch, daß über den Gebeinen des Helden, der in zwei Welttheilen für die Freiheit focht, Ketten klirren? Wie lange wird es dauern, fragt der ungeduldige Menschengeist! Aber was ist denn lange in der Geschichte? Die ewige Gerechtigkeit und ihre Vergeltung schreitet oft langsam, aber sicher. Ihr vertrauet; sie täuschet nicht! Das polnische Volk hat

ungeheure Anstrengungen zu seiner Befreiung gemacht. Sie sind bisher mißlungen: aber sie zeugen von ungebeugter Nationalkraft, und dieser muß die Palme werden. Das Volk wird gereinigter aus seiner Bluttaufe hervorgehen. So gewiß die Nationen Europas ihr Kulturleben noch nicht vollendet haben; so gewiß sie nicht dem orientalischen Despotismus, den Mongolen, Baschkiren und Kosaken, in die blutigen Arme zu sinken bestimmt sind: so gewiß wird Polen wieder erstehen; so gewiß „ist Polen nicht verloren!“ Es wird die Stunde kommen, und sie ist vielleicht schon nahe, wo

„Niederwirft die Erdengötter,
Was gebückt im Staube lag;
Und aus Nacht und Sturm und Wetter
Blüht der Allerfreiheitstag.“

Johann Friedrich Oberlin.

Von

H. L. Egidius.

Was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.

Jesus Christus (Ev. Matth. 25, 40.)

Johann Friedrich Oberlin.

(Geb. den 31. August 1740 in Straßburg, gest. den 1. Juni 1826 in Waldbach.)

Die Geschichte der ältesten christlichen Kirche erzählt von einem reichen Jüngling, *Antonius* war sein Name, der seine Güter den Armen seiner Vaterstadt Alexandrien schenkte und sich in die Einsamkeit der Wüste Aegyptens zurückzog, wo er in kühner Verachtung der Welt und in hartem Kampfe mit sich selbst *achtzig* Jahre seines Lebens verbrachte und mit nie erhörter Selbstkasteiung nach dem Ruhme christlicher Vollkommenheit trachtete. Die Mit- und Nachwelt, voll von Bewunderung solcher seltsamen Größe, hat mit dem Kranz eines *Heiligen* das Gedächtniß dieses Mannes der Wüste geschmückt, der „allein durch seine Frömmigkeit herrlich, kinderlos der Vater eines unermeßlichen Geschlechtes" geworden, — der *geistige Vater der Einsiedler und Mönche*, welche die Lebensweise dieses seltsamen Heiligen nachahmten. — Die neuere Zeit kennt einen anderen Ruhm christlicher Frömmigkeit, der ihr größer dünkt vor Gott und würdiger der Nachfolge erscheint. Auch die protestantische Kirche hat ihre Helden und Männer Gottes; aber sei es zur Unterscheidung der ihrigen von denen der alten Kirche, oder sei es, daß sie zu Zeugnissen ihrer Bewunderung entsprechendere Namen wählte, wenigstens mit dem Namen eines *Heiligen* war sie sparsamer. Und doch würde Einer vor Allen diesen Namen ver-

dienen, der Pfarrer Oberlin im Steinthale, der fast sechszig Jahre lang der Vater seiner Gemeinden war und, anstatt aus der Welt in die Einsamkeit der Wüste sich zurück zu ziehen und daselbst in thatenloser Frömmigkeit seine Tage hinzubringen, die Wildniß des Steinthals zu einem Garten Gottes umwandelte.

Die Gegend, welche der Schauplatz von Oberlin's neunundfünfzigjähriger Wirksamkeit als treuer Hirte seiner Gemeinden war, das Steinthal, ist eine im nordöstlichen Frankreich, an der Gränze vom Elsaß und Lothringen gelegene Grafschaft von etwa sechs Stunden im Umkreis, welche von der Ruine des alten Schlosses Stein ihren Namen hat. Zwei Pfarreien enthält diese Grafschaft, die römisch-katholische Pfarrei Rothau und die lutherische Pfarrei Waldbach, zu welcher noch vier Filialgemeinden gehören. In Folge mehrmaliger Verwüstungen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und zur Zeit des Königs Ludwigs XIV. befand sich noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Steinthal in einem höchst traurigen Zustande, und das Elend und die Entsittlichung der ganz verwahrlosten Bewohner, die übrigens durch ein im westphälischen Frieden erlangtes Privilegium unbeschränkter Glaubensfreiheit genossen, war unbeschreiblich groß. — Als im Jahre 1750 der lutherische Geistliche Stuber, Oberlin's Vorgänger im Amte, die Pfarrei Waldbach übernahm, erlebte er daselbst folgenden charakteristischen Auftritt. Im Schulhause, einer elenden Hütte, fand er die liebe Jugend ohne alle Aufsicht, tobend und lärmend versammelt. Auf seine Erkundigung nach dem Schulmeister erhielt Stuber, nach langer vergeblicher Mühe, endlich Rede und Antwort; in der Ecke des Zimmers lag auf einem ärmlichen Bette ein altes runzeliges Männchen, welches auf die Frage des Geistlichen: „Seid Ihr der Schulmeister, guter Freund?" mit einem: „Ja, Herr!" antwortete. „Was lehrt Ihr die Kinder?" fragte Stuber weiter. „Nichts, Herr!" war die naive Antwort. „Nichts," fragte der erstaunte Geistliche, „warum denn nicht?" —

„Weil ich selber Nichts weiß," hieß es. — „Wie seid Ihr denn aber Schullehrer geworden?" fuhr Stuber fort. Da bekannte denn der Alte in seiner Einfalt, daß er früher Schweinhirte in Waldbach gewesen, bei eingetretener Unfähigkeit wegen Altersschwäche aber von der Gemeinde seines Schweinhirtendienstes entbunden und zum Hüter der Kinder des Dorfes bestellt worden sei. In den übrigen Dörfern des Kirchspiels war es nicht viel besser: waren auch die Schulmeister nicht gerade Schweinhirten, so mußten sie doch als Schafhirten im Sommer ihre Heerden hinaustreiben und im Winter sich mit der Schuljugend befassen, bei welchem Geschäft die letztere schlecht genug fuhr.

Als nun der Pfarrer Stuber bessere Schulmeister einführen wollte, konnte er das allgemein verbreitete Vorurtheil gegen dieses ganz verachtete und für entehrend gehaltene Amt nur dadurch besiegen, daß er sich die Erlaubniß geben ließ, aus der Jugend der Dörfer die fähigsten Köpfe auszuwählen, um sie zu Messieurs les régents (Herren Vorsteher) ausbilden zu lassen. Nach vielem Widerspruch von Seiten der Gemeinde setzte Stuber auch die Erbauung eines besseren Schulhauses durch und sah es bald dahin kommen, daß auch für Erwachsene an Sonntagen und an den langen Winterabenden ein regelmäßiger Unterricht eingeführt werden konnte. Nachdem der verdienstvolle Mann im Jahre 1756 als Pfarrer nach Barr, einem Städtchen jenseits der Vogesen, versetzt worden war, blieb die Gemeinde Waldbach unter Stuber's Nachfolger so verlassen und verwahrlost, wie früher, wodurch sich der edle Stuber veranlaßt fand, als nach einigen Jahren die Pfarrei wieder erledigt war, seine weit einträglichere und weniger beschwerliche Stadtpfarrei wieder zu verlassen und dorthin zurückzukehren, um sein begonnenes segensreiches Werk fortzusetzen. Im Jahre 1767 nahm er jedoch eine ihm angetragene Pfarrstelle an der Thomaskirche zu Straßburg an. Sein Nachfolger im Steinthale wurde Oberlin.

Johann Friedrich Oberlin war am 31. August 1740 in Straßburg, wo sein Vater Professor am Gymnasium war, geboren. Züge von aufopfernder Selbstverleugnung, Gerechtigkeitssinn und Wohlthätigkeit zeichneten schon den Knaben vor seinen Geschwistern und Kameraden aus. Seiner frühen Neigung zum Militärstande trat der Wille des Vaters entgegen, welcher den jungen Friedrich zum Gelehrten bestimmte und zur Vorbereitung auf die akademischen Studien das Gymnasium zu Straßburg besuchen ließ. Die vorwaltend religiöse Richtung seines Gemüths ließ ihn das Studium der Gottesgelahrtheit (Theologie) zum Berufsstudium wählen, dem er auf der Akademie zu Straßburg sich widmete. Noch ist ein merkwürdiges, von Oberlin selbst schön geschriebenes, in deutscher Sprache abgefaßtes Aktenstück vorhanden, worin der zwanzigjährige Student der Theologie in einer frommen Herzensergießung durch einen feierlichen Akt sich seinem Gotte kindlich weiht. Es trägt das Datum: Straßburg, den 1. Januar 1760, und ist zu Waldbach an eben demselben Tage zehn Jahre später erneuert worden.

Nachdem Oberlin seine Studien vollendet hatte und zum Doktor der Philosophie, nach damaliger Sitte, promovirt war, hielt er sich einige Jahre als Hauslehrer in der Familie eines Wundarztes Ziegenhagen zu Straßburg auf, in welcher Stellung er, neben pädagogischer Gewandheit, sich auch manche chirurgische und medicinische Kenntnisse erwarb, welche ihm später bei seiner Wirksamkeit zu Waldbach ausgezeichnet zu Statten kamen. Konflikte und Zwistigkeiten, die Oberlin mit der allzu nachsichtigen Mutter seiner Zöglinge hatte, veranlaßten ihn, im Jahre 1765 seine Stelle dort aufzugeben und sich seinen Privatstudien zu widmen, bis er Gelegenheit finden würde, eine geistliche Stelle zu erhalten. Schon stand er im Begriffe, eine Feldpredigerstelle bei einem französischen Regimente anzunehmen, als durch Stuber's früher erwähnte Anstellung in Straßburg die Pfarrei Waldbach im Steinthal erledigt wurde.

Stuber gewann Oberlin für diese Stelle und begleitete denselben 1767 dorthin, in seine von steilen Bergen und waldbewachsenen Thälchen umgebene Pfarrwohnung.

Entschlossen, alle Kraft der Religion und Wissenschaft, die er besaß, zu einer erfolgreichen und segensvollen Wirksamkeit in seinem neuen Berufe anzuwenden, mußte sich Oberlin gleich in der ersten Zeit nach seiner Ankunft im Steinthal überzeugen, daß es keine leichte Aufgabe war, das von seinem Vorgänger begonnene Werk fortzuführen. Obschon es diesem gelungen war, den besten und besonnensten Theil der Bewohner von Waldbach und der dazu gehörigen Filialorte für seinen Bildungszweck zu gewinnen, so machte sich doch bei Andern ein solcher Geist des Widerstands gegen alle Neuerungen geltend, daß Oberlin seine Noth hatte, durchzudringen. Es hatte sich in Waldbach ein Komplott von mehreren Einwohnern wider ihn gebildet, welche ihm an einem Sonntage aufzulauern und sich an ihm zu rächen beschlossen. Indessen hatte Oberlin von ihrem Vorhaben Kunde erhalten und an diesem Tage mit eindringlicher Beredsamkeit über die Bibelstelle gepredigt: „Ich aber sage Euch, daß Ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel; sondern so Dir Jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, dem biete den andern auch dar." (Matth. 5,39.) Während sich nun die Unzufriedenen nach dem Gottesdienste bei Einem der Ihrigen versammelt hatten, trat Oberlin unerwartet mit den Worten in ihre Mitte: „Hier bin ich! Thut mit mir wie Ihr wollet!" Die Beschämten baten ihren Pfarrer um Vergebung und waren für ihn gewonnen.

Etwas Aehnliches ereignete sich kurz darauf in einer der Filialgemeinden, wo einige unzufriedene Bauernbursche sich verabredet hatten, ihren Geistlichen auf dem Heimweg aus ihrer Kirche zu ergreifen und durch eine kalte Taufe in einer Cisterne seinen Bekehrungseifer zu kühlen. Auch hiervon hatte derselbe Nachricht erhalten und war, anstatt wie gewöhnlich zu reiten, diesmal zu

Fuß gegangen. Es dauerte nicht lange, so gewahrte er die ihn Erwartenden; da er jedoch fest, und ohne Unruhe zu verrathen an ihnen vorüber wandelte, ließen sie ihn ungefährdet ziehen.

Im zweiten Jahre seines Aufenthalts im Steinthale vermählte sich Oberlin mit Marie Salome Witter, der Tochter eines Universitätsprofessors zu Straßburg, die als Verwandte der Familie eine Zeit lang im Pfarrhause zu Waldbach zugebracht und Oberlin's Achtung und Zuneigung gewonnen hatte. Sie ward eine treue Stütze ihres Gatten in seiner Wirksamkeit und dieser war ihr mit der innigsten Zärtlichkeit ergeben. Sie gebar ihm neun Kinder; im sechszehnten Jahre ihrer Ehe, bald nach ihrer letzten Entbindung, im Jahre 1784, starb sie in den Armen ihres Gatten, der auch nach ihrem Hinscheiden im Geist eng mit ihr vereint blieb und namentlich in Träumen sich fortwährend auf das Lebhafteste mit ihr beschäftigte.

Oberlin's menschenfreundliche Bestrebungen im Steinthale richteten sich zunächst auf die Gründung eines leichteren und bequemeren Verkehrs zwischen den einzelnen Dörfern seines Kirchspiels sowohl, als auch mit den benachbarten Städten, insbesondere mit der nach Straßburg führenden Hauptstraße. Er legte selbst mit Hand an, bei Rothau eine hölzerne Brücke über die Breusch zu bauen, einen Fluß von etwa dreißig Fuß Breite, den die Steinthäler bisher nur vermittelst großer, in das Flußbett geworfener Steine hatten überschreiten können. Die nothwendigen Werkzeuge und Arbeitsgeräthe, welche den Leuten gänzlich fehlten, mußte er zuvor aus Straßburg kommen lassen. Die Brücke heißt darum noch jetzt pont de charité, d. h. Liebesbrücke. Damit aber Oberlin nicht nöthig hatte, künftig immer erst von Straßburg die Leute sich ihre Werkzeuge holen zu lassen, die zu bezahlen sie ohnedies meistens außer Stande waren, gründete er eine Art von „Liebeshandel", wie er's selbst nannte, indem er eine hinreichende Menge der nöthigen Werkzeuge und Ackergeräthe aufkaufte und

davon ein Lager in Waldbach anlegte, aus welchem er den Käufern so lange borgte, bis sie den Betrag zahlen konnten.

Da bei Oberlin's Ankunft im Steinthale ein gänzlicher Mangel an Handwerkern herrschte, wodurch die Bewohner genöthigt waren, alle ihre deßfallsigen Bedürfnisse aus den Nachbarstädten mit Mühe und Kosten herbeizuschaffen, so schickte Oberlin die tauglichsten Knaben seiner Dörfer nach Straßburg zu dortigen Handwerkern in die Lehre und brachte so nach einigen Jahren geschickte Maurer, Schlosser, Schmiede, Glaser, Wagner und Zimmerleute in das Steinthal. Weiterhin erstreckten sich seine Bemühungen auf die Verbesserung der Landwirthschaft, die in dortiger Gegend ganz darnieder gelegen hatte. Um die Aufmerksamkeit der eigensinnigen und für Belehrungen in diesem Punkte anfänglich wenig zugänglichen Bauern zu erregen, pflanzte Oberlin in seinem Pfarrgarten eine Baumschule mit allen verschiedenen Obst- und Fruchtbäumen an und hatte bald die Genugthuung, zu erleben, daß man sich bei ihm über die Anpflanzungsart, das Pfropfen und dergleichen Rath holte. Auch für den Anbau von Kartoffeln und Gemüsen erwarb sich der landwirthliche Pfarrer große Verdienste in seinen Gemeinden; er ließ aus überflüssigen Weideplätzen urbares Land herstellen und bildete im Steinthale einen landwirthschaftlichen Zweigverein, der mit dem Vereine zu Straßburg in Verbindung stand und durch Preisvertheilungen die Landleute zu ausdauernder Thätigkeit anspornte. Zugleich sorgte Oberlin dafür, daß ein Chirurge und einige Hebammen in's Steinthal kamen, die bis dahin gefehlt hatten; seine eigne kleine Hausapotheke diente unentgeldlich zum Gebrauch seiner Gemeinde.

Nachdem es Oberlin's Eifer gelungen war, in einem jeden der zu seinem Kirchspiel gehörigen Dörfer ein Schulhaus errichtet zu sehen, gründete er auch eine Kleinkinderschule, nach deren Muster später ähnliche in Paris und anderwärts eingerichtet wurden.

Seine Gattin ließ sich die Bildung der Vorsteherinnen für diese Schule angelegen sein. Bei dieser Anstalt war ein Hauptaugenmerk Oberlin's darauf gerichtet, daß die lothringische Mundart, welche von dem modernen Französischen ziemlich verschieden und dem Altfranzösischen des zwölften Jahrhunderts ähnlich und welche bei Oberlin's Ankunft im Steinthal allgemein verbreitet war, allmählich ganz abgeschafft und ein richtiges Französisch daselbst eingeführt wurde. Eine kleine Sammlung nützlicher Bücher für den Schulgebrauch konnte von den Gaben angeschafft werden, die Oberlin durch Subskription von seinen Straßburger Freunden erlangt hatte. Er selbst arbeitete für „seine Landleute im Steinthale" einen Kalender aus, der von dem mancherlei Unsinn anderer damals gewöhnlicher Kalender frei war, und ließ denselben im Druck erscheinen.

Den Versuch, im Steinthale einen besondern religiösen Verein zur Förderung der geistigen Interessen seiner Pfarrkinder, unter dem Namen „christliche Gesellschaft" zu gründen, hat Oberlin wieder aufgegeben, nachdem sich ein Theil der Gemeinde sehr nachdrücklich dagegen geäußert hatte. Daß dies geschah, und zwar (wie Oberlin selbst der Gemeinde gegenüber sich aussprach) um Aergerniß bei den Schwachen und Widerstrebenden zu vermeiden, war ein Glück für die Gemeinde, die dadurch von der Saat der Heuchelei und religiösen Mißtrauens verschont blieb.

Höchst merkwürdig war die Art und Weise, wie Oberlin seine menschenfreundlichen Bestrebungen für das Steinthal während der Zeit in's Werk setzte, da die französische Revolution ihre verschiedenen Entwickelungsbahnen durchlief. Es konnte nicht fehlen, daß die durch die Revolution verkündigte Wiedereinsetzung der allgemeinen Menschenrechte in dem Herzen des vortrefflichen Mannes ebenso freudigen Anklang fand, als derselbe auf der andern Seite die im Gefolge der neuen Ereignisse auftretenden Greuel auf's Tiefste beklagte. Der Pfarrer von Waldbach stellte sich

selbst, auf den Wunsch seiner Gemeinde, an die Spitze ihrer patriotischen Versammlungen und Volksfeste, denen Oberlin immer zugleich einen feierlichen und erhebenden Charakter zu verleihen verstand, indem er Gebet und Gesang mit den militärisch-bürgerlichen Festlichkeiten verband. Ein katholischer Geistlicher in der Umgegend des Steinthals, der Abbé Gregoire in Embermenil, der im Jahre 1787 auf einer Reise in die Vogesen Oberlin's Bekanntschaft gemacht und den Bestrebungen und Verdiensten desselben seine ungetheilte Anerkennung gezollt hatte, war es jetzt, welcher im Nationalkonvent 1792 den Vorschlag zur Abschaffung des Königthums durch ein feierliches Dekret machte und im folgenden Jahre, als dem zweiten Jahre der französischen Republik, einen Brief an seinen Freund Oberlin mit folgenden Worten schließt: „Heil dem ganzen Steinthale! Schreiben Sie mir bisweilen, geben Sie mir specielle Nachrichten über Ihre Schulen, über die Fortschritte in Sitten, Kenntnissen und Industrie in Ihrem Bezirk, und seien Sie versichert, daß ich Sie eben so sehr liebe, als ich das Königthum hasse; das heißt, daß meine Freundschaft zu Ihnen in einem Streichfeuer ist."

Während der Schreckensregierung fanden die geächteten Verbannten und Verfolgten aller Parteien im Steinthale einen Zufluchtsort und in Oberlin einen muthigen Beschützer. Eine Anzahl Flüchtlinge aus den ältesten Patrizierfamilien des Elsasses hatten sich dorthin gerettet. Einst hatte Oberlin einen Geächteten, auf dessen Kopf ein bedeutender Preis stand, in seinem Schlafgemache verborgen. Ein Gensdarme kam, um Haussuchung zu halten, und Oberlin selbst führte denselben in alle Zimmer des Pfarrhauses. Vor der geöffneten Thüre des Schlafgemaches sagte er lächelnd zu seinem Begleiter: „Bürger Gensdarme! Willst Du auch hier eintreten? Es befindet sich Nichts Verdächtiges in demselben, außer mir!" Der darin Versteckte war gerettet; der Gensdarme zog sich zurück, ohne weiter nachzusehen.

Als im Jahre 1794 durch die revolutionäre Regie-

rung Robespierre's und der Jakobiner die Kirchen geschlossen und jede geistliche Vorrichtung untersagt war, so gründete der unerschrockene Bürgerpfarrer, eingedenk der Mahnung des Apostels: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit," im Steinthal einen Klubb (Volksverein,) der seine Zusammenkünfte in der Kirche, als dem geräumigsten Gebäude des Dorfes, hielt. Nachdem ein Protokoll verlesen und einige das Bürgerwohl angehende Anträge gemacht worden waren, forderte der Präsident, einer der Bewohner von Waldbach, den Bürger Oberlin auf, einen Vortrag über irgend einen moralischen und patriotischen Gegenstand zu halten; und der Bürgerpfarrer Oberlin bestieg die Tribüne, als welche die Kanzel diente, und redete zu den Versammelten über das Tugendfest. Er setzte in seiner Rede auseinander, was das heiße, von wahrhaft republikanischen Gesinnungen beseelt zu sein. Dahin gehöre, zu begreifen, daß das allgemeine Wohl auch das Glück der Einzelnen bilde; daß jeder Einzelne auch blos für das allgemeine Beste lebe, in diesem Sinne sein Haus versorge, seine Kinder erziehe und sich von aller selbstsüchtigen Gesinnung fern halte, als welche dem republikanischen Geiste widerstrebe.

Einmal war der Bürger Oberlin von Waldbach vor den öffentlichen Sicherheitsausschuß nach Straßburg geladen worden, um sich wegen seiner religiösen und politischen Gesinnungen zu rechtfertigen. Er übergab ein schriftliches Glaubensbekenntniß, worin er unter Anderm erklärte: „Ich stimme vollkommen bei, daß man die leeren Ceremonien abschaffte und daß man jedes seichte, fruchtlose Dogma verbannte, das nur zu leeren Streitigkeiten diente. Ich beschränkte mich immer bei meinem Unterricht auf das, was meine Mitbrüder zu aufgeklärten, wackern, fleißigen Männern, guten Patrioten, guten Vätern, guten Soldaten und treuen, in jeder Lage brauchbaren Republikanern bilden muß. Den Ueberschlag und Mantel, den ich früher trug, habe ich schon vor einiger Zeit in voller Versammlung

niedergelegt; es war mir immer zuwider, diese leeren Auszeichnungen zu tragen. Was das Königthum, anbelangt, so bin ich der Ansicht, daß es abgeschafft bleiben soll; ich habe deßhalb schon seit mehreren Jahren meinen Zuhörern republikanische Gesinnungen einzuflößen gesucht." Später, auf eine abermalige Vorladung, gab Oberlin vor dem Maire und den Gemeinderäthen von Fouday (einem zur Pfarrei Waldbach gehörenden Filialort) die weitere Erklärung: „Ich erkenne die Souveränetät der Gesammtheit der französischen Bürger an und verspreche, den Gesetzen der Republik unterthan und gehorsam zu sein." Im Jahre 1793 hatte der Bürger Oberlin die Ehre, im Departement des Niederrheins bei dem Kriminalgerichtshof als Geschworener zugezogen zu werden.

Trotz seines hinlänglich bewährten Bürgersinnes wurde im Jahre 1794 Oberlin, auf Befehl der Schreckensregierung, gleichzeitig mit andern Geistlichen verhaftet. Der damit beauftragte Revolutionskommissär traf ihn, während er sich gerade mit seinem Freund und Kollegen, dem Pfarrer Böckel zu Rothau, bei einem kleinen Festmahle befand. Die beiden Geistlichen erhielten zu den nöthigen Vorbereitungen für ihre Abreise einen Aufschub bis zum nächsten Tage, wo sie der Maire und die Gemeinderäthe bis an den Ort ihrer Bestimmung, nach Schlettstadt, begleiteten. Während alle anderen verhafteten Geistlichen im Gefängnisse gehalten wurden, genossen die beiden Geistlichen des Steinthals die Ehre, mit den Distriktsbeamten von Schlettstatt an der Wirthstafel eines Gasthofs zu speisen. Diese wüthenden Jakobiner mit rothen Mützen forderten von den beiden Pfarrern, daß sie die Grundwahrheiten des Evangeliums abläugneten, wurden jedoch sehr bald durch das kluge und entschlossene Benehmen ihrer Gefangenen veranlaßt, sie mit Achtung und Aufmerksamkeit zu behandeln. Als kurz darauf Robespierre's Sturz erfolgte, wurden die Bürger Oberlin und Böckel in ihre Heimath zurückgeschickt und die

dortigen Gemeinderäthe beauftragt, bei ihrer persönlichen Verantwortung, die besagten Bürger nicht zu beunruhigen.

Oberlin selbst hatte sich übrigens, da er durch die Revolution sein Einkommen verlieren mußte und eine kleine Summe, die mehrere Jahre lang durch Sammlungen in seinen Gemeinden für ihn zusammengebracht wurden, für seinen Unterhalt nicht hinreichte, ein Patent zur Ausübung jeder beliebigen Profession ausstellen lassen und die Einrichtung getroffen, daß in seinem Hause Handwerkszeuge und landwirthschaftliche Geräthschaften verfertigt wurden. Zugleich eröffnete Oberlin in seinem Hause ein Pensionat für die Erziehung und den Unterricht von Knaben, die ihm anvertraut wurden. Einmal jedoch war Oberlin in Gefahr, aus seiner Wohnung auswandern zu müssen. Einige fanatische Mitglieder des Volksvereins zu Waldbach hatten nämlich den Vorschlag gemacht, das alte Pfarrhaus zu verkaufen. Als Oberlin davon Kenntniß erhielt, richtete er an den Verein ein Schreiben, worin er demselben mit ruhiger Besonnenheit das Thörichte und Gesetzwidrige eines solchen Planes darzulegen suchte und unter Anderem äußerte: „Seht, das ist es, was mich aus der Fassung bringt! Meine Pfarrkinder haben mehr auf den Pfarrer Robespierre, als auf ihren alten Pfarrer Oberlin gehört. Man schwatzt von der Republik, aber man ist Egoist. Ich habe euch ein ganz anderes Beispiel gegeben .... Ach, erspart euch die Reue! Kein Mensch kann euch von den Pflichten der Dankbarkeit und Biederkeit freisprechen. Gruß und Bruderschaft! Oberlin." —

Als im Jahre 1795 in Frankreich der Gottesdienst wieder hergestellt wurde, mußte er vor seinem Gemeinderath die Erklärung unterzeichnen, daß er entschlossen sei, in der Pfarrei Waldbach jenen Gottesdienst wieder auszuüben, der unter dem Namen evangelische oder protestantische Religion bekannt sei. Doch mußte er sich, wie Andere, verpflichten, den Schwur des Hasses gegen das Königthum, den Schwur der Anhäng-

lichkeit und Treue aber gegen die Republik und die Konstitution vom Jahr 1794 zu predigen.

Auf eine eigenthümliche Weise hat sich Oberlin um das Steinthal zur Revolutionszeit durch das Aufkaufen der sogenannten Assignaten verdient gemacht, die als Papiergeld in Umlauf gebracht waren, ohne je eingelöst zu werden. Als dieselben ihren Werth verloren hatten, verkaufte er in einer jedes Jahr veranstalteten Versteigerung Ackergeräthe und Handwerkzeuge gegen Assignaten, wobei sich jeder verpflichtete, zwei Sous an jeder Fünflivresassignate zu verlieren, um so durch allmähliche Verringerung des Werthes die gänzliche Tilgung im Laufe einer gewissen Zeit möglich zu machen. Indem diese Herabsetzung jedesmal auf der Kehrseite notirt wurde, hatte es Oberlin in 25 Jahren dahin gebracht, den Steinthälern alle ihre Assignaten auszuwechseln.

So war Oberlin der Wohlthäter des Steinthales, das durch seine Thätigkeit, während einer Reihe von Jahren, aus einer von rohen, unwissenden Menschen bewohnten Wildniß zum Wohnplatz eines thätigen, gebildeten und glücklichen Landvolkes umgewandelt worden war, welches in Oberlin dankbar seinen Vater verehrte. Fremde aus allen Gegenden Europas, die das Steinthal besuchten, wußten nicht genug das Glück dieser Gegend und den Ruhm des Vaters Oberlin zu preisen. Während bei dessen Ankunft die Bevölkerung des Kirchspiels sich kaum auf 100 Familien belief, war dieselbe in wenigen Jahren bis über 500 Familien gestiegen. Die Jahrbücher des Steinthals, die Oberlin seit 1770 geführt hat, sind ein redendes Zeugniß der Wohlthaten, die durch ihn seinen Gemeinden zu Theil geworden waren. Seinen rastlosen Bemühungen ist es auch zuzuschreiben, daß ein kostspieliger Prozeß, der von den Steinthälern gegen ihre Grundherren in Betreff der Waldungen des Gebiets geführt wurde, im Jahre 1813, nachdem derselbe beinahe 80 Jahre gedauert, durch

einen Vergleich beendigt wurde. In eben diesem Jahre geschah es auch, daß der Ruf seiner Verdienste dem Pfarrer von Waldbach eine Auszeichnung verschaffte, die merkwürdig genug war, um berichtet zu werden. Gleichwie im griechischen Alterthume einst, nach Eroberung der Stadt Theben, nur das Haus und die Nachkommen des berühmten Dichters Pindar auf das Geheiß des großen Macedonierkönigs Alexander verschont geblieben; so war bei dem Einfall der alliirten Truppen in Frankreich unserm Oberlin ein Schutzbrief vom Kaiser Alexander ausgestellt worden, worin sämmtlichen verbündeten Armeekorps befohlen war, das Haus des Pfarrers Oberlin zu Waldbach und die Bewohner desselben in keiner Weise zu kränken und zu belästigen.

Nachdem Oberlin noch während der Hungersnoth im Jahre 1817 mit der aufopferndsten Uneigennützigkeit zur Erleichterung der Noth des armen Steinthals beigetragen hatte, beschlossen seine Freunde zu Straßburg und Paris im folgenden Jahre, die Zeugnisse des Guten, welches Oberlin bis dahin gestiftet, zu sammeln und dem Centralackerbauverein zu Paris vorzulegen. „Wenn Sie (sagt der Graf Francois von Neufchâteau in seinem desfallsigen Bericht an diese Gesellschaft) ein Beispiel sehen wollen von dem, was für eine Gegend zum Fortschritte des Landbaues und für die Interessen der Menschheit bewirkt werden kann, so verlassen Sie einen Augenblick die Ufer der Seine und besteigen Sie einen der steilsten Gipfel der Vogesenberge. Freunde des Ackerbaues und des Menschenglückes, kommt und schaut auf das Steinthal, wo seit mehr als einem halben Jahrhundert Johann Friedrich Oberlin seinen Gemeinden die schätzbarsten Dienste leistete und Aufforderungen zu bedeutenderen und einträglicheren Stellen ausschlug, damit das Steinthal nicht wieder in seinen früheren trostlosen Zustand zurückfalle. Solch' ein Wohlthäter des Menschengeschlechts verdient die Achtung und den Dank aller guten Men-

schen; und es gewährt mir ein besonderes Vergnügen, Ihnen Gelegenheit zu geben, in Oberlin's Person nicht nur einen einzigen Akt, sondern ein ganzes Leben zu belohnen, welches derselbe den Verbesserungen des Landbaues und der Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter den Bewohnern eines verwilderten und unbekannten Bezirks widmete." Es wurde dem würdigen Patriarchen eine goldene Medaille zuerkannt, die ihm der Baron Staatsrath de Gerando überreichte. Vom König Ludwig XVIII. selbst wurde der Orden der Ehrenlegion dem Manne verliehen, der für seine Gemeinde nicht blos Geistlicher und Lehrer, sondern auch Landmann, Arzt und Handwerker war.

In den letzten Jahren seines einfach-reichen Lebens hatte der vortreffliche Greis in seinem Schwiegersohne Graff eine Stütze und theilweisen Stellvertreter in seinem Amte erhalten, dessen Versehen ihm bei herannahendem Alter mehr und mehr schwer geworden war. Er verließ seine Wohnung nur selten und lebte der Stille geistiger Beschäftigungen. Die mit Krämpfen verbundene Krankheit, die seinem Tode vorherging, überfiel ihn an einem Sonntage plötzlich, und einige Tage später, am 1. Juni 1826, verschied er, nachdem er in lichten Augenblicken öfters gebetet hatte: „Herr Jesu! mach' bald Feierabend; doch dein Wille geschehe!" Ein unendlicher Menschenzug folgte seiner Leiche, die am 5. Juni dem Schooße der Erde anvertraut wurde. Ein Kreuz mit den Worten „Vater Oberlin" bezeichnet seine irdische Ruhestätte, wozu später noch ein Grabstein mit passender Inschrift kam. Am 1. Juni 1827 wurde der Gedächtnißtag seines Todes durch die Einweihung eines in der Kirche zu Waldbach aufgestellten Denkmals für Oberlin feierlich begangen.

So lebte und wirkte der Mann, der 59 Jahre der Vater des Steinthals war! Glück und Wohlstand der Gegend waren sein Werk; sein Leben beweist, wie mit wenigen Mitteln ein Mann, mit Glauben und Liebe im

Herzen, sich in dem Andenken seiner Brüder ein unvergängliches Denkmal setzen kann. Seine Unsterblichkeit ist in Wahrheit seine That.

Joachim Nettelbeck.

Von

Eduard Duller.

„Der wird als Bürger sich bewähren,
Der seine Burg zu schützen weiß.“

Uhland.

Joachim Nettelbeck.

(Geb. am 20. September 1738 zu Kolberg, gest. daselbst am 19. Januar 1824.)

In schlimmen Zeiten, wenn Manches wankt und Vieles fällt, was lange Zeit hindurch als feste Stützen des Vaterlandes galt, wenn die Uebermacht des Feindes der es vergewaltigt, — gleichviel, ob's ein äußerer oder innerer ist, — der zur Verzweiflung gebrachten Menge endlich sogar fast wie eine höhere Fügung erscheint, vor welcher sich jeder Einzelne hingebend beugen muß, — in solchen Zeiten hat schon mehr als einmal deutscher Bürgersinn den Ausschlag zum Bessern, zu frischer Zuversicht gegeben, und das Beispiel eines einzelnen Bürgers von ächtem Schrot und Korn tausend Herzen an allen Ecken und Enden der Vaterlandes zu frischer Hoffnung geweckt, zu kühnen Thaten begeistert, in treuer Ausdauer bestärkt. In allen Zeiten ist's erquicklich wie Frühlingsluft, solcher Männer zu gedenken, damit, wenn die alten Stämme aussterben, der junge Nachwuchs ihnen gleich werde, — deutsche Eichen voll Saft und Kraft, voll Mark und Festigkeit, um jedem Sturme zu trotzen! In allen Zeiten ist der Bürger, — der Bürger im edelsten Sinne des Worts, — der Bürger, der frei und bewußt der eigenen Kraft dasteht, der sicherste Hort und Halt, wie sich die Wellen auch heben und senken. Ein tüchtiger Bürger zu sein, als solcher dazustehen, schlicht und gerad, ohne Gedanken an Vergelt und Dank, nichts im Herzen als das Vaterland mit seinen höchsten Ideen, — das ist ein Ziel, nach dem sich's zu ringen verlohnt. Ein

solcher schlichter Bürger, ein solcher ächter Mann aus dem Volke war Joachim Nettelbeck zu seiner Zeit. Möchten viele, ja alle, — je in ihrer Zeit und nach den höheren Aufforderungen derselben — seines Gleichen werden. Dazu rege sein Lebensbild an, einfach und schlicht geschildert, wie der Mann selber war.

Joachim Nettelbeck erblickte am 20. September 1738 zu Kolberg das Licht der Welt. Sein Vater, Johann David Nettelbeck, war Brauer und Branntweinbrenner in jener Stadt, seine Mutter war aus des Schiffers Blanken Geschlecht, seines Vaters Bruder selbst Schiffer. So wie der kleine Joachim sich rühren und regen, und denken und sprechen konnte, stand sein ganzer Sinn schon darauf, auch ein Schiffer zu werden. Mit Eifer studirte der Knabe deshalb die Steuermannskunst, mit beispielloser Verwegenheit übte er sich im Klettern, und, als ihn in seinem elften Jahre sein Oheim als Kajütenwächter nach Amsterdam mitnahm, konnte er seinem Hange zum Seemannswesen nicht länger widerstehen, und flüchtete sich auf ein Schiff, welches zum Sklavenhandel auf der Küste von Guinea bestimmt war. Er machte auf diesem Schiffe als Steuermannsjunge seine erste Seereise und kam nach einer Fahrt von 21 Monaten im Juni 1751 nach Amsterdam, und von dort nach seiner Vaterstadt Kolberg zurück, wo er nun bis zu seiner Konfirmation blieb und Schulunterricht genoß. Sein Hang zur Seefahrt war jedoch so unwiderstehlich, daß sein Vater endlich zu diesem Beruf seine Zustimmung gab, und nun war dem Nettelbeck so wohl, wie dem Fisch im Wasser. Frisch und frei, Kopf und Herz immer auf dem rechten Fleck, machte er rastlos eine Seefahrt nach der andern; auf Ost- und Nordsee, in Dänemark und Schweden, in England und Schottland, in Holland und Frankreich war er zu finden, wie der alte Ueberall und Nirgends; und nicht blos auf den Meeren Europas, sondern auch auf den Gewässern andrer Welttheile. Mit Sturm und Wetter war er vertraut wie mit guten Bekannten, mehr als einmal hat er den Mastbaum zer-

splittern, die mächtigen Wogen über's Verdeck schießen, das Fahrzeug umschlagen, seine besten Kameraden ertrinken gesehen; mehr als einmal hat er sich schwimmend an den Strand gerettet und auf den Knieen Gott für seine Rettung gedankt. Sein Leben sollte für's theuere Vaterland aufbewahrt bleiben.

Als Nettelbeck so viele Abenteuer überstanden hatte, gab er das Seemannsleben auf und ließ sich in seiner Vaterstadt Kolberg als Branntweinbrenner nieder. Er war der alte brave Mann geblieben, immer der Erste, wenn's galt mit Rath und That beizuspringen, ein tüchtiger Bürger, im schönsten Sinne des Worts, kurz: ein deutscher Biedermann. Als einen solchen schätzte und liebte ihn denn auch Jedermann; „den Nettelbeck herbei!“ hieß es, wenn seine Mitbürger gute Auskunft brauchten; „der Nettelbeck ist voran,“ hieß es jedesmal, wenn es sich um etwas Gemeinnütziges handelte. Und wahrhaftig: Nettelbeck ließ sich dann nicht lange suchen. Drum wählten ihn seine Mitbürger zum Bürger-Repräsentanten und dann zum Rathsherrn, und sie hatten diese Wahl nicht zu bereuen. Sein Auge, das jahrelang auf der See auch beim heitersten Himmel aus dem kleinsten Wölkchen Sturm und Gefahr ersehen hatte, sein scharfes Auge blickte weit aus, auch das Schiff der Gemeinde-Angelegenheiten am sichersten steuern zu helfen; so oft hatte er auf seinen Fahrten die Sterne zu Führern genommen, — sein heiligster Stern war und blieb das Vaterland. Und es kamen in den Jahren 1806 und 1807 gewaltige Stürme, so gewaltig, daß wohl auch manchen braven Männern das Herz zagend an die Rippen pochte. Nettelbeck blieb stark und fest. Fast siebenzig Jahre zählte er damals, und wie viele Geschicke waren, gleich den Wolken des Himmels, über seinem Scheitel hinweggezogen, — die glorreichen Tage des alten Fritz, das blutige Morgenroth der französischen Revolution, der helle Mittagsglanz des jungen napoleonischen Kaiserthums! Im Herzen des greisen Nettelbeck stand die alte Treue zum Vaterland fest, wie der Fels in der Brandung.

Es war jene Zeit, als die Schlacht bei Jena geschlagen war, als so manche Kommandanten preußischer Festungen, theils betäubt, theils verzagt und ehrlos, der Uebermacht huldigten. In Kolberg, welches die Franzosen 1807 belagerten, war der Oberst von Loucadou Kommandant, ein Mann, welcher mit Geringschätzung auf die schlichte Treue und auf den gesunden Verstand der Bürger herabsah, welcher aber für seine Person zu wenig davon besaß, so viel er sich auch einbildete. Mit offenen Augen sah er die List des Feindes und die Gefahr des ihm anvertrauten Platzes nicht und beging unverzeihliche Mißgriffe. Es war ein Glück für Kolberg, daß es seinen Nettelbeck besaß, welcher in dem edlen Ferdinand von Schill, der damals nach Kolberg kam, einen treuen Freund und Helfer fand und alle verkehrten Streiche des Kommandanten durch bessere Maßregeln unschädlich zu machen wußte, so gut es ging. Nettelbeck war die Seele der Bürger, welche auf seinen Rath, und von seinem Beispiel mitfortgerissen, alles thaten, um Haus und Herd zu vertheidigen. Zündeten Bomben und Granaten in der Stadt, so war Nettelbeck der Erste, der zum Löschen herbeieilte; hungerten Schill's Soldaten in einer Schanze, so stellte sich Nettelbeck an den Kochkessel. Einst, als eine Bombe kaum 20 bis 30 Schritte weit vom Kommandanten und von Nettelbeck einschlägt, spricht Loucadou ganz verwirrt und verzagt: „Meine Herren, wenn das so fortgeht, so werden wir doch noch müssen zu Kreuze kriechen." „Halt!" ruft Nettelbeck, „der Erste, wer es auch sei, der das verdammte Wort wieder ausspricht von „„zu Kreuze kriechen"" und Uebergabe der Festung, der stirbt des Todes von meiner Hand;" — dabei zieht er von Zorn entbrannt den Degen, setzt die Spitze wider den Feigling und ruft noch: „Laßt uns brav und ehrlich sein, oder wir verdienen, wie die Memmen zu sterben." Da faßt ihn sein Nebenmann, der Landrath Dahlke, von hinten und zieht ihn von Loucadou zurück, während der Kaufmann Schröder diesen verhindert,

gleichfalls nach der Klinge zu greifen; die Zornwuth Loucadou's kennt keine Gränzen mehr; „Arretiren!" schreit er mit schäumendem Munde, „gleich arretiren! In Ketten und Bande!" — Der alte Nettelbeck kommt indessen glücklich nach Hause; aber Loucadou will Kriegsrecht über ihn halten, und ihn auf dem Glacis der Festung erschießen lassen. Nun kommen die Bürger in Bewegung; alles ergreift für den Vater Nettelbeck Partei; drohende Haufen rotten sich zusammen vor Loucadou's Wohnung und in seiner Angst erklärt dieser endlich: „Gut, gut! So mag der alte Quatsche diesmal laufen. Hüt' er sich nur, daß ich ihn nicht wieder fasse!" So kam Nettelbeck glücklich los; aber leider hatte das Mißverständniß mit dem engherzigen, unfähigen und auf sein Ansehen eifersüchtigen Kommandanten den tüchtigen Schill, den er gleichfalls übel behandelt hatte, am 15. April aus der Stadt vertrieben.

Mit immer größerem Eifer setzte indessen der Feind die Belagerung Kolbergs fort; die Unfähigkeit Loucadou's erleichterte den Franzosen ihr Spiel, und mit schwerem Herzen sah Nettelbeck die Gefahr von Tag zu Tag wachsen; doch hatte er den Trost dabei, daß der treue Muth seiner Mitbürger mitten im Elend ungebeugt blieb. Schon früher hatte er dem König schriftlich die gefährliche Lage Kolbergs in Folge von Loucadou's Wesen vorgestellt; — da fand er eines Tages, am 29. April 1807, den braven Hauptmann v. Waldenfels in Begleitung eines jungen rüstigen Mannes von edler Haltung, der ihm auf den ersten Blick gefiel. „Freuen Sie sich, alter Freund!" sprach Waldenfels, „dieser Herr hier — Major von Gneisenau — ist der neue Kommandant, den uns der König geschickt hat." Da fuhr dem alten Nettelbeck ein freudiges Erschrecken durch alle Glieder, Thränen stürzten ihm unaufhaltsam aus den Augen und, Gneisenau's Knie umklammernd, rief er: „Ich bitte Sie um Gottes willen! Verlassen Sie uns nicht; wir wollen Sie auch nicht verlassen, so lange wir noch einen warmen Blutstropfen in uns haben,

sollten auch alle unsere Häuser zu Schutthaufen werden. So denke nicht ich allein; in uns Allen lebt nur ein Sinn und Gedanke; die Stadt darf und soll dem Feinde nicht übergeben werden!" Und nun, da Gneisenau Kommandant von Kolberg war, ging ein neues Leben an; der alte Nettelbeck stand ihm mit voller Lust und Kraft zur Seite. Einst (es war am 19. Mai) zeigten sich drei englische Schiffe, mit Kriegsbedürfnissen für Kolberg beladen, auf der See; das Wetter war stürmisch; die Schiffe kreuzten und thaten Signalschüsse, um Lootsen zu erhalten und zu erfahren, ob sie mit Sicherheit in den Hafen einlaufen oder wo sie sonst vor Anker gehen könnten. Kaum hört Nettelbeck die Signalschüsse, als er sich auf's Pferd schwingt und nach der Münde sprengt, wo er Hunderte von Menschen trifft, die jubelnd die ersehnten Schiffe begrüßen. „Gut und schön, daß sie endlich da sind," ruft Nettelbeck, „allein woran liegt's, daß die Lootsen noch nicht in See sind, sie hier vor Anker zu bringen?" Einige Schiffer weisen achselzuckend auf die hohe See und die schäumende Brandung; „unmöglich," sagen sie, „kann sich in solchem Wetter ein Boot hinaus wagen." Da regt sich im alten Nettelbeck der Seemann und begeistert ruft er: „Möglich oder nicht! Es muß versucht werden. Ich seh' auch nicht einmal, daß das Ding so halsbrechend wäre. Ich will selbst hinfahren." Damit dringt er in einen Kreis von Seefahrern, die ihm zur Linken stehen, und ergreift die Ersten die Besten an den Händen, mit den Worten: „Ich weiß, daß ihr brave Kerls seid; kommt, wir wollen zu den Engländern an Bord!" Gesagt, gethan. Sein Beispiel gibt ihnen Muth, er springt mit ihnen in's Boot, faßt das Steuer und bringt trotz Sturm und Brandung als treuer Lootse die Schiffe in Sicherheit.

Zu Ende des Mai hatte der Feind an der Ost- und Westseite der Festung in einem großen Halbmond 25 große und kleine Schanzen, Batterien und Fleschen zu Stande gebracht und unter einander in Verbindung

gesetzt, künstliche Dämme aufgeworfen und die Laufgräben an mehreren Seiten eröffnet. Da war's nun wieder der alte Nettelbeck, der dagegen Rath und That schaffte; geschickt und unermüdlich leitete er die Ueberschwemmungen; um den Feind in der Ferne zu halten, wollte derselbe nicht seine Laufgräben voll Wasser haben. Das Elend in Kolberg nahm jedoch immer mehr zu; feindliche Bomben hatten viele Häuser verwüstet und in Brand gesteckt, deren obdachlose Bewohner nun in den Straßen umherirrten, während die feindlichen Kugeln über ihren Häuptern zischten. Auf Nettelbeck's Vorschlag ließ ihnen (es waren ihrer 200) Gneisenau eine Kasematte unter dem Walle einräumen; bevor sie aber dort untergebracht wurden, dachte Nettelbeck vorsorglich daran, die verdorbene Luft in diesem Aufenthaltsort zu reinigen, und ließ deshalb die feuerfeste Kasematte mit Strohfeuer ausglühen, so daß dieser Zufluchtsort von den Obdachlosen nun ohne Gefahr für ihre Gesundheit bezogen werden konnte. Als die klingende Scheidemünze in der Stadt selten und dadurch der tägliche Verkehr zwischen Soldaten und Bürgerschaft sehr erschwert ward, war's wieder der alte Nettelbeck, der guten Rath wußte. Er machte den Vorschlag, obrigkeitlich gestempelte Münzzettel zu einem bestimmten Werth einzuführen; es geschah. Die Billets von zwei, vier und acht Groschen im Werth wurden ausgegeben, willig angenommen und in der Folge eingelöst.

Mittlerweile setzte jedoch der Feind die Belagerung Kolbergs mit dem größten Nachdruck fort. Bis zum 2. Juli war er im Besitz der wichtigsten Außenwerke und unternahm einen allgemeinen Angriff. Immer heftiger wird das Bombardement, es dauert Tag und Nacht; das Rathhaus steht in lichten Flammen; überall Geprassel einstürzender Häuser, fallender Ziegel und klirrender Fensterscheiben. Die braven Bürger erliegen erschöpft unter den zahllosen erlittenen Strapatzen; in der allgemeinen Verwirrung brechen auch noch die Baugefangenen aus dem Stockhause aus und plündern in den Häusern. In dieser Stunde der äußersten Gefahr behält

der alte Nettelbeck seine Besonnenheit und Geistesgegenwart, wie so oft im Sturm auf hoher See. Er eilt von Einem zum Andern, ermahnt, weckt, holt Soldaten, ordnet, legt selbst Hand an und so gelingt es ihm und dem braven Gneisenau, wenigstens das ärgste Unglück abzuhalten. Gleichwohl scheint am andern Tage (den 2. Juli) Kolbergs Schicksal unvermeidlich. Bis drei Uhr des Nachmittags währt unausgesetzt das Bombardement und der Angriff der Feinde; in der Stadt lodert ein Haus nach dem andern auf; — — da verstummen plötzlich die Geschütze, ein feindlicher Parlamentär zeigt sich mit einem preußischen Offizier den staunenden Bürgern Kolbergs. Athemlos eilt dieser Letztere auf den Kreis seiner Bekannten zu und sein erstes Wort ist: „Friede! Kolberg ist gerettet.“ Napoleon hatte nämlich mit dem Könige von Preußen einen vierwöchentlichen Waffenstillstand geschlossen, auf welchen der bekannte Tilsiter Friede folgte.

Am 31. Juli verlieh der König dem braven Nettelbeck die goldene Verdienstmedaille, und gab dem alten Seemann die Erlaubniß, die preußische Admiralitätsuniform zu tragen; als Nettelbeck später in seinen Vermögensumständen zurückkam, setzte ihm der König eine lebenslängliche Pension von 200 Thalern aus.

Nettelbeck blieb bis in sein hohes Alter ungeschwächt an Körper- und Geisteskraft. In seinem 75sten Jahre verheirathete er sich noch und wurde im 76sten Vater eines Töchterchens, bei welchem der König Pathenstelle vertrat. Nicht blos dies sein Kind, — auch seine Mitbürger nannten ihn blos den „Vater Nettelbeck;“ und mit Recht, denn väterlich hatte er ja in den Zeiten der Noth für alle gedacht, gewacht und gehandelt. Ein ächter deutscher Biedermann, kernhaft, schlicht und recht, treu seinem heißgeliebten Vaterland, gottergeben und bescheiden blieb er bis zu seinem Tode, der am 19. Januar 1824 erfolgte. Sein Andenken wird noch lange im Volke fortleben!

Matthias Claudius

und

Johann Peter Hebel.

Von

A. Nodnagel.

Ich streite nicht wider, sondern für das Volk — und wo dem Kleinen Unrecht und Gewalt geschehen soll, da begehre ich nicht zu heißen der Sohn der Tochter Pharao's, und will viel lieber Ungemach leiden mit meinen Brüdern.

Claudius.

Grad fürsi gohts in Mäßigkeit,
Mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

Hebel.

Matthias Claudius.

(Geboren am 15. August 1740 zu Reinfeld bei Lübeck; gestorben am 21. Januar 1815 zu Hamburg.)

Johann Peter Hebel.

(Geb. am 10. Mai 1760 zu Basel, gestorben am 22. Sept. 1826 zu Schwetzingen.)

Wie jeder ächte Mann des Volkes muß auch der wahre Volksschriftsteller als solcher geboren werden. Es thut noth, daß gar Vieles zusammenwirke, bis er gebildet ist. Nicht das ist schon genug, daß sein Geschlecht zu denen gehört, die blos nach Fleiß, Gottesfurcht und Biederkeit ihre Ahnen zählen und von keinem Stammbaum wissen, als den Vater und Mutter in Bibel oder Gesangbuch schrieb; nicht das reicht hin, daß seine Wiege in einer niedern und beräucherten Hütte stand, daß er von Jugend auf, wie oft! sein Brod mit Thränen essen und kummervolle Nächte weinend auf seinem Bette versitzen mußte; nicht einmal, daß die Natur des Dorfes, des Waldes und der Flur sich in seiner Phantasie belebt und mit neuen Bildern und wundersamen Klängen ihn umstrickt; Alles dieses kommt dem Volksschriftsteller zwar vortrefflich zu statten — aber es macht ihn noch nicht. Denn Viele sind aus dem Schoos des Volkes hervorgegangen und haben in den Gemächern des Reichthums und der Ueppigkeit, auf den Lotterbetten vornehmer Träumerei, auf den Lehrstühlen der sogenannten Weisheit, in den Vorsälen der

Großen ihre Tugend und Herkunft vergessen, sich ihrer gleich einer Jugendsünde geschämt. Das sind Verräther am Volksgeiste und *sie* tragen zumeist Schuld, daß man solange mit dem Begriffe *Volk* den einer blöden, unmündigen, gemeinkläglichen Heerde verband.

Der Schriftsteller, dem wir jenen Ehrennamen zulegen, muß das Volk durchaus verstehen und von ihm verstanden werden, weil sein Herz im Volke schlägt, weil er mit ihm reden und schweigen, mit ihm weinen und dulden, mit ihm bauen und brechen kann. Sein Leid, sein Rath, sein Witz und Spott muß so mächtig in das Leben hineinblitzen, daß das Volk davon unwiderstehlich ergriffen, daran festhält, wenn des Mannes Name längst verscholl, ja wenn man diesen Mann gar nicht einmal kennt. So sind die rührendsten und innigsten Weisen, die drolligsten Späße, die kühnsten Witze, die freiesten Gedanken aufgekommen — woher und von wem? der Name ist Schall und Rauch. Das ist zugleich Volkes Art und Dank, daß es sich am Schönen, Wahren und Rechten, was ihm zusagt, labt und darüber wie im kindischen Leichtsinn den Urheber vergißt, bisweilen während er noch unter den Lebenden wandelt. — Wie Wenige von allen jenen im deutschen Vaterlande, welche in ausgelassener Freude schon so oft das Lied: „Am Rhein, am Rhein!“ — oder jenes andere: „Jetzt schwingen wir den Hut!“ — angestimmt haben, wie Wenige wissen wohl, daß jemals ein Dichter *Claudius* und *Hebel* gelebt, oder so was für sie gesungen habe! Nun denn, so schauet diese beiden Volksdichter von Angesicht zu Angesicht, ihr alle, die ihr längst ihre Lieder singt, ohne zu wissen, wem ihr sie verdankt! Betrachtet zuerst die Lebensschicksale eines jeden Einzelnen von beiden insbesondere, und vergleichet sie dann in ihrer Bedeutung als Volksschriftsteller!

Matthias Claudius wurde am 15. August 1740*) zu Reinfeld unweit Lübeck im Herzogthum Holstein geboren. Von seinen Aeltern, aus seiner Jugendzeit und über die näheren Verhältnisse, unter welchen sich sein Geist entfaltete, ist nichts Genaues zu erfahren; und das ist schlimm genug, weil bei Männern seines Schlages die Jugendgeschichte meist sehr anziehende Seiten hat und der Geist sich frühe die Werkstätte aufräumt, worin er sein Tagewerk vollbringen soll. Vermuthlich nach dem Wunsche seines Vaters, den er mit rührender Zärtlichkeit liebte, hatte der Jüngling sich für die Rech tswissenschaft bestimmt und studirte dieselbe einige Jahre zu Jena. Damals fing der sogenannte „Hainbund" an, bekannt zu werden; er bestand aus jungen Dichtern, welche meistens zu Göttingen studirten und voll Begeisterung für deutsche Dichtkunst glühten, die sie mit Klopstock unter dem Bilde eines Hains bezeichneten; daher stammte der Name des „Hainbundes." Claudius wurde zwar nirgends ausdrücklich zu jenen gezählt, er war aber doch ihr Geistesverwandter und zwar nicht allein dadurch, daß sie allesammt in einem und demselben Musenalmanach ihre Lieder mittheilten. Mit Hölty neigte er sich zur sanften Melancholie, mit Bürger schwärmte er für volksmäßige Darstellung, mit Voß hatte er biedere Treuherzigkeit und den für ländliche und häusliche Freuden unverkümmerten Sinn gemein, mit Stolberg christlichfrommen Ernst, welcher später freilich bei ihm wie bei Fritz Stolberg in mystischen Ueberschwang auslief. Von den hier genannten Dichtern des Göttinger Bundes unterschied ihn aber vortheilhaft die originelle Färbung seiner launigen Prosa, die Keinem von jenen so zu Gebote stand.

Nach Vollendung seiner Studien auf der Universität verlangte Claudius anfangs kein öffentliches Amt,

*) Nicht 1743, was in mehreren Büchern behauptet, aber von Claudius eigenem Schwiegersohn ausdrücklich widerlegt wird.

sondern zog sich in das Privatleben zurück. Er wählte Wandsbeck bei Hamburg zu seinem Aufenthalt. Sein erster schriftstellerischer Versuch „Tändeleien und Erzählungen" (1764) wurde übel aufgenommen und von der Kritik als Nachahmung Gellert's und Gerstenberg's zurückgewiesen; das Büchlein muß bald verschollen gewesen sein und ist heute nur Seltenheit. Claudius ließ sich jedoch von dem ungünstigen Erfolg nicht abschrecken. Schon in der nächsten Zeit trat er mit dem „Wandsbecker Boten," einem kleinen Volksblatt auf, in welchem er unter dem Scherznamen „Asmus" allerlei ästhetische und kritische Artikel und Urtheile abgab, deren Ton und Richtung in jener, gerade auf diesem Felde dürren Zeit, allgemein ansprach. Schon 1775 hörte dieses Volksblatt aus Mangel an Theilnehmern auf.

In den Jahren 1772 bis 1780 war der auch als Schriftsteller bekannte Karl Friedrich von Moser Staatsminister zu Darmstadt. Dieser machte den Plan zu einer Oberlandkommission, welche, durch den Landgrafen von Hessen genehmigt, unter Oberaufsicht eines Präsidenten stehen und die Beförderung des allgemeinen Wohlstandes zum hauptsächlichen Zweck haben sollte. In der Ankündigung hieß es unter Anderm: „Da nie so sehr als zu unsern Tagen mit Menschenliebe und Patriotismus geprahlet, nie den Fürsten der Völker mehr Lob in's Gesicht gelogen und ihnen gleichwohl die Welt noch nie so eng und das väterliche Erbe so klein, nie alle Kräfte der Länder zum Wühlen und Gewinnen so angestrengt und gleichwohl der Unterthan nie tiefer unter seine Menschenwürde erniedrigt, nie Zeit zur Ruhe, Besinnen und Nachdenken ihm mehr entzogen, nie mit Heuchelei von landsväterlicher Sorgfalt gröber hintergangen und zugleich nie so sehr als Maschine betrachtet und behandelt worden: so wird hiermit im Angesicht des ganzen Landes die theuere und feierliche Zusage niedergelegt: daß die Absicht dieser neuen Anstalt nicht sei, unter dem Vorwand von gutem Rath und Verbesserung in der Stille den Weg zu neuen Steuern, Auflagen

und Belästigungen der Unterthanen zu bahnen. Nein! so laut, als es durch's ganze Land erschallen kann. Nein! der Wille des Fürsten und die ganze Summe der Rathschläge und Bemühungen dieser Landkommission ist gerade und einzig dahin gerichtet, dem guten und fleißigen Unterthan jeder Gattung seine Arbeit fruchtbarer, seine Abgaben leichter, sein ganzes Leben froher, seinen Himmel blauer, ihn stolz auf sein Vaterland, zufrieden mit sich selbst und dankbar gegen seinen Fürsten zu machen." So viel versprach der Minister, und wenn es alles Ernst gewesen wäre, wie hätte sich Claudius einen Augenblick besinnen dürfen, einen Ruf als Mitglied dieser Kommission anzunehmen? Vieles war noch in Aussicht gestellt: neue Gemeindeordnung, Schuldentilgung, Verbesserung der Viehzucht und des Ackerbaues; dabei war ausdrücklich versichert: „der Fürst wird nicht als Herr, sondern als Vater erscheinen und der Bauer soll erst sehen und alsdann glauben!" — Ein Hauptmittel zur Erreichung des vorgesteckten Zieles sollte die mit dem Anfang des Jahres 1777 beginnende darmstädtische Landzeitung werden, deren Redaktion der Minister an Claudius übergab, den er nach seinem Volksblatt „dem Wandsbeckerboten," dazu für besonders befähigt hielt. Schon die ersten Nummern der neuen Landzeitung gefielen ausnehmend. Was schien nun zum Glück unsers Dichters zu fehlen? Seit ein paar Jahren (März 1772) mit Rebekka, der Erwählten seines Herzens, verheirathet, Vater blühender Kinder, zog er mit lachenden Aussichten nach Darmstadt. Er wohnte mit Familie im Hause Moser's; er genoß den befreundeten Umgang von Merck, den man aus Goethe's Leben kennt, von Wenck, dem tüchtigen Geschichtsforscher, von Höpfner, dem ausgezeichneten Rechtsgelehrten u. a. m. Allein Darmstadt war damals noch weniger als heute der Ort, einen mit tausend Fühlfäden an seiner Heimath hängenden Norddeutschen auf die Dauer zu fesseln und für seine tiefgrünen Fluren zu entschädigen. Claudius besuchte wohl recht gern die schattige Buchwaldung der Fasanerie, wo

23*

sich auch Goethe und Herder oft ergingen; allein das ewige Einerlei ermüdete ihn doch. Man erzählt, in Darmstadt habe er den ersten Rheinwein getrunken, nachdem er ihn längst schon besungen — aber er habe ihn für herb erklärt. Es mag sein, daß sich die Landkommission mit ihrem Präsidenten in der Nähe bedeutend anders ausnahm, als Claudius von der Ferne aus gehofft; oder widerte ihn die Redaktion eines beschränkten Blattes an, dem er keinen großen Einfluß versprechen durfte? Genug, er vertrug eben das Klima seiner neuen Vaterstadt nicht, er fühlte wirklich Heimweh. Daher legte er freiwillig seine Stelle nieder und trat schon am 22. April 1777 die Rückreise nach Wandsbeck an.

„Die Nachbarn und Vettern, (so schrieb er von dort am 13. Mai an Merck) machten verzweifelt große Augen, daß der Herr Oberlandkommissarius Wohlgeboren so bald wiedergekommen sind und die Doktrin von dem Klima wollte ihnen nicht allerdings einleuchten."

Die nächsten Jahre lebte Claudius zu Wandsbeck, nur vom Ertrage seiner Feder und mitunter gar dürftig. Allein er war unabhängig, und dies blieb sein Stolz und sein Trost, danach dürstete seine Seele. Im Oktober 1778 schrieb er an Merck, der manches Exemplar der Schriften von Claudius an Mann gebracht hatte, weil er eine ausgebreitete Bekanntschaft genoß: „Wenn Sie den größten Theil des Geldes eingesammelt haben, wäre mir damit gedient, es bald zu erhalten." Erst 1788 wurde er Revisor bei der Schleswig-Holsteinischen Bank in Altona, und als solcher auch Bürger dieser Stadt; es war ihm aber verstattet, seinen Wohnort wie bisher in Wandsbeck zu behalten, von dem er sich damals kaum getrennt hätte. Der Schweizer Johann Martin Usteri — der viele allgemein beliebte Lieder, z. B. das: „Freut euch des Lebens" gedichtet hat, — machte 1783 eine Reise durch Deutschland, auf welcher er in Begleitung einiger Freunde auch zu Claudius kam, und lernte denn da dessen häusliches Stillleben kennen. Da empfing ihn der brave Clau-

dius an der Thür mit einem deutschen Handschlage und einem traulichen: Gott grüß' Euch! — und hob seine weiße Zipfelkappe ein wenig vom Kopfe, führte ihn dann in die Stube, hieß ihn sitzen, setzte sich selbst und frug, womit er den Gästen aufwarten könne. Sie verbaten sich Alles. Nicht doch, sagte er, ging in das Nebenzimmer, kam bald mit einem von seinen Kindern zurück, brachte eine Flasche mit Wein, die nur halb voll war, und Gläser und schenkte ein. „Aber zum Trinken muß man auch Etwas essen; ich weiß zwar nicht, ob ich noch Etwas habe." Er öffnete ein Schreibpult. „Eins, zwei, drei — ich glaube, es sei genug. Ja!" — Er nahm drei Bretzeln hervor, legte eine auf jedes der Gläser und präsentirte sie uns mit der Hand. Die Gäste tranken auf sein Wohlsein, er auf das ihrige. Dann fing er erst an, zu ihnen zu reden und sie Allerlei zu fragen, wo sie gewesen und dergleichen. — Der wackere Usteri schilderte ihn als einen Mann von mittlerer Größe, hager und mit starken Lineamenten, mit einer Physionomie, die Verstand und Witz verrieth, einem feuervollen Auge und braunem Haar, das er ganz offen ohne Puder, Zopf und Wickel, wie die Bauern trug. Von Claudius Anzug fiel dem fremden Dichter auf, daß jener eine weiße Zipfelmütze auf dem Kopfe trug und sie immer schief aufsetzte, daß er einen zeugfarbenen Nachtrock, blüschene Hosen und Weste, und preußische Stiefel trug. Claudius ist arm, (bemerkte Usteri) seine Schriften müssen ihn ernähren, und das ist eins der elendesten Handwerke. Wie seltsam klingt diese Bemerkung aus dem vorigen Jahrhundert in unsere Zeit herüber! Damals theilte selbst ein Lessing eine solche Ansicht, wenn er versicherte; „auch die glücklichste Autorschaft sei das armseligste Handwerk." Man erklärt sich aber diese schroffe Ansicht leicht daraus, weil nicht blos die äußere Lage der Schriftsteller, so lange sie kein Vermögen oder kein einträgliches Amt im Staat hatten, (und Claudius war 1783 noch nicht Bankrevisor) kläglich und fast bettelhaft blieb, sondern auch die innere Ermuthigung

fehlte, weil das Volk noch nicht zum Bewußtsein gekommen, noch nicht zu der Einsicht gereift war, wie viel es den Männern Dank schulde, die für seine Erhebung arbeiten! Mit aus diesem Grunde lebten einige unserer größten Geister beständig in schmachvoller Abhängigkeit.

Claudius war eine von den schlichten und geprägten Naturen, die stets in besserer Zeit den Kern unsers Volks bilden. Grundzüge seines Charakters blieben unverändert Einfachheit, Herzlichkeit, anspruchslose Frömmigkeit. Seine Hausfrau Rebekka glich ihm in jeder Beziehung; er hätte sie sonst nicht zur Lebensgefährtin gewählt, ihr nicht so lange Jahre hindurch gleiche Liebe beweisen können. Noch bei der silbernen Hochzeit, am 15. März 1797, sang er ihr:

Ich habe Dich geliebet, und ich will Dich lieben,
So lang du goldner Engel bist;
In diesem wüsten Lande hier, und drüben
Im Lande wo es besser ist.
Ich will nicht von Dir sagen, will nicht von Dir singen;
Was soll uns Loblied und Gedicht?
Doch muß ich heut der Wahrheit Zeugniß bringen,
Denn unerkenntlich bin ich nicht.
Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben,
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand;
Doch ich fand nicht. Gott hat Dich mir gegeben;
So segnet keine andre Hand!

Die Kinder, die seinen Schatz und Reichthum ausmachten, unterrichtete er großentheils selbst. Er führte ein wahrhaft patriarchalisches Leben. Jedem stand sein Haus offen; wer Hülfe suchte, fand sie, wenn man sie irgend schaffen konnte. Mitten in der stillen Freude, die er so oft mit seinen Hausgenossen feierte, vergaß er des Nothleidenden nicht. Der Schluß seines Rheinweinliedes: „Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge, wir brächten ihm den Wein!" — oder die Worte seines Abendliedes: „Laßt uns ruhig schlafen, und unsern kranken Nachbarn auch!" — o das waren mehr als nur poetische Wendungen oder ungefühlte Schnörkel der Feder, das war

die Sprache seines im Volke schlagenden Herzens. Mitgefühl für fremdes Elend ist des Volkes schönstes Erbtheil, es ist gleichsam seine natürliche Religion. Wer einmal in der Familie des Dichters aufgenommen war, blieb stets willkommen; Komplimente kannte man hier nicht, auch nicht die Unsitte, den Gast mit einem Schwall nichtssagender Redensarten zu überschütten. Claudius sprach überhaupt wenig, in kurzen Sätzen. Sanfter, milder Ernst verließ ihn auch dann nicht, wenn er, wie das oft geschah, die Unterhaltung mit den launigsten Einfällen würzte. Gegen die Religion und was mit ihr zusammenhängt, z. B. die heiligen Schriften, bewies er die höchste Achtung und hielt auch in seiner Familie darauf. Selbst in beschränkter Lage wußte er den wahren Lebensfrieden zu behalten. Der Segen einer gottgeweihten Häuslichkeit ruhte auf seiner Wohnung; Genügsamkeit und Zufriedenheit machten ihm dieselbe zum schönsten Palast. So sang er:

Ich bin vergnügt, im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit seiner Kron'
Und Scepter ist es nicht;
Und wär' er's auch, nun immerhin!
Mag er's! so ist er, was ich bin!

Aus solcher Lebensansicht entsprang auch der Wahlspruch, den er hatte: „Zufrieden sein — recht thun und edel sein und gut, ist mehr als Geld und Ehr'!“ — Diese Zufriedenheit ließ ihn den hohen Werth einer beschränkten äußern Lage recht lebhaft erkennen; was Andern Klagen und Seufzer erpreßt, das stimmte ihn zum Dankgebet dafür, daß er kein großer, reicher Mann sei.

Daraus darf man aber nicht schließen, Claudius habe sich in jener spießbürgerlichen aschgrauen Zufriedenheit gefallen, welche sich in die engsten Kreise gleichsam einspinnt, unbekümmert um die Welt draußen, um die Natur, unbekümmert um Vaterland und Volk. Wohl gibt es solche Menschen, die auf noch verächtlichere Art sich ausschließen, als jene hochmüthigen Narren, denen Namen

und Stammbaum ein Gegenstand abgöttischer Verehrung sind; der Adelstolz ist wahrlich nicht lächerlicher, als die Selbstgenügsamkeit des Spießbürgers, die über Alles hohnlächelt, was außer ihrem Kreise liegt. Claudius blieb davon frei; er blieb's durch seinen geselligen Umgang, durch Sinn für die Natur, durch Liebe zu dem Volk.

Claudius wußte, wie Wenige, den Werth ächter Freundschaft zu schätzen. Er sagte: „Hat Dein Freund an sich, das nichts taugt, so mußt Du ihm das nicht verhalten, es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt Du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell Jemand zu Deinem Freund; ist er's aber einmal, so muß er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund scheint mit zur Freundschaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest Du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärest Du sein Freund? Das soll ja jeder wildfremde, unparteiische Mann thun. Nein, Du mußt Deinen Freund mit Allem, was an ihm ist, in Deinen Arm und in Deinen Schutz nehmen."

Die Reize der Natur belauschte Asmus, der Bote, auf seinen traulichen Wanderungen zu jeder Jahreszeit. Daher trug er in sein Botenbuch die Worte ein: „Die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön, wenn der Dornstrauch blühet und die Erde mit Gras und Blumen pranget! So 'n heller Dezembertag ist auch wohl schön und dankenswerth, wenn Berg und Thal in Schnee gekleidet sind, und uns Boten in der Morgenstunde den Bart bestreifet; aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Und der Wald hat Blätter, und der Vogel singt, und die Saat schießt Aehren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauschet herab. — Wach' auf, mein Herz, und singe dem Schöpfer aller Dinge! — 's ist, als ob Er vorüber wandle und die Natur habe sein Kommen von ferne gefühlt und stehe bescheiden am Weg in ihrem Feierkleid und frohlocke!" — Diese seine Lust an der

Natur wurde bisweilen zum Entzücken. So sang er 1777, als er aus schwerer Krankheit genas, in welcher Freund Hain an seinem Bette gestanden:

— — Wie sollt' ich Gott nicht loben?
Die Erde ist so schön,
Ist herrlich doch wie seine Himmel droben,
Und lustig d'rauf zu geh'n.

Will mich denn freu'n noch, wenn auch Lebensmühe
Mein wartet, will mich freu'n!
Und wenn du wiederkömmst, spät oder frühe,
So lächle wieder, Hain! —

Claudius liebte sein Volk. Sein Haus war eng, sein Herz weit. Ueber sein Dorf und seine beschränkte Lage weit hinaus ging der Wunsch, den er als Bote dem Vaterlande zum Neujahr brachte:

— — Friede Deinen Hütten
Und Deinem Volke Fröhlichsein
Und alte deutsche Sitten!

Die Männer sollen jung und alt
Gut vaterländisch, tüchtig
Und bieder sein und kühn und kalt,
Die Weiber keusch und züchtig!

Und Deine Fürsten groß und gut!
Und gut und groß die Fürsten!
Die Deutschen lieben, und ihr Blut
Nicht saugen, nicht Blut dürsten.

Gut sein! gut sein! ist viel gethan,
Erobern ist nur wenig;
Der König sei der bess're Mann,
Sonst sei der bess're — König!

Gleich beherzigenswerth war das, was er Fürsten und Völkern zurief: „Die Könige und Regenten sind den Menschen zum Guten gegeben und nicht zum Bösen. Sie sollen nicht Unrecht, sondern Recht und Gleich thun, und wissen, daß sie auch einen Herrn im Himmel haben.

Der hat sie über die Andern gesetzt um der Andern willen, und daß den Andern durch ihre Hand Barmherzigkeit geschehe. Und wie die Millionen oder die Tausende, die von ihnen ihr Maaß häuslicher Ruhe und zeitlichen Glücks erwarten, ihnen gehorsam sein und Glauben und Vertrauen haben müssen, so müssen sie den Tausenden das Maaß mit beiden Händen voll drücken und rütteln und sie glücklich machen. Und das ist noch nicht Alles. Wenn ein König in seiner Herrlichkeit mitten unter seinem Volk auf seinem Throne sitzt, so sitzet er da, um außer dem Glück der Erde auch das Glück des Himmels zu spenden; so sitzet er da, um als ein heiliger Künstler durch lauter wohlthätige, lauter milde und edle, lauter große und gute Handlungen Gott zu konterfeien, und die Menschen nach Ihm hungrig und durstig zu machen. Das sollen die Könige und Regenten. Dazu sind sie berufen und dazu sind den ersten Königen die Krone und der Scepter gegeben worden!" Damit solche Ansichten im Volke Platz griffen, war Claudius in seinen kräftigsten Jahren unablässig für Aufklärung und Veredlung des Volkes bemüht. Sein „Wandsbecker Bote" wollte nichts anders. Darum mischte er in bunter Reihe Lieder und Romanzen, Sinngedichte und Fabeln, kurze Einfälle und größere Aufsätze unter einander, wie ein munterer Bote bald Trauerbriefe, bald Liebesschwüre, nun Zeitungen mit weltschweren Ereignissen und nun Zettelchen mit allerlei Beiwerk für ein häusliches Kleinleben in der Tasche trägt. Originalität und Heiterkeit, Lebensweisheit und Vaterlandsliebe athmet überall darin; in dem Geplauder des Boten trat ein gutes Stück von ächtdeutschem Volksleben zu Tage. Alle Laster und die Verkehrtheit geißelt er aber mit Spott und Verachtung.

Claudius brachte nur die letzten Lebenswochen bei seinem Schwiegersohne, dem Buchhändler Friedrich Perthes, in Hamburg zu; er verließ sein Asyl, um in seiner Krankheit dem Arzte näher zu sein, den er gewohnt war. Er starb zu Hamburg am 21. Januar 1815.

Claudius war ein ächter Dichter des Volks. Seine Lieder: „Der Mond ist aufgegangen," „Bekränzt mit Laub," „Ich danke Gott und freue mich," „Friede sei um diesen Grabstein her," „David und Goliath" — wer kennt sie nicht überall im deutschen Land? Wer könnte je alle Lieder namhaft machen, die dem Ersten: „Am Rhein, am Rhein!" nachgesungen und nachgeahmt wurden? — Seltsam, gerade dieses Rheinweinlied, das in jeder Verszeile den Claudius verräth, sollte, wie man neuerdings behaupten wollte, gar nicht von ihm herrühren, sondern den zu Karlsruhe verstorbenen Kirchenrath Sander zum Verfasser haben. Dieser, versicherte man in öffentlichen Blättern, habe es als Diakon zur Hochzeitfeier eines Freundes gedichtet; dort sei es mit Jubel aufgenommen und von einem der Gäste an den Wandsbecker Boten geschickt, hier ohne Unterschrift abgedruckt worden. Das Lied ist ein Wahrzeichen deutscher Poesie, daher verlohnt es sich, hier auf diesen Angriff zu antworten. Zuerst: Wie sollte dem wahrheitsliebenden, gegen sich selbst strengen Claudius einfallen, sich mit fremden Federn zu schmücken? Würde er nicht sogleich ein Lob abgewiesen haben, das einem andern gebührte? Dann: Ist irgend ein Lied mehr aus dem Herzen des Claudius gedichtet, wie dies? — Und müßte er zudem nicht, wenn man Andere daneben hält, in diesem als matter Nachahmer dastehen? — Jener Sander, Hebel's Freund, soll außerdem ganz und gar prosaisch gewesen sein; gegen die Vermuthung, er habe vielleicht insgeheim mit der Muse geliebäugelt, spricht der bekannt gewordene Umstand, daß man unter seinen nachgelassenen Papieren dafür durchaus kein Zeugniß, keine Spur fand.

Wenn man in den volksmäßigen Gedichten von Claudius mitunter den rechten Ton vermißt, so ist dies eben doch nur Ausnahme, und bei der überwiegenden Zahl origineller, naiver und ächt deutscher Lieder wollen wir das übersehen. Auch hat es ihm unser Volk be-

wiesen, wie hoch es ihn hält; Einige seiner Lieder sind sogar in protestantische Gesangbücher aufgenommen.

Ich kann mir nicht versagen, eines derselben hier einzuschalten, welches uns im einfachsten und anspruchslosesten Ton gleichwohl in die Tiefen eines von Sehnsucht nach dem Höhern durchglühten Herzens schauen läßt und welches im Volke fast gar nicht bekannt ist:

Die Sternseherin.

Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk gethan,
Und Niemand mehr im Hause wacht.
Die Stern' am Himmel an.

Sie geh'n da, hin und her zerstreut,
Als Lämmer auf der Flur;
In Rudeln auch, und aufgereiht,
Wie Perlen an der Schnur;

Und funkeln alle weit und breit,
Und funkeln rein und schön,
Ich seh' die große Herrlichkeit
Und kann mich satt nicht seh'n.

Dann saget unter'm Himmelszelt
Mein Herz mir in der Brust:
„Es gibt was Besser's in der Welt,
Als all ihr Schmerz und Lust.“

Ich werf' mich auf mein Lager hin
Und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn,
Und sehne mich danach.

In seiner Prosa schmeckte oft die Schale vor; da muß man dann den Kern heraus zu kosten wissen, dann überrascht die Kunstlosigkeit und Einfachheit. Er wollte sein Volk nicht mit der Alltäglichkeit langweilen, nicht über solcherlei belehren, was es fast jederzeit besser versteht, als „Einer, der nur Bücher schreiben kann.“ Er zeigte in der Wahl seiner Stoffe, zu welch' freier Höhe des geistigen Ueberblicks in Wissen und Kunst er seine Leser heben wollte. Bald war es Philosophie, Musik

oder Poesie, bald eine ernste Wahrheit aus dem Leben, welche er besprach. Sittlich fest mahnte er an die Vergänglichkeit irdischer Dinge, den Tod — Freund Hain, dessen leibhaftes Konterfei er dem Wandsbecker Boten voranstellte, und an den er die Widmung seiner gesammelten Werke mit jenem Humor richtete, der aus Thränen lächelt. Mir dünkt, ich höre die Besten aus dem Volk reden, wenn Claudius in dieser Widmung spricht: „'s soll Leute geben, heißen starke Geister, die sich in ihrem Leben den Hain nichts anfechten lassen, und hinter seinem Rücken wohl gar über ihn und seine dünnen Beine spotten. Bin nicht starker Geist, 's läuft mir, die Wahrheit zu sagen, jedesmal kalt über'n Rücken, wenn ich sie ansehe. Und doch will ich glauben, daß sie 'n guter Mann sind, wenn man sie genug kennt; und doch ist's mir, als hätt' ich eine Art Heimweh und Muth zu dir, du alter Ruprecht Pförtner; daß du auch einmal kommen wirst, meinen Schmachtriemen aufzulösen, und mich auf bessere Zeiten sicher an Ort und Stelle zur Ruhe hinzulegen."

Aehnlich wie in diesen mitgetheilten Stellen war seine Prosa fast überall die Sprache des schlichten Menschenverstands, des warmen Herzens, der durchblitzenden Schalkhaftigkeit.

Ehe wir von diesem Volksmanne zu seinem Geistesverwandten übergehen, mag er in einem Klagelied, einem der tiefsten und innigsten, welche unsere Sprache kennt, den Grabstein des Vaters bekränzen. Das Lied ist ein Juwel deutscher Poesie!

So ruft Claudius seinem verstorbenen Vater nach:

Friede sei um diesen Grabstein her!
 Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
 Einen guten Mann begraben,
 Und mir war er mehr.

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
 Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
 Und ich kann's ihm nicht vergelten,
 Was er mir gethan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein!

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr,
Freundlich wird erwecken — ach sie haben
Einen guten Mann begraben
Und mir war er mehr.

Johann Peter Hebel, der Sohn schlichter und braver Landleute, ward am 10. Mai 1760 zu Basel geboren. Seine Aeltern, eigentlich in dem Dorfe Hausen wohnhaft, waren Taglöhner, sie fanden während des Sommers, so lange des Vaters Webstuhl ruhte, in Haus und Garten bei dem Major Iselin Arbeit und Lohn, in dessen Dienste Beide bis zu ihrer Verheirathung gestanden hatten. Die Heimath prägte sich mit unauslöschlichen Bildern in die Seele des Knaben, die er nicht eher völlig begriff, bis sie als Dichtungen in der treuherzigen Mundart des Landvolkes vor ihm standen. Diese Heimath, das sogenannte badische Oberland, hat überall fruchtreichen Boden, üppige Wiesen und Wein. Die Kander und Wiese durchfließen ein liebliches Thal mit dem Städtchen Schopfheim und dem sonstigen Filialort Hausen, mit dem Amtssitze Lörrach und der unfern gelegenen Burgruine Röteln, die das Thal beherrscht und der ganzen Herrschaft den Namen gab. Hier, in einer Gegend, deren Volksthümlichkeit noch nicht ganz verwischt, die reich an Sagen und Mähren ist, spielen Hebel's Dichtungen. In seiner Jugend trug der badische Oberländer noch das Gepräge der alten Zeit; er war fromm und arbeitsam, redlich, sparsam und schlau, voll warmer Anhänglichkeit an sein Lutherthum, ohne den Glaubenshaß gegen Katholische zu kennen, in rührender Treue gegen seinen Fürsten und die Heimath. So treten die Oberländer in Hebel's Gedichten auf. — Der biedere Vater starb schon im ersten Lebensjahre des

Knaben. Die Mutter bot lange vergeblich Ernst und strenge Zucht auf, den Muthwillen und die Leichtfertigkeit des Jungen zu bändigen, die noch bis in das Jünglingsalter hervorstehende Züge seines Charakters blieben. Doch bei all dem gelang es der frommen Mutter, auch in ihm frommen Sinn zu wecken. Vom sechsten bis zum zwölften Jahre besuchte Hebel die Dorfschule, dann die lateinische zu Schopfheim. An muthwilligen Streichen und an Schlägen dafür fehlte es auch jetzt nicht. Bald sollte er aber die Mutter verlieren. Während eines Aufenthaltes in Basel erkrankt, ließ sie sich nach Hausen bringen und starb unterwegs. Der Junge begleitete sie und brachte die Leiche in das Dorf. Mit tiefster Rührung sagte er noch spät in einer Predigt: „Der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt, an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbtheil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren." —

Der Vormund brachte den Knaben, der nicht ohne älterliches Vermögen war und sich dabei der Unterstützung guter Menschen erfreute, auf das Gymnasium nach Karlsruhe, wo ihn der Hofdiakonus Preuschen in das Haus nahm. Hebel machte schnelle Fortschritte, unterließ aber seine Schalksstreiche nicht und hätte dadurch eines Tages beinahe für immer die Gunst seines Wohlthäters verscherzt. Nach vier Jahren bezog er zum Studium der Theologie die Universität Erlangen. Er war ein lustiger, flotter Bursche, der selbst einem Duell nicht aus dem Wege ging. Unvergeßlich blieb ihm die Studentenzeit; „in der Brust des Studenten (so sagte er später) wohnen das Kind und der Knabe und der Mann beisammen; das Kind ist am Entschlummern, schlägt aber noch immer die Augen auf und lächelt, als ob es in einem Traume voll Rosen niedertauchen wollte und sich darauf freute; der Knabe aber ist wacker und athmet Lebenslust und Freiheit; und der Mann wacht auch

schon bisweilen auf und sieht die Sache ernsthaft an, schläft aber wieder ein, bis seine Stunde da ist." Nach zwei Jahren verließ er die Hochschule. Nun begann er ein Hofmeisterleben, ward nachher ordinirt, aber schon 1783 als Vikar an das Pädagog zu Lörrach versetzt. Mit geringem Gehalte stand er hier acht Jahre lang; der Rest seines Vermögens schwand. Zumeist das Leben im heimathlichen Lande, unter dem Volke, welches die Sprache seiner Kindheit redete, dann der Umgang mit lieben und scherzhaften Freunden versüßte ihm manche Entbehrung. Eine holde Jungfrau erwiederte seine zärtliche Neigung, aber Hebel konnte sich nicht zur Ehe entschließen, weil er mit dem Weibe seines Herzens nicht die Armuth theilen mochte. In späteren Jahren traten andere Bedenklichkeiten ein, und so blieb er Hagestolz. Das Lehramt griff seine Gesundheit an. Nach neun Jahren ward er als Subdiakonus an das Gymnasium zu Karlsruhe berufen. Als trefflicher Lehrer lernte er mit seinen Schülern. Zugleich hatte er die Verpflichtung zu predigen, und seine Kanzelreden befriedigten die Zuhörer aus allen Ständen; der Markgraf Karl Friedrich versäumte es selten die Kirche zu besuchen, wenn Hebel die Kanzel bestieg.

Im Jahre 1798 ward Hebel Professor an dem oberen Gymnasium. Damals schrieb er auch, vom Konsistorium aufgefordert, einen neuen Landes-Katechismus, welcher aber soviel bestritten wurde, daß die Einführung unterblieb. Trotz der Vorliebe, mit welcher er sich seinem Berufe widmete, wandelte ihn oft ein schmerzliches Heimweh nach dem lieben Dorfe an und so entstanden die poetischen Genrebilder, welche er „allemannische Gedichte" nennt, von denen später ausführlicher die Rede sein wird; die meisten gehören in die Jahre 1801 und 1802. Hebel ahnte nicht, daß sie sich einer günstigen Aufnahme erfreuen würden, und gab daher 1803 die erste Sammlung (von 32 Gedichten) ohne seinen Namen heraus. Gewichtige Stimmen erklärten sich dafür, z. B. J. G. Jacobi zu Freiburg, Jean Paul,

Voß und Goethe. Bis 1808 folgten vier Auflagen. Vor der dritten schrieb der Dichter 1805: „Wo hätte ich träumen können, daß die anspruchlosen allemannischen Gedichte solche Aufmerksamkeit der Gebildeten und selbst den Beifall von Männern wie Jacobi, Jean Paul und Voß erhalten würden! — Aber, lieber Freund, dieser Beifall hat mich zur Fortsetzung nicht aufgemuntert, sondern verzagt gemacht; ich mag ihn nicht selber wieder wegsingen. Der Geist, der damals so stille über mir schwebte, ist beschrien und verschwunden.“ — Des Verfassers Ruhm mußten die Uebertragungen seiner Gedichte in das Hochdeutsche noch vermehren. Jean Paul war zwar dagegen; mit der schwäbischen Mundart, meinte er, entzöge man dem spielenden Musenkind seine halbe Kindheit und Anmuth. Dennoch übernahmen Scheffner, Girardet, Adrian und Budberg, zwischen 1811 und 1835, diese Arbeit.

Hebel wurde indessen 1805 zum Kirchenrathe ernannt. Wie sehr er auch die Stille einer Landpfarrei wünschte, er mußte dem Willen seines Fürsten nachgeben und mit Gehaltserhöhung in Karlsruhe bleiben. Die Direktion des Lyceums, die er seit 1808 geführt, legte er 1814 nieder. In diesen Jahren entstanden seine Räthsel und Vexir-Charaden. Seit 1803 hatte er auch einige naturgeschichtliche Aufsätze in den Landkalender geschrieben, dessen Herausgeber und Verleger das Gymnasium war; nun übertrug ihm das Konsistorium die Ausarbeitung dieses Kalenders, der seit 1808 als „rheinländischer Hausfreund“ erschien und durch seine Volksmäßigkeit ein ungewöhnliches Glück machte. „Innig vertraut mit der Sprachweise des Volkes, hat er sie in diesen Aufsätzen mit möglicher Treue wiedergegeben. Die Nothwendigkeit der Schriftsprache gebot jedoch immithin edlere Haltung, besonders da wo der ernstere Stoff würdigere Behandlung verlangte. Die Sprache der lutherischen Bibelübersetzung, dem Volke selbst so geläufig, hat ihren unverkennbaren Einfluß auf solche Darstellungen gehabt, und aus mancher Wendung und

vielen Ausdrücken des Hausfreundes blickt der eifrige Leser und feurige Verehrer Jean Paul's hervor. Den Stoff wußte Hebel immer glücklich zu finden, oder aus sich heraus wie neu zu bearbeiten. Er griff aus dem Leben, wie aus dem Vademecum, und selbst das Alte, selbst das schon Gebrauchte, ging frisch und unverbraucht aus seiner Seele hervor. Er reproduzirte auch hier mehr als er produzirte, aber das ist gerade seine Eigenthümlichkeit, daß er das Fremde so zu durchdringen wußte, daß es ihm gänzlich angehörte. Mit sicherem Blick wußte er die rechte Mitte zwischen Unterhaltung und Volksbelehrung zu finden, jener ein größeres Feld zu lassen, als dieser; berücksichtigte er doch die Thatsache, daß der Landmann die Kalender nicht liest, um sich anzustrengen, sondern um sich zu erholen". — Der badische Kalender galt gar bald für den besten in seiner Art. Aus dem Hausfreund ging das „Schatzkästlein" hervor, weil die Cotta'sche Buchhandlung diese Erzählungen gesammelt zu verlegen wünschte. Das bedeutende Honorar wollte Hebel zu einer Reise nach Paris verwenden, aber es schwand dem mitleidigen Mann, der so gerne Thränen trocknete, unter den Händen, ohne daß der Plan ausgeführt ward. Erst das „Schatzkästlein," wovon jährlich an 40,000 Exemplare verkauft wurden und viele alsbald nach Amerika gingen, begründete den Ruhm des Hausfreundes. Im Jahr 1814 wurde durch eine an sich harmlose Erzählung eine Beschwerde von katholischer Seite veranlaßt. Hebel gab nun sogleich den Kalender auf und ließ sich später nur noch zu einer Fortsetzung — Hausfreund von 1819 — bewegen. Mittlerweile hatte er auch einige theologische Abhandlungen verfaßt, deren Werth übrigens ungleich ist.

Reisen unternahm er z. B. in die Schweiz und in seine liebe Heimath, welche er 1812 zum letzten Male besuchte. Seinem Gemüthe gaben die herzlichsten Freuden jene Ausflüge nach Straßburg, wo er mit einem Fabrikherrn befreundet war. Diese Tage hieß er: „illuminirte Kupferstiche" — oder: „Dichtung in

der Wahrheit seines Lebens." — Sein drittletztes Jahr war 1809, damals als die Künstlerin Hendel in mimisch-deklamatorischen Darstellungen zu Karlsruhe auftrat. Die geistvolle Frau besuchte ihn später noch einmal. Allmählich drückte ihn aber die Last der vielen Geschäfte, der Ämter, in die man ihn, wie er sagt: „hineingegeisselt" hatte; man habe geglaubt, meinte er, er könne sich einen eigenen Kalender machen, „in welchem die Sonne bei Nacht auch scheint, und die Kinder, in meinem Zeichen geboren, mit zwei Köpfen denken, und mit vier Händen schreiben können." Die Freuden flohen aus dem Geschäfte und sogar aus dem Leben. Er fühlte die Pein, die in manchen Kreisen unsers modernen Staatslebens den kräftigsten Mann aufreibt, weil er endlose Berichte schreiben, Zeugnisse fertigen und auf Dinge schriftlich antworten muß, die im Grunde keiner Antwort werth sind.

Der Großherzog Karl starb 1818 und sein Nachfolger Ludwig wollte die von Jenem ertheilte Verfassung in das Leben rufen. In der ersten Kammer der Landstände sollte ein evangelischer Prälat sitzen. Der Großherzog dachte an Hebel; dieser war verlegen, weil er erwartet hatte, man werde seinen alten Freund, Kirchenrath Sander zu dieser Ehrenstelle in Vorschlag bringen. Man wollte diesen aber nicht und damit nicht ein Dritter vorgeschoben würde, nahm Hebel die Prälatur an, nachdem er sich jedoch ausbedungen, daß ihm kein Zwang gegen seine bisherigen Neigungen zur Geselligkeit aufgelegt würde. Als Vertreter der evangelischen Geistlichkeit seines Vaterlandes wohnte er den Landtagen von 1819, 1820, 1822 und 1825 bei. Fremd dem politischen Leben, war er in der Kammer meist schweigsam und mußte darüber mancherlei Vorwürfe hören. Die Sammlung der gediegensten Reden und Vorträge aus der badischen Kammer (von August Schnezler) enthält daher Hebel's Namen nur bei einem Kommissionsbericht — über die Motion auf Errichtung einer Bildungsanstalt für Blindgeborne, 1822 — während

Rotteck, Welcker, L. Winter, Mittermaier und A. mehrfach darin begegnen und die bedeutendsten Zeitfragen in Anregung bringen.

Im Sommer 1821 trat in Karlsruhe die Generalsynode zusammen; die Vereinigung der lutherischen und reformirten zur evangelischen Kirche kam zu Stande, Hebel und Sander erhielten von Heidelberg aus die theologische Doktorwürde. Die schriftstellerische Laufbahn eilte dem Ende zu. Eine der letzten Arbeiten sind die „biblischen Geschichten,“ begonnen 1818, aber erst nach mancher Bedenklichkeit und, wie es scheint, zuletzt aus Mangel an Selbstvertrauen 1824 vollendet. Er versuchte sich dabei in die eigene Schulzeit zurück zu versetzen. „Immer, wenn ich schrieb, habe ich mir meinen alten Schulmeister Andreas Grether in Hausen und meine Mitschüler und mich unter dem Schatten seines Stabes, oder ich habe mir eine Repräsentation aller Mütter, unter ihren Kindern, und immer die nämliche gedacht, und uns, mich als Schulbüblein mitgerechnet, um unser Urtheil gefragt.“ Diese biblischen Erzählungen werden zwar heute noch, auch außerhalb Badens, in einzelnen Schulen gelesen; sie sind aber nach Form und Inhalt manchem Tadel unterworfen gewesen; voraus trifft der Vorwurf, daß die Sprache darin zu sehr an den Hausfreund erinnert, Manches ohne Grund ausgelassen oder dem Charakter der Bibel nach nicht richtig aufgefaßt ist. Noch schrieb er einen Katechismus. Dem Lehramte hatte er mehr als 40 Lebensjahre gewidmet; nun wünschte er Ruhe und seine mehr und mehr wankende Gesundheit mahnte ihn, Rücksichten zu nehmen.

Im September 1826 war Hebel zu einer Berufsreise nach Mannheim genöthigt. Einem dasigen Freunde, bei dem er sich stets freundlich empfangen wußte, schrieb er: „Ich komme diesmal — erschrecken Sie nicht! in der Qualität eines Patienten zu Ihnen; doch, Gottlob! ohne Arzneigläslein, auch ohne Bedürfniß von Kraftbrühen, zarten Gemüslein und dergleichen, nur mit dem Bedürfniß des Stilllebens unter einem freundlichen Dache.“

Er kam, aber an die Stelle der alten Laune war stiller Ernst getreten. Doch machte ihm eine Wasserfahrt an die Stelle, wo sich Neckar und Rhein vereinigen, in Begleitung der Schüler des Lyceums und in heller Mondnacht, noch große Freude. Tags darauf begab er sich nach Schwetzingen, um von hier nach Heidelberg zu gehen. Doch blieb es bei dem Vorsatze. In Schwetzingen fand sich sein Leiden von Neuem und mit heftiger Gewalt ein; doch siegte er mit großer Standhaftigkeit anfangs noch über den Anfall. Nachher aber mußte er sich zu Bette legen. Umsonst eilte sein Hausarzt von Karlsruhe herbei. Mit ungetrübter Gemüthsruhe entschlummerte Hebel in der Frühe des 22. Septembers 1826. Am 23 September wurde er bestattet; sein Grab ist einige Schritte von der östlichen Mauer des Schwetzinger Friedhofes; ein einfacher, auf demselben ruhender Stein sagt dem Wanderer genug, indem er Hebel's Namen nennt. Doch hat der Großherzog Leopold 1835 an geeignetem Platze im Schloßgarten zu Karlsruhe „dem vaterländischen Dichter" ein besonderes, würdiges Denkmal errichtet.

Hebel's Kenntnisse waren mannichfaltig, nicht tief. Das Leben, besonders trauliche Geselligkeit, entzog seinen Studien manche Stunde. Im vielen Lesen erblickte er den Untergang des eigenen Denkens. Außer der Theologie und Philologie zog ihn hauptsächlich die Naturwissenschaft und unter ihren Zweigen am meisten Physik und Botanik an. In neuern Sprachen war er wenig bewandert. Unter den vaterländischen Dichtern liebte er Goethe, J. Paul und Bürger vor Allen, während Schiller ihn nicht ansprach. Als Lehrer entwickelte er seltene Gaben und wußte Tausende von Jünglingen in die Hallen der Wissenschaft so einzuführen, daß sie es ihm ewig dankten. Seine Thätigkeit als Kanzelredner mußte bei den übrigen Ansprüchen seines Amtes beschränkter bleiben. Daher ließ er während seines Lebens nur zwei Predigten drucken; in der Sammlung seiner Werke finden sich deren 2 Bände, die in Form und Inhalt das Ge-

präge seines Geistes recht eigenthümlich tragen. Seine religiöse Ansicht blieb von Mysticismus frei. Dem Vaterlande und dem Fürsten treu, nahm er freilich am öffentlichen Leben nur geringen Antheil. Der Ehrgeiz, welcher so viele Männer in die Strömungen der Oeffentlichkeit zieht, war sein Fehler durchaus nicht; sonst hätte er schwerlich sich bis in spätere Lebensjahre noch mit dem Plan getragen, eine ländliche Pfarrei anzunehmen. Ebenso blieb der Reiz des Besitzes ihm unbekannt. „Ich bin nie reich gewesen" — sagte er in der Antrittspredigt; „ich habe gelernt nichts haben und Alles haben, mit den Fröhlichen froh sein und mit den Weinenden traurig." Das sehr bedeutende Honorar für die biblischen Geschichten — es betrug fast die Hälfte seines erworbenen Vermögens — verlor er durch Bankeroute eines Bankiers, dem er unbedingtes Zutrauen schenkte. Aber gleich einem Weisen des Alterthums erwiederte er gefaßt, als man ihm diese Nachricht brachte, das Geld habe er nie gesehen und werde es nun auch nicht sehen; das Papier, das er dafür bekommen, habe er noch. Er bedauerte gegen einen Freund den Bankier und setzte hinzu: „Ich war schon vorher arm, nun bin ich nur etwas ärmer, aber ich erinnere mich ja einer Zeit, wo ich es noch mehr war." Theater und gesellige Spiele liebte er; als Mann, der sich überall dem frischen Leben zuwendete, vertheidigte er sogar die Theilnahme des Theologen an solchen Spielen in einer eigenen Abhandlung, welche Humor und frommen Sinn in ansprechender Weise verbindet. Die Kopfhänger unserer Zeit könnten viel aus dieser Abhandlung lernen, wenn sie nicht mit vorgefaßten Meinungen sie zur Hand nähmen. Für die Musik ging ihm aller Sinn ab; er verstehe so viel davon, scherzt er, als der Kaminfeger von Weißbleichen. Mit der Liebe zur Natur und ihren Freuden verband sich, wie dies fast gewöhnlich ist, bei Hebel Liebe zur Unabhängigkeit, sowie große Freude am Wanderleben, der er freilich in seinem Berufe nicht nachhängen durfte. Noch zwei Jahre vor seinem Tode schrieb er: „Es ist gar herrlich, so etwas Vagabundisches

ins Leben zu mischen. Es ist wie der Fluß in dem Thal. Man fühlt doch auch wieder einmal, daß man der Erde nicht angehört, daß man ein freier Mensch ist, wenn man wie der Spatz alle Abende auf einem andern Aste sitzen kann. Das ist es, was den Bettler groß und stolz macht, wenn er sich selbst und seinen Beruf recht versteht. Ich habe diese Glücklichen schon oft beneidet, und gebe gern denen, die es aus Grundsatz sind. Es gibt keinen andern Philosophen." So sagte auch Lessing (im Nathan:) „Der wahre Bettler ist doch einzig und allein der wahre König!" — Wenn auch Hebel ehelos blieb, so fehlte ihm doch nicht der Sinn für die Traulichkeiten des Familienlebens. Sein Aeußeres war ansprechend; Geist und ein edler, heiterer Ausdruck auf den Gesichtszügen; die kleinen braunen Augen schalkisch freundlich, die Stirne, die Nase stark gewölbt, das einst dunkelbraune Haar kraus, um den Mund ein vielsagendes, anmuthiges Lächeln. Sein Körper war kräftig gebaut, von mäßiger Größe, seine Haltung aufrecht, sein Gang nachlässig.

Betrachten wir Hebel als Mann des Volkes, so müssen wir zweierlei in's Auge fassen: seine allemannischen Gedichte und seine volksmäßige Prosa. Ueber die Entstehung und Aufnahme der allemannischen Gedichte hab' ich bereits gesprochen. Ihre Bedeutung für die Volksliteratur hängt keineswegs blos von der Mundart ab, worin sie verfaßt sind, wiewohl ich gerade diesen Umstand nicht gering anschlage.

Ehe Luther's Bibelübersetzung — das Wort als sieghaftes Schwert! — die neuhochdeutsche Schriftsprache begründete, pflegten sich Dichter und Erzähler in Deutschland der Mundart ihrer Gegend zu bedienen. Mundartliche Dichtungen haben aber seit Luther immer nur einen untergeordneten Werth, weil sie nur einem kleinen Theil des Volkes zugänglich sind und Viele aus dem

Kern der Nation weder Zeit noch Geschick haben, sich durch besonderes Studium oder Wörterbücher recht hinein zu leben. Das Volk will zumal keine Dichter im Allgemeinen, zu deren Verständniß eine eigene Anleitung nöthig wäre, daher sind sogar eines Klopstock's schwunghafte Oden, abgesehen von dem fremdartigen und undeutschen Versgewand, nie vollständig in das Volk eingedrungen. Auch ist es im Grunde nöthig, eine Gegend zu kennen, Lebensweise, Sitten und Gebräuche bis in das Kleinste zu verstehen, will man sich mit Liebe in eine Mundart vertiefen; Schrift und Druck reichen fast nirgends zu, die Lautverhältnisse ganz lesbar darzustellen, weshalb z. B. ein Norddeutscher wohl nie Hebel's Gedichte richtig lesen kann, wenn er sich nicht eine Zeitlang in der Gegend aufhielt, wo der Schauplatz derselben ist. Bei all' dem aber haben die Mundarten — und ich nehme hier keine aus — soviel Eigenthümliches, so entschiedene Vorzüge in Rhythmus oder Wohllaut, daß unser Schriftdeutsch in manchem Betracht unendlich schwächer und wie verbraucht erscheint. Ueberdies ist das mächtige Walten des Sprachgeistes noch immer am meisten in den Mundarten zu ersehen, die sich rein und ungetrübt erhalten, denen fremde Sprachen nicht ungelenke Worte und nichtsnutzige Redensarten aufgezwängt haben. Schon aus diesem Grunde — wenn auch nur die Form ihr Hauptverdienst wäre — müßten Hebel's Gedichte in der allemannischen Mundart wohl ihren Ehrenplatz in einer Volksliteratur einnehmen, da sie offenbar die höchste Blüte der mundartlichen Poesie erschließen. Hebel wagte zwar nicht zuerst den Versuch. Voß war ihm mit seinen Idyllen vorangegangen, allein Voß war ein zu ängstlicher Abschreiber der Natur und der Verhältnisse des ländlichen Lebens, ganz unbekümmert darum, ob nicht auch das Unschöne mitunterlaufe, nicht auch Etwas, das den Sinn für das Volk eher schwächen könnte. Hebel war auch nicht der Letzte, welcher die Mundart einer besonderen Gegend poetisch ausbeutete. Usteri,

dessen bei Claudius gedacht wurde, benutzte den schweizerischen Dialekt, ohne sich auf eine bestimmte Gestaltung desselben zu beschränken, in einer Reihe von idyllischen Gedichten, die mit bezaubernder Natürlichkeit uns in eine vom Getümmel des Flachlandes ungestörte Alpenwelt versetzen, während der Nürnberger Grübel, ein Flaschner seines Handwerkes, uns den Bürger und Bauern seiner Gegend schildert, wie er wirklich ist und durch äußere Verhältnisse geworden ist. Zugleich gilt von ihm Goethe's Aeußerung: Grübel habe einen außerordentlichen Vorsprung vor seines Gleichen, daß er mit Bewußtsein ein Nürnberger Philister ist. Auch Kobell und Andere haben in mundartlichen Liedern Vorzügliches geleistet. Hebel errang indessen unter Allen den ersten Kranz. Er zeigt uns den Landmann zwar idealisirt, aber darum nicht unwahr; seine Bilder ländlicher Natur nimmt er nicht aus der rohen unvollkommenen Erscheinung, sondern haucht ihnen höhern Geist und edleres Wesen ein, so daß der in ländlichen Verhältnissen selbst lebende Leser sich dadurch gehoben fühlen muß. Dabei versteht er einem Stoff Anschaulichkeit und Bewegung zu verleihen, sogar wenn dieser an sich ganz zu widerstreben scheint. — Wir müssen einige Stimmen bedeutender Richter hören, ehe wir unser Urtheil abschließen, weil sie auf Hebel selbst den mächtigsten Einfluß übten, nämlich den Quell seiner Poesie — verstopften! J. G. Jacobi sagt: in allen Gedichten Hebel's finden wir Neuheit der Ideen und eine ganz eigene Naivetät; unschuldigen Scherz abwechselnd mit wohlthätigem Ernst, dessen Erhabenheit durch einen einfältigen Ausdruck noch auffallender wird; tröstliche Wahrheiten, überall Leben und Wärme, und ein herzliches, inniges Verlangen, den niedern Arbeiter aufzurichten bei seinem Tagewerk, die gemeine Seele zu veredeln, ohne sie aus dem Kreise, worin sie wirken soll, wegzurücken und den Menschen festzuhalten an dem, was sein Heiligstes sein und bleiben muß. In Absicht der Unbefangenheit, des naiven Tons, des kindlichen Glaubens

und der moralischen Tendenz hat Hebel die meiste Aehnlichkeit mit dem ehrlichen Claudius." Noch mehr Gewicht für Hebel hatte das Urtheil von Jean Paul, für den er eine wahre Begeisterung fühlte und den er, wie bemerkt, in seiner Prosa mitunter nachahmt. Dieser sagt: „Unser allemannischer Dichter hat für Alles Leben und für Alles Sinn; das offene Herz, die offenen Arme der Liebe und jeder Stern und jede Blume wird ihm ein Mensch. Durch alle seine Gedichte greift dies schöne Zueignen, deren allegorisirende Personifikation er oft bis zur Kühnheit der Laune steigert. Er ist naiv, er ist von alter Kunst und neuer Zeit gebildet, er ist meistens christlich-elegisch, zuweilen romantisch-schauerlich er ist ohne Phrasentriller, er ist zu lesen, wenn nicht einmal doch zehnmal wie Alles Einfache. Mit andern, bessern Worten: Das Abendroth einer schönen, friedlichen Seele liegt auf allen Höhen, die er aufsteigen läßt, — poetische Blumen ersetzt er durch die Blumengöttin selbst, durch die Poesie, — das Schweizer Alphorn der jugendlichen Sehnsucht und Freude hat er am Munde, indeß er mit der andern Hand auf das Abendglühen der hohen Gletscher zeigt, und zu beten anfängt, wenn auf den Bergen die Betglocken schön herabrufen." Dieses Urtheil ermuthigte Hebel zuerst, bei der nächsten Auflage seinen Namen zu nennen. Hierauf nahm Goethe für ihn das Wort: „Der Verfasser dieser Gedichte ist im Begriff, sich einen eignen Platz auf dem deutschen Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten: An der einen beobachtet er mit frischem frohen Blick die Gegenstände der Natur die in einem festen Dasein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personifikationen seine Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst hinauf zu heben. An der andern Seite neigt er sich zum Sittlich-Didaktischen und zum Allegorischen, aber auch hier kommt ihm seine Personifikation zu Hülfe, und wie er dort

seine Körper für einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Dies gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Ueberzeugung verdient der größte Theil dieses Lob. Wenn antike, oder andere durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhere göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt der Verfasser diese Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert auf die naivste, anmuthigste Weise durchaus das Universum; so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint. Das Lokal ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise; soviel steht ihm zu Gebote, um das, was ihm sein Talent eingibt, auszuführen.“ Goethe bespricht nun einige Stücke der Sammlung näher und sagt dann: Ueberhaupt hat der Verfasser den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht. Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganze erfahren und so in einem höhern Sinne erbaut sein will, so verlangen Menschen auf einer niedern Stufe der Kultur die Nutzanwendung von jedem Einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Der Verfasser hat nach unserm Gefühl das **Fabula docet** (die Fabel lehrt) meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volkspoesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt. — Hat der Dichter durchaus einen glücklichen

Blick in's Wirkliche bewährt, so hat er auch, wie man bald bemerkt, die Hauptmotive der Volksgesinnung und Volkssage sehr wohl aufzufassen verstanden. — Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu Statten.“ Goethe forderte ihn auch auf, — weil es ein Schritt zur Kultur der einzelnen Provinz sein müsse, wenn man ihr Werke der Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen gebe — schickliche Gedichte aus dem Hochdeutschen in das Allemannische zu übertragen; davon wollte Hebel freilich nichts wissen, so lange seine Dichterkraft ungeschwächt bliebe; in spätern Jahren war er von den heitern Spielen der Muse in dieser Form abgekommen und ich habe bereits angeführt, daß diese Urtheile dazu das Meiste beitrugen; der Geist seiner Dichtung war berufen und verschwand!

Zu den ausgezeichnetsten dieser Gedichte gehört „Sonntagsfrühe.“ Hebel hat hier den Sonnabend und Sonntag höchst naiv und anmuthig in Personen verwandelt, und ihnen nicht blos Körper und Sprache verliehen, sondern sie auch mit Bedürfnissen, Leidenschaften und Absichten ausgestattet, die ihrer Persönlichkeit anpassen. Wer jemals einen so herrlichen Sonntagsmorgen auf dem Lande erlebt, wird dies Gedicht bis zum Schlusse nachempfinden, wo das Geläute der Glocken an Den mahnt und zu Dem ruft, um deßwillen der Sonntag angeordnet ist. Ebenso ist das „Spinnlein“ in Anlage und Ausführung gleich vortrefflich — ein Zeugniß, wie der ächte Dichter auch die Welt der Thiere benutzt, um durch ihre ächt poetische Anschauung Liebe zum Naturleben zu wecken. Der Winter führt uns ein durchaus dichterisches Bild der Jahreszeit vor, doch ist diese Schilderung nicht Hauptsache, sie ist gleichsam nur die Staffage, um höhere Gefühle würdig zu empfehlen und zu beleuchten: den Auferstehungstag in der Natur, die Liebe und das Mitleiden. Im Gewitter zeigt er uns das erhabene Schauspiel der Natur gegenüber einem gefühlvollen Menschen in seiner Häuslichkeit, das Gedicht athmet dramatisches Leben und Ergebung in den Willen

und die Fügung Gottes, vor deren Einrichtung der Mensch stillschweigend in den Staub sinkt und anbetet, zufrieden, wenn ihm nur „kein theueres Haupt" fehlt. Von gleichem oder ähnlichem Werth ist: das Gespenst an der Kandererstraße, der Karfunkel, das Habermuß, der Bettler, der Schreinergesell — und viele andere, die wir nicht zu bezeichnen nöthig haben. Nur Eins mag hier Platz finden, weil es eine ächte Stimme aus dem Volk und selbst dem nicht schwer zu verstehen ist, der die Eigenheit jener Mundart noch nicht kennt. Es heißt: **Freude in Ehren**:

Ne G'sang in Ehre
Wer will's verwehre?
Singt's Thierli nit in Hurst und Nast,
Der Engel nit im Sterne-Glast?
E freie frohe Muth,
E g'sund und frölich Blut
Goht über Geld und Gut.

Ne Trunk in Ehre,
Wer will's verwehre?
Trinkt's Blüemli nit si Morgethau?
Trinkt nit der Vogt si Schöppli au?
Und wer am Werchtig schafft,
Dem bringt der Rebesaft
Am Suntig neui Chraft.

Ne Chuß in Ehre,
Wer will's verwehre?
Chüßt's Blüemli nit si Schwesterli,
Und 's Sternli chüßt si Nöchberli?
In Ehre, hani g'seit,
Und in der Unschuld G'leit,
Mit Zucht und Sittsemkeit.

Ne freudig Stündli,
Isch's nit e Fündli?
Jez hemmers und jez simmer do;
Es chummt e Zit, würd's anderst goh.
'S währt alles churzi Zit,
Der Chilchhof isch nit wit.
Wer weiß, wer bal dört lit?

Wenn d' Glocke schalle,
Wer hilftis alle?
O gebis Gott e sanfte Tod!
E rüeihig G'wisse gebis Gott,
Wenn d'Sunn am Himmel lacht,
Wenn alles blizt und chracht,
Und in der lezte Nacht!

Die Welt- und Lebensanschauung seines ganzen innern Menschen hat er vielleicht in keinem so kurz und bündig zusammengefaßt, als in diesem Liede, das mehrfach in Musik gesetzt ward.

Die volksthümliche Prosa Hebel's zeigt sich meistens in den kleinern Erzählungen aus dem Hausfreund. Es wäre überflüssig, einzelne zu nennen, da fast keine Sammlung deutscher Prosa, sei es für Erwachsene oder für Kinder, erscheinen wird, worin nicht: Kannitverstan, der Staar von Segringen, die Streiche vom Zundelfrieder und dem rothen Dieter, Herr Charles u. s. w. aufgenommen wäre.

Seine Räthsel und Charaden — es sind davon 118 in Druck erschienen — mögen wenigstens mit Einem Worte hier erwähnt werden. Sie danken der Geselligkeit ihren Ursprung. Das Drechsler'sche Kaffeehaus zu Karlsruhe versammelte oft eine gebildete Männergesellschaft, in welcher auch Hebel sich heimisch fand und wo er gesucht war. Hier zeigte er in Errathung von Räthseln und Charaden eigenthümlichen Scharfsinn und suchte sich bald zu eigenen Produktionen darin aufgefordert. „Was kann man auch" — schreibt er einmal — „in einer Jahreszeit Besseres thun, wo Einem der Dezember in Zeit gute Stunde regnet, und eine Nacht der andern über den schmalen Tag hinüber die Hand reicht?" Begreiflich, daß manche seiner Räthsel nur lokale Beziehung haben. Andere, zumal die Trugcharaden oder Verirräthsel sind eine Bereicherung unserer Literatur in diesem Felde, welches unser deutsches Mittelalter durch Priameln, scharfsinnige Sprüche und dergleichen schon anbaute. Meines Bedünkens ist Hebel hierin unübertroffen.

Seine übrigen Schriften bedürfen hier keiner besondern Erwähnung; sie gehören einzelen, schon bezeichneten Fächern an.

Soll ich erst versichern, daß Claudius und Hebel nicht zufällig, nicht willkürlich als Männer des Volkes von mir in Einen Rahmen gefaßt sind? Schon längst hat man ihre allgemeine Aehnlichkeit darin gefunden, daß sie nicht, um etwas Neues hervorzubringen, die Ansichten und Gefühle des Landmannes blos nachahmen, sondern vielmehr dasjenige darstellen, wobei ihnen selber wohl ist; wir hören daher bei ihnen den Sänger der Natur, selten einmal verräth sich der kunstgemäße Dichter. Ich meine dies so, daß Beide da und dort einmal aussprechen, was nicht aus jener naturkräftigen Unmittelbarkeit hervorsprudelt, welche seit ältester Zeit sonst den deutschen Volksgesang auszeichnet. Wollen wir daraus eine Anklage machen? Schläft nicht auch, um mit dem Alterthum zu reden, Homer einmal? Wenn man daher dem Claudius Ziererei vorwerfen und einige possierliche Züge bei ihm finden möchte: so erinnere ich, daß man, über den witzelnden Ton seiner Nachahmer verstimmt, in seinen Liedern Manches suchte, was erst auffällt, wenn man es auf die Spitze treibt. Noch mehr hat Hebel von der einseitigen Kritik zu leiden gehabt. Auch sie ist aber verstummt. Hat man seine Landmädchen den aufgeputzten Tyrolerinnen im Maskensaale verglichen, so vergaß man, wie fern bis in die neueste Zeit herab unsere Dichter dem Volke gewöhnlich standen, und wie verkehrt die sogenannte höhere Bildung noch heut zu Tage meistens den letzten Rest volksthümlicher Anschauung mit Stumpf und Stiel zu vertilgen sucht, der einem aus dem Volke hervorgegangenen Dichter geblieben. Gelang es ihr auch bei Hebel durchaus nicht, wie ich denn gezeigt habe, so drängte sich immer Einiges herbei, was jenem Vorwurf einen Schein — aber auch nur einen Schein der Gerechtigkeit gibt. Statt zu tadeln, hoffen wir lieber, in der nächsten Zeit werde eine un=

nigere Wechselwirkung zwischen dem Volk und seinen Sängern anfangen. Wir denken dazu beizutragen, wenn wir dem Volk die Männer ungeschminkt aufzeigen, zu denen es das meiste Vertrauen haben darf. Das Volk ist nicht unzugänglich für Belehrung, nicht undankbar für Zurechtweisung, nicht unempfindlich für ein Vorbild!

Claudius und Hebel sind ferner darin ähnlich, daß sie des Volkes Lust und Leid im Herzen trugen, obgleich ihr Amt, ihre Stellung im bürgerlichen Leben es nach gewöhnlicher Ansicht entschuldigt hätte, wenn sie mit andern Dingen sich befassen wollten. Wir können zwar nicht mit Bestimmtheit nachweisen, daß nur die Liebe zum Volk unsern Claudius nach Darmstadt rief, und nur die Liebe zum Volk ihm eine Stelle zuwider machte, worin er der gehorsame Diener einer ministerlichen Spiegelfechterei werden sollte: aber sehr wahrscheinlich dünkt es uns immerhin. Und erwägen wir gar seine spätere Lage! Tausende hätten in so enger Häuslichkeit, reich beglückt durch Weib und Kinder, durch Anerkennung bei den Zeitgenossen, durch Freundschaft der Besten unter denselben, das Volk eben Volk sein lassen, wären nicht von ihrer Höhe zu ihm herunter gestiegen, hätten nicht um seine Bildung Sorge getragen. Anders Claudius. Anders auch Hebel. Bei ihm gehörte die schriftstellerische Wirksamkeit für das Volk so durchaus zu den wahren Lebensbedürfnissen, daß er ohne sie eine tiefe Lücke fühlen mußte; ja ich behaupte nicht zu viel, wenn ich annehme, Hebel konnte weit eher Weib und Kinder entbehren, als den erquickenden Umgang mit dem Volke, dem er den größten Theil seiner Schriften widmete.

Beide ziert wahre Frömmigkeit, ächt religiöser Sinn. Claudius hielt in der letztern Lebenszeit mit einer gewissen Aengstlichkeit am Hergebrachten fest, aber eigentliche Unduldsamkeit, die damit gewöhnlich verbunden ist, kannte sein menschlich treues Herz nicht. Hebel's Ansicht war frischer und fröhlicher, gleichweit von Frivolität

wie von seufzerreicher Kopfhängerei — Freund der Natur, der Geselligkeit, konnte er diese gesunde Lebensansicht nicht aufgeben, wäre er auch noch älter geworden; in mancherlei Prüfungen hat er sie aber eben so treu bewährt, wie Claudius seinen Glauben.

Wer von Beiden ist größer und bedeutender in unserer Volksliteratur?

Erklären wir uns für Hebel — und das wird wohl auch die Meinung der Meisten sein, die unbefangen urtheilen — so geschieht es mit der Erwähnung des Vorzuges, den er genoß, weil ihm Muster deutschen Geistes und schöpferischer Volkskraft vor Augen standen, die Claudius umsonst suchte, um daran zu erstarken. Kaum sah dieser in den besten Jahren seiner Thätigkeit Lessing's Stern glänzen und versinken; Goethe erhob sich eben vor der Nation und wenn Schiller immer ein Jahrzehent früher als Claudius schied, so empfand dieser Nichts für jenen; ihrer Weltanschauung fehlte die verbindende Brücke. Hebel hingegen durfte schon früher an der Sonne Goethe's, am sanften Monde Herder's sich laben und Jean Paul zog ein feuriger Komet über den Scheitel hin; und der ächte Mann des Volkes spricht: „die Sterne die begehrt man nicht, man freut sich ihrer Pracht."

Beide wirkten auf ihre Zeitgenossen fort und sind auch darin unverkennbar ähnlich. Claudius zeigte in seiner Prosa, was Hebel auch wollte; selbst die Fehler des Vorbildes belehrten den eifrig anstrebenden Jünger. Beide gelten durch diese schlichte, treuherzige Prosa als Vorkämpfer für eine Volksliteratur, welche erst in unsern Tagen, wenigstens hat es so den Anschein, mit Sturmschritt sich Anerkennung verschafft. Keiner der beliebten Erzähler, denen heute das Volk begierig an den Lippen hängt, darf sich fremd stellen, wenn Claudius und Hebel erwähnt werden. Zwar sind wir weit entfernt, schon jetzt ihre Wirkung auf das Volk, seine Bildung und Gesittung, im ganzen Umfange bemessen zu wollen — denn geistige Aernten reifen viel langsamer als die, welche der Landmann erwartet! — Aber wenn uns nicht

alle Vorzeichen trügen, so darf jene Wirkung nach zwei Seiten hin als gleich sicher und gleich segensvoll begrüßt werden. Einmal, indem das Volksleben selbst mit seinen oft so tief poetischen Gestalten und markigen Erscheinungen so vollständig mit in den Kreis der Literatur hineingezogen wird, wie wenn der Forschergeist einen neuen Erdtheil entdeckt und der Kultur erobert hätte. Dann, weil nothwendig damit auch eine neue Vermittelung zwischen Leben und Wissen im Volke vorbereitet wird, die bis heute leerer Traum blieb, wie viel man auch davon reden und schreiben mochte.

Erst dann, wenn der wahrhaft berufene Schriftsteller das Volksleben im eigenen Geiste allseitig mit durchlebt, wenn er es also nicht etwa gar aus Büchern zu begreifen wähnt; erst dann kann er seinen Brüdern — und sie heißen ja in ihrer Gesammtheit zunächst: Volk — immer mehr die goldenen Schätze der Wissenschaft, die nur dann mit Weisheit einerlei wird, erschließen; die Erkenntniß trägt Frucht und erhebt zur Wahrheit. Aber die Wahrheit — das sagt der größte Lehrer aller Zeiten auch Euch, die Ihr für's Volk arbeitet — die Wahrheit erst wird Euch frei machen!

Hans von Held.

Von

Dr. W. Stricker.

Wer ein Mann ist, vertheidigt sein gutes Recht,
Der Feige nur ist der Tyrannen Knecht.

Zedlitz.

Hans von Held.

(Geboren zu Aurag in Schlesien den 15. Nov. 1764, gestorben zu Berlin 1842.)

Mit Friedrich II. war mehr als ein König von Preußen gestorben. Es war der Schöpfer und Erhalter des kleinen armen Staates geschieden, welcher, durch keine natürlichen Wälle beschützt, dem halben Europa sieben Jahre lang Widerstand geleistet hatte und der kurz nach dem Kriege selbst noch als der bereiteste zu neuem Kampfe dastand. Die strenge Erziehung, welche Friedrich Wilhelm I. seinem Volke gegeben, hatte sein Sohn Friedrich II. fortgesetzt, nur daß ein höheres Selbstgefühl seit dem siebenjährigen Kriege sein Volk durchdrang und daß die verspottete „Potsdamer Wachtparade" als das erste Heer Europa's sich bewährt hatte. Alles war der „Staatsidee" geopfert. Harte Steuern, zu deren Erhebung die gehässigste Einmischung in Privatverhältnisse nöthig war, ein zahlreiches Heer und der Bau kostbarer Festungen forderten beständige Opfer von den Unterthanen; aber dem Staate war auch Alles gewidmet; ein karger Hofhalt, eine ärmliche Vertretung an fremden Höfen gestatteten die Verwendung fast des gesammten Einkommens für die Schutzmittel des Staats, für die Hebung des Gewerbfleißes, für die Schöpfung neuer Verbindungsstraßen zu Wasser und zu Land und für die Tilgung der Spuren des Kriegs; in Allem aber, wo der Staatsvortheil nicht einen Zwang nöthig machte, herrschte, zumal in Glaubenssachen, die unbedingteste Freiheit und der Adlerblick des Königs

waltete mit Sorgfalt und Strenge über unwandelbarer Gerechtigkeit. Ein trauriges, unseliges Vermächtniß hatte aber Friedrich II. seinem Nachfolger hinterlassen, nämlich die Freundschaft mit Rußland. Die vereinzelte Stellung Preußens nach dem Frieden von Hubertsburg, der Groll, den die größeren deutschen Mächte und Frankreich gegen dasselbe bewahrten, die Vergrößerungspläne Joseph's II. trieben den König auf diese Seite hin und als ihm die Kaiserin Katharina II. fast keine Wahl ließ, als Krieg oder die Annahme ihres Geschenks, — da stimmte Friedrich zur ersten Theilung Polens. Dieser unselige Name hat den ersten Akt der Auflösung des polnischen Staates in demselben trüben Licht erscheinen lassen, wie die spätern; aber, ohne daß man die längst verurtheilte That rechtfertigen wollte, muß man doch auf den wesentlichen Unterschied zwischen der Handlungsweise Friedrich's II. und der seines Nachfolgers hinweisen. Der Unterschied war sowohl in der Art der Ausführung, als in dem Gegenstand des Erwerbs begründet. Es war eine reine That der Gewalt nach dem Recht des Stärkeren, — dem einzigen Rechte, welches mit wenigen Ausnahmen von jeher in der Weltgeschichte gegolten, — ohne jene schändlichen Treulosigkeiten, ohne den offenen Wortbruch, der die beiden spätern Theilungen bezeichnete; das 1772 abgerissene Land aber war größtentheils unzweifelhaft altes Deutschordensgut, welches durch Kriegsglück unter polnische Botmäßigkeit gekommen war, während 1795, als Preußen sogar Warschau erhielt, auch nicht ein Schein von rechtmäßigem Anspruch aufzufinden war. Wir müssen ferner, wenn wir heute über derartige Ereignisse des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts urtheilen, von unserm jetzigen nationalen Standpunkt absehen. Das seit dem Weltfrieden von 1815 sich immer lebhafter entwickelnde Nationalgefühl, welches, wenn es erst seine Geltung in der Politik erlangt und zur Gründung nationaler Staaten geführt hat, nothwendig die Veranlassung zu vielen Kriegen tilgen

muß, war damals ganz erloschen und untergegangen in den dynastischen Interessen. Dachte doch Joseph II. an einen Tausch Baierns gegen Belgien, wurde doch Lothringen, ohne Rücksicht darauf, daß es deutsches Reichsland war, gegen Toskana vertauscht und so mitten im Frieden das deutsche Reich gemindert, blos weil dem Hause Habsburg dieser Tausch anstand; wollte doch der Lüneviller Kongreß Sardinien mit den Hansestädten entschädigen, sowie Napoleon später wirklich den Großherzog von Toskana sein Land mit Würzburg vertauschen ließ. Selbst auf dem Wiener Kongreß war das Nationalgefühl noch so schwach, daß Oesterreich die Bemühungen Preußens zur Erlangung des Elsasses nicht unterstützte, weil es kein dynastisches Interesse dabei hatte, und das deutscheste Reichsland, welches Frankreich auf die schändlichste Weise geraubt, in den Händen des besiegten Feindes ließ. Selbst die Völker des östlichen Europa's, die Slaven und Magyaren, welche jetzt schon andern Völkern ihre Volksthümlichkeit aufdringen wollen, huldigten damals bewußtlos deutscher und französischer Bildung und Sprache. — Trotzdem, was sich zur Erklärung der ersten Theilung Polens sagen läßt, war die That als Beispiel und als eine mit Rußland gemeinsame Schuld verderblich; verderblich auch für Preußen selbst, denn hier fand sich die sonst fehlende Gelegenheit zur großartigsten Bestechung durch Verschwendung der neuerworbenen Länderstrecken, und die Entsittlichung, welche aus den südpreußischen Güterkäufen hervorging, war wichtig für den Verfall Preußens 1806. — Friedrich II. sah in seinem Nachfolger den Zerstörer seines Werks. Vergebens hoffte er durch strenge Erziehung und Aufsicht den weichlichen, jeder Anstrengung abgeneigten, wankelmüthigen, und für mystische Einflüsse leicht zugänglichen Charakter seines Neffen zu bessern. Er erreichte nur, daß dieser in stummem Trotz gegen den strengen Oheim sich verhärtete, um nach dessen Tode um so gewaltsamer seine eigene Richtung zur Geltung zu bringen. Es ist von Friedrich Wilhelm II. das

Wort aufbewahrt: „Ich habe allein gelitten, ich will auch allein herrschen.“ Wir verweilen etwas länger bei seiner Regierungsgeschichte, weil in ihr der Schlüssel zu den Ereignissen liegt, welche alsbald geschildert werden sollen.

Der berühmte Mirabeau hielt sich zur Zeit des Regierungswechsels in Berlin auf und sprach in Bezug auf Preußen das berühmte Wort: „pourriture avant maturité“ (Fäulniß eher als Reife,) ein Wort, welches man jetzt gewöhnlich auf Rußland anwendet. Er bezeichnete den König Friedrich Wilhelm II. als unfähig zur Regierung, „weil er weder feste Grundsätze, noch ein gewinnendes Wesen, noch glänzende Geistesgaben besitze,“ und weiterhin sagte er von ihm: „er hat keinen Geist, keine Kraft, keine Folgerichtigkeit, keine Arbeitsamkeit, grobsinnliche Gelüste und von einem Helden nur den Stolz.“ Drei Züge herrschen in seinem Charakter vor: Falschheit, die er für Gewandtheit hält, Eitelkeit, welche beim leisesten Widerspruch verletzt auffährt, Vergötterung des Geldes, welche bei ihm nicht sowohl Geiz, als vielmehr Habsucht ist. Der erste dieser Fehler macht ihn mißtrauisch, denn wer aus Grundsatz täuscht, fürchtet immer getäuscht zu werden; der zweite läßt ihn mittelmäßige und charakterlose Menschen zu seiner Umgebung wählen, der dritte trägt dazu bei, daß er ein zurückgezogenes, einsames Leben führt, wodurch wieder die beiden ersten Fehler gesteigert werden. Auffahrend in seinem Privatleben, dem Volke unzugänglich, im Grunde wenig empfänglich für den Ruhm, der für ihn fast allein darin besteht, für einen Selbstherrscher zu gelten, Kriegsmann durch die Verhältnisse und nicht aus Neigung, den Rosenkreuzern ergeben, nicht aus Ueberzeugung, sondern weil er ein Mittel darin sieht, die geheimste Gesinnung der Menschen zu erforschen. „Welches wird das Schicksal des Landes sein, das in die Hände der Priester, Gaukler und Metzen gegeben ist?“

Jede dieser drei Richtungen trat bald hervor, die erste in dem Religionsedikt vom 9. Juli 1788 durch Wöllner, die zweite in dem Rosenkreuzerwesen

durch Bischoffswerder, die dritte in der Herrschaft der Gräfin Lichtenau. Schnell verstummte die Freude über die ersten Handlungen des neuen Königs, welche eine mildere, aber den Geist seines Vorfahren nicht verläugnende Regierung zu versprechen schienen; dahin gehörte die Wiederherstellung der Männer, denen Friedrich II. unrecht gethan, in Amt und Würden, die Aufhebung der lästigen Kaffee- und Tabaksteuer. Bald war das Volk enttäuscht; denn bald sah es, daß der König sich in den Händen einer jeder Geistesfreiheit feindlichen Partei befand, welche, außer durch das Religionsedikt, auch durch die Censurverordnung vom 19. Dezember 1788 sich aussprach, daß er den Schatz, den sein Vorgänger gesammelt, für seinen Hofhalt und für Prachtbauten vergeudete, daß die Arbeitsstunden gekürzt wurden, weil seine Orgien Zeit und Kräfte zusehr in Anspruch nahmen, daß auf des Königs Arbeitstisch die wichtigsten Papiere in Unordnung und offen umherlagen, so daß Preußens Feinde von allen Staatsgeheimnissen unterrichtet waren.

Das Religionsedikt, entsprossen aus der selbst durch die Geschichte von achtzehn Jahrhunderten noch nicht vernichteten Ansicht, als ob der Glaube, diese Herzenssache, durch äußere Befehle sich erzwingen lasse, sprach mit offenbarem Widerspruch sich dahin aus: „Der König wolle die innere Ueberzeugung nicht zwingen(!) und selbst bekannte Irrlehrer in ihrem Amte lassen, aber von nun an solle jeder bei Strafe der Entsetzung dem hergebrachten und festgesetzten Kirchenglauben gemäß lehren," d. h. er solle durch die Furcht vor Mangel zum Heuchler gemacht werden. Erheblichen Einfluß auf die Reaktionsmaßregeln Friedrich Wilhelm's II. übten die Ereignisse in Frankreich aus. Jakobinismus war damals, wie 1820 Demagogie und Karbonarie, wie 1848 Radikalismus und Kommunismus, rothe Republik und Anarchie das offizielle Schreckwort. Preußen glaubte, durch die leichte Unterdrückung des niederländischen Auf-

standes 1787 in seinem Selbstgefühl gehoben, eben so leicht auch in Frankreich dem Königthume die Oberhand zu verschaffen und schloß sich nach dem Abgang Herzberg's, welcher die Ueberlieferungen von Friedrich's II. Staatskunst festhielt, 1791 in Gemeinschaft mit dem Kaiser, mit Rußland, Schweden, Sachsen u. s. w. dem Bunde von Pillnitz an. Aber der Feldzug von 1792 erreichte nach den leichten Erfolgen von Longwy und Verdün seinen Wendepunkt bei Valmy. Bald folgten die Franzosen dem zerrütteten Heer auf deutschen Boden, die folgenden Feldzüge ergaben trotz einzelner Erfolge bei dem gegenseitigen Mißtrauen und der Uneinigkeit der Verbündeten einen schlimmen Ausgang und Preußen verließ endlich 1795 durch den Frieden von Basel die deutsche Sache.

Rußland befolgte auch damals seine alte und doch neue Staatskunst, sich mit heftigen Worten für ein „legitimes und historisches Princip" zu erklären, wenn aber die That verlangt wird, seine Bundesgenossen im Stich zu lassen und wo möglich nach andern Richtungen hin seine nichts weniger als historischen und legitimen Absichten in aller Stille zu verfolgen. Schon am 22. September 1792 schrieb Georg Forster: „Die Kaiserin muß in's Fäustchen lachen, daß sie durch ihre Demonstrationen gegen Polen ihre beiden Nachbarn so weit weg auf die Hasenjagd gesprengt hat und nun in Polen thut, was ihr gut dünkt."

Polen hatte, seit dem März 1790 mit Preußen verbündet, sich dem gebieterischen russischen Einflusse zu entziehen gesucht und am dritten Mai 1791 war eine neue Verfassung eingeführt worden, welche den Thron für erblich im sächsischen Kurhause erklärte und das freie Veto aufhob. Preußen erklärte am 17. Mai 1791, „daß es die Umänderung der polnischen Verfassung mit herzlicher Freude vernommen habe; es preise diesen wichtigen Schritt des Volkes und erachte ihn wesentlich für des wiedergeborenen Staates Glück." Allein Katharina II. bestimmte im Mai 1792 einige

Mißvergnügte, unter ihrem Schutz den Bund von Targowitz zu schließen und ließ zur Unterstützung dieser Konföderation ein mächtiges Heer in Polen einrücken.

Nun hatte Friedrich Wilhelm II. plötzlich eine andere Ansicht von der „gepriesenen" Verfassung vom 3. Mai 1791. Er erklärte im Januar 1793: „Es sei weltkundig, wie sehr diese Staatsänderung den angesehensten Theil des Adels beleidigt und daß Rußlands Herrscherin, von den Unterdrückten gerufen, ihre Heere zum Schutz der „Wohlgesinnten" gesandt habe, um die Grundverfassung zu retten (d. h. die Anarchie zu verewigen und Polen zu vernichten). Preußen, mit den Rüstungen zum Feldzug gegen Frankreich beschäftigt, könnte ein aufgeregtes Land, in welchem „jakobinische" Grundsätze herrschten, nicht im Rücken lassen, daher der König im Einverständniß mit Rußland und Oesterreich Truppen werde einrücken lassen, um Großpolen zu besetzen." Bei der zweiten Theilung Polens 1793 erhielt der „Beschützer der polnischen Verfassung vom 3. Mai" unter dem Namen Südpreußen 1060 Quadrat-Meilen mit 1,200,000 Einwohnern, und bei der dritten Theilung oder der Vernichtung Polens im Jahre 1795 nochmals fast 1000 Quadrat-Meilen mit einer Million Einwohner, auch Warschau umfassend, das die Namen Neuschlesien und Neuostpreußen erhielt.

Die Preußen fanden ein verwahrlostes Land, aufgelöste Verhältnisse, Mißbräuche aller Art, unendlichen Stoff zum Bilden, aber leider auch zum Ausbeuten. Zahlose Beamte, oft nur durch Gunst oder Zufall ausgewählt, unter ihnen die schlechtesten Leute, die man anderwärts anzustellen nicht wagen durfte, ergossen sich in die neue Provinz und statt der Ordnung, welche sie bringen sollten, brachten sie nur ihre Selbstsucht und Unredlichkeit. Den Edlen und Redlichen unter diesen war daher eine zwiefache Anstrengung auferlegt: den vorgefundenen Uebeln abzuhelfen und die neueindringenden zu bekämpfen. Seit dem September 1795 waren

die neuen polnischen Länder dem Minister Hoym übergeben. Karl Graf von Hoym, geboren 1730 in Pommern, war Präsident der Kriegs- und Domänenkammer von Cleve und Mark, als ihn Friedrich II. im Jahre 1770 zum Staatsminister ernannte und ihm die Verwaltung von ganz Schlesien übertrug. Die Provinz war in blühendem Zustande, der sich in den Jahren seiner Verwaltung, wenn auch nicht eben durch diese, nur noch mehr hob, und ihm die Zufriedenheit des Königs erwarb. Neben dieser hatte er sich aber sowohl der Gunst des Thronfolgers, als aller Personen versichert, die in Berlin irgend Einfluß übten. Die Gunst Friedrich Wilhelm's II. erhob ihn auch gleich nach der Huldigung zu Breslau 1786 in den Grafenstand und verlieh ihm den schwarzen Adlerorden. Hoym war ein schöner Mann, der in seiner aus Freundlichkeit und Stolz gemischten Vornehmheit, bei freiem, offenem Wesen und feiner, verbindlicher Unterhaltung auf den ersten Blick Ansehen und Zuneigung gewann. Er hatte wirklich Herzensgüte und große Liebenswürdigkeit. Doch ohne sittliche Kraft entbehrten diese Eigenschaften alles ernsten Haltes und dienten nur der Eitelkeit und Selbstsucht. Die Verwaltung Schlesiens war von dem Generaldirektorium in Berlin fast unabhängig und Hoym benutzte dies Verhältniß, um in der Provinz Alles nach seinem Willen anzuordnen. Seine persönliche Gunst verfügte Anstellungen und Ehren, vergab nach Belieben Geld und Gut. Von Schmeichlern und Ansuchern umgeben, seiner Stützen am Hofe sicher, überließ er sich bald allen Schwächen eines eiteln und mächtigen Mannes, der die Welt nur dazu vorhanden glaubt, auf daß sie Seinesgleichen trage und verehre, denn Geburt und Stand galten ihm über Alles und der traurige Wahn, daß vornehmes Befehlen und gewandtes Weltwesen zum Staatsmann genüge, hatte sich tief in ihm festgesetzt. Der rechtliche Sinn der Behörden widerstand öfters der Willkür; die öffentliche Meinung rügte mit Schärfe das Benehmen eines Ministers, dessen Schwäche bald

in weichliche Rührung versank, bald in zürnender Strenge aufwallte, stets aber nur der Einwirkung des Augenblicks folgte. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution, welche allen Staatsverhältnissen eine scharfe Prüfung brachte und die Forderungen des Zeitgeistes überall dringender anregte, sprach die Verstimmung gegen Hoym sich um so stärker aus, als er jetzt nur um so eifriger in den alten Mißbräuchen und Vorurtheilen beharrte, die so mächtig erschüttert und befehdet wurden. Nachdem Hoym (seit September 1795) Südpreußen zu Schlesien erhalten, begann er in jenem Lande ebenso zu schalten. Durch den vom König genehmigten Vorschlag, einen Theil der in der neuen Provinz vorgefundenen Krongüter zu Schenkungen an verdiente Männer zu verwenden, hatte er das Mittel in Händen, sich die einflußreichsten Personen am Hofe zu verpflichten, und auf die Günstlinge Bischoffswerder, Wöllner und andre dieser Art durfte er mit Sicherheit rechnen, wenn Anklagen wider ihn geschehen sollten, die er unter solchen Umständen kaum noch fürchtete. Die Unzufriedenheit in Schlesien war mittlerweile auf den höchsten Grad gestiegen, der Haß gegen Hoym zeigte sich immer offener und drohender, besonders hegte die Hauptstadt Breslau eine gährende Mißstimmung, und es bedurfte nur eines zufälligen Anlasses, so brach sie los. Ein junger Offizier hatte einen siebzigjährigen Fischer hart mißhandelt und der Anblick die Breslauer Bürger dergestalt erregt, daß sie laut die Bestrafung des Thäters forderten. Da diese nicht gewährt wurde, so stieg am 6. Oktober 1796 der Unwillen zu Thätigkeiten, die ganze Stadt gerieth in Aufruhr, die anrückenden Truppen wurden zurückgeschlagen, und der Sturm, einmal losgelassen, wandte sich schnell mit ganzer Stärke gegen Hoym, wider dessen Palast das Volk herantobte. Hoym, leichenblaß und zitternd, hielt sich für verloren, jammerte um sein Leben und versprach jede Besserung; doch kaum war durch Kartätschen, wobei gegen 100 Menschen umkamen, der Aufruhr beseitigt,

so trat Hoym in alter Hoffart auf; Verhaftungen und Drohungen setzten die Stadt in Schrecken. Bis zu diesem Punkt haben wir, zum Verständniß der Personen und Verhältnisse, die Erzählung führen müssen.

Hans Heinrich Ludwig von Held wurde am 15. November 1764 zu Auras an der Oder unweit Breslau geboren. Sein Vater, ein ehemaliger preußischer Offizier, starb früh und Hans kam mit sechzehn Jahren auf das Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin, wo er vier Jahre blieb und dann die Universität Frankfurt an der Oder bezog, um sich der Rechtswissenschaft und Staatswirthschaft zu widmen. Bei dem rohen Leben, welches auf den kleineren deutschen Hochschulen damals noch herrschte und bei der Neigung der Zeit zu Geheimbünden, wandten sich edlere Geister den Orden zu, welche ihren ernsteren Zwecken auch für das spätere Leben dauernde Bedeutung beilegten. Held trat in den Konstantisten-Orden, welcher, von Halle ungefähr im Beginn der siebziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts ausgegangen, daselbst und auf andern norddeutschen Universitäten einige hundert Mitglieder zählte, ungerechnet die, welche schon dem bürgerlichen Leben angehörten. Ebenso hatten sich die Amicisten von Jena her verbreitet, und dieser Orden stand mit dem der Konstantisten, je nach Umständen und Anlässen, bald in Gemeinschaft, bald in Hader; der Wetteifer diente jedoch meist nur dazu, die Bande der Vereinigung in jedem straffer anzuziehen. Held wurde schnell ein leidenschaftlicher Konstantist, befeuerte die Mitglieder, warb deren neue, dichtete Lieder für die Zusammenkünfte, trat ritterlich für die Ehre und das Ansehen des Vereins zum Waffenkampfe vor und bewirkte mit Hülfe einiger Freunde eine zweckmäßige Reform und neue Fassung der Gesetze des Ordens.

In Halle, wohin er sich 1785 begab, war er ebenfalls für den Bund thätig und warb ihm manche später

namhaft gewordene Glieder; in Halberstadt dagegen, wo er seine akademische Laufbahn seit dem Herbst 1786 beendigte, fand er einerseits nicht den geeigneten Boden für sein Wirken; anderseits beschäftigten ihn ernstere Sorgen, denn seine Mittel waren aufgezehrt und er mußte sich um eine Versorgung im Staatsdienst bewerben. Seine erste Anstellung erhielt er im Anfang des Jahres 1788 als Sekretär bei der niederschlesischen Zoll- und Accisedirektion in Glogau.

Auch hier setzte er seine Ordensverbindungen fort, denen bald der Ausbruch der französischen Staatsumwälzung eine mehr praktische Richtung gab. Der Beginn dieses Ereignisses schien zu einer Vermittelung der philosophischen Träume vom besten Staat mit der Wirklichkeit zu führen, und sogleich begann Held eine mehr praktische, über den Gesichtskreis einer Studentenverbindung hinausreichende Verfassung für den Konstantistenorden zu entwerfen. Er ging dabei von der Ansicht aus: „Am Arm der Freundschaft wächst der Muth und, von ihr begleitet, wird der Streit mit der Thorheit, dem Laster, mit dem hartnäckigsten Irrthum und Vorurtheil gewiß immer glücklicher angefangen und ausgeführt, als von dem Einzelnen, der, sei er auch noch so dreist, gemeiniglich der Märtyrer seiner Grundsätze wird.“ Als Hauptzwecke des Bundes bezeichnete er einerseits innere Veredlung der Mitglieder, anderseits praktische Ausübung und Verbreitung dessen, was im weitesten Sinne wahr, gut, schön und gemeinnützig heißen mag. Die Mittel, diese Zwecke zu erreichen, sind im Allgemeinen: Freundschaft (Amicisten) und Beständigkeit (Konstantisten), im Einzelnen: Befolgung der Kantischen Moral, gegenseitige Unterstützung in jeder Noth und Bedrängniß, besonders aber im Kampfe für Recht und Wahrheit, Sorge für die Wittwen und Waisen der gestorbenen Mitglieder u. s. w., die Formen sollten höchst einfach sein, keine Grade, keine unbekannten Obern, keine seltsamen Ceremonien. — Dieser Plan, der so strenge Anforderungen an die Mitglieder des Bundes machte

und ihrer Eitelkeit gar keinen Spielraum gab, bezeichnet Held's Charakter. Held konnte dafür keine Theilnehmer finden und trat, nachdem er im Mai 1761 in eine bessre Stelle nach Küstrin versetzt worden war, in den Freimaurerbund, um hier den Verhältnissen gemäß für seine Ideale zu wirken. Mit diesen Idealen mußten seine wahren Lebensverhältnisse in den schneidendsten Zwiespalt treten, als er im Mai 1793 in den für Preußen neuerworbenen polnischen Landen als Assessor bei der Zoll- und Steuerdirektion zu Posen angestellt wurde.

Wir kennen die Verwaltung dieser Länder bereits als eine dem Wahren, Guten, Schönen, Gemeinnützigen und nicht nur der Kantischen, sondern jeder Moral gerade entgegengesetzte; dennoch war es zunächst nicht das beleidigte Sittlichkeitsgefühl, sondern sein glühendes Gefühl für Freundschaft, welches seit dem Jahre 1796 Held in Kampf mit den in Südpreußen waltenden finstern Mächten setzte. Anfangs suchte er sich über seine neuen unerfreulichen Umgebungen durch einen tugendhaften Geheimbund zu erheben. Ein früherer Freund Held's, der in Glogau angestellte Kriegsrath Joseph Zerboni, ein vortrefflicher Kopf, hellen Geistes und hochherzigen Muthes, heiß für das Vaterland erglüht und in dessen Dienste musterhaft, war mit dem aus Oesterreich geflüchteten Kapuziner Ignaz Feßler bekannt geworden, der jetzt in der Nähe von Glogau bei dem Fürsten von Carolath lebte, und wegen seiner Schicksale und Talente in gutem Rufe stand. Als Freiheitsfreunde, als Eiferer für Menschenveredlung, für Tugend und Recht, hatten beide Männer sich leicht gefunden und bis auf einen gewissen Grad verständigt. In ihren Gesprächen kamen sie bald auf die Mittel, welche ihren edlen Zwecken am förderlichsten sein konnten, und Feßler trat mit dem Vorschlag eines geheimen Bundes hervor. Durch Zerboni's Vermittelung schloß sich auch Held dem Unternehmen an. Im Oktober 1793 kamen die drei Freunde in dem öden Schlosse des Dorfes Polnisch-Tarnau zusammen und nannten

ihren Bund den der Euergeten oder Gutesthuer, wie denn in der That ihr Plan nur Gutes und Löbliches darlegte. Das Ganze sollte als ein Zweig des Freimaurerbundes gelten und aus diesem zunächst auch seine Mitglieder werben. Zerboni gewann seinen eben aus Frankreich zurückgekehrten jüngeren Bruder, und seine Freunde: den Hauptmann von Leipziger in Schweidnitz und den Kaufmann Contessa in Hirschberg für den Bund. Doch blieb in diesem geringen Anfang die Sache bald stecken, man konnte sich über die Form nicht einigen; der Bund ging unter, bevor er recht entstanden war und die Freunde betrachteten ihn bald selber nur noch als ein Spielwerk jugendlicher Träume, nicht ahnend, daß aus diesem verlassenen Spielwerk ihnen noch furchtbarer Ernst erwachsen sollte! — Der Euergetenbund blieb die letzte Geheimnißkrämerei, von welcher sich Held locken ließ, und dieser wandte sich fortan lebhafter dem öffentlichen Leben zu, übersetzte französische Gedichte auf die Ereignisse der Jahre 1794 und 1795 und besang den Baseler Frieden als eine Versöhnung Preußens mit der Freiheit.

Das Jahr 1796 brachte nun die Verwickelungen, welche zunächst auf Zerboni fielen, bei denen aber auch Held tief betheiligt war und die er später durch freiwillige Freundesthat ganz auf sich riß, so daß sein nachheriges noch langes Leben von den Folgen derselben heimgesucht blieb. 1793 war Zerboni von Glogau als Kriegs- und Domänenrath nach Petrikau in Südpreußen versetzt worden. Hier entdeckte Zerboni in der Verwaltung den abscheulichen Betrug einiger Angestellten, welche den Staat um eine Million Thaler übervortheilten, und pflichtgetreu berichtete er seine Entdeckung an Hoym. Doch dieser wollte nichts von der Sache hören, nannte Zerboni's Angabe einen unberufenen Fürwitz, und wies ihn, als derselbe sich nicht gleich bescheiden wollte, mit beleidigenden Ausdrücken zur Ruhe. Nun gingen diesem die Augen auf, er sah in manchen Dingen einen Zusammenhang, den er bisher

nicht hatte glauben wollen, doch schien ihm bei so vielem Schlechten, welches der Minister that oder guthieß, dieser mehr mißbraucht als schuldig. Während Zerboni so noch schwankte, erhielt er in Petrikau die Nachrichten von den Vorgängen in Breslau, wie der Graf Hoym nach überstandener Gefahr von der Feigheit zu Handlungen des Hasses und der Grausamkeit überginge und dadurch neues Unglück sich bereite. Sogleich schrieb Zerboni am 12. Oktober 1796 demselben einen verhängnißvollen aus „leidenschaftlicher Anhänglichkeit" an Hoym hervorgegangenen Brief, dessen Fassung man die Einwirkungen der deutschen Sturm- und Drangperiode und der französischen Schreckenszeit anmerkt und welchen Held ein „unseliges Mittelding von Schmeichelei und Grobheit" nannte. Folgende Stellen daraus bezeichnen es hinlänglich: „Sie wollen das Gute, aber Sie haben nicht die Kraft, es zu vollbringen. Sie leben nur für die Empfindung des Augenblickes. Ueber dem Jammer eines Einzelnen übersehen Sie das Elend einer ganzen Generation. Um eine vor Ihren Augen geweinte Thräne zu trocknen, lassen Sie Ströme ungesehener Thränen fließen. Sie beugen Ihre Kniee vor der Konvenienz und huldigen den Launen des Momentes. Sie schätzen den Stein nur um der Folie willen. Der Mann von Kenntnissen ohne Ahnen, der denkende Kopf ohne gesellige Abgeschliffenheit hat für Sie keinen Werth; Ihre buntscheckigen ignorirenden Herrchen von Ahnen und Ton drängen beide nicht nur aus ihren Gesellschaften, sondern, was bedeutender ist, aus öffentlichen Posten, die keine Ahnen, aber Kenntnisse und Rechtschaffenheit erfordern. Sie haben das Vorurtheil der Geburt (das man sonst ertrug), zu einer Zeit, wo man so dreist jedem grauen Wahne in die Augen leuchtet, durch die kleinlich strengen Gränzlinien, die Sie in Ihren Zirkeln ziehen, unausstehlich und sich dem gebildeteren Bürgerstande unerträglich gemacht. Männer von Kopf und Herzen hassen sie nicht mehr, sie verachten Sie. Ihre Gunst ist der Stempel geworden, an dem man einen zweideu-

tigen charakterlosen Menschen erkennt. — — Unglücklicher Mann, mit so unendlichen Talenten zu eigener und zur Glückseligkeit Anderer! Sie verhandeln gegen die erkauften albernen Schmeicheleien weniger charakterloser Menschen, die Sie umgeben, die Vergötterung einer ganzen Nation, die Ehrensäulen der folgenden Jahrhunderte, und — was mehr als dies alles ist, ein großes und edles Herz, das Sie über alle Zufälligkeiten des Schicksals erheben sollte."

Hoym sandte den seltsamen Brief in der ersten Wuth nach Berlin und ließ ihn in guter Stunde dem König vorlegen, der leicht in der Beleidigung eines Ministers sein eignes Ansehen angegriffen sah und — die Verhaftung Zerboni's befahl. Am 17. November wurde dieser als Staatsgefangener auf die Festung Glatz gebracht. Bald verschlimmerte sich sein Schicksal; man hatte unter seinem Schriftwechsel auch Papiere über den Euergetenbund gefunden und das Ergebniß einer unschuldigen Tugendschwärmerei wurde als biegsamer Stoff zu den schwersten Anklagen von einem Minister, wie Hoym, mit der ganzen Leidenschaft des Hasses und der Rachsucht ausgebeutet, Zerboni am 17. Februar 1797 nach Spandau, dann nach Magdeburg gebracht, sein Bruder, ferner Leipziger und Contessa gleichfalls verhaftet und nur Held und Feßler verschont, jener, weil er in seinen vorgefundenen Briefen den Euergetenbund als unausführbar darstellte und sich davon lossagte, Dieser, weil ihn der König, der Feßler's eben erschienenen Mark Aurel für eine Lobschrift auf sich hielt, selbst von der Liste der Angeklagten löschte. Bei der Unbestimmtheit der damaligen preußischen Gesetzgebung über geheime Gesellschaften war es dem Minister gelungen, Zerboni zu mehrjähriger Festungsstrafe verurtheilen zu lassen, doch Friedrich Wilhelm II. starb den 17. November 1797. Wöllner und Bischoffswerder wurden gestürzt; der neue König übergab im April 1798 die Verwaltung von Südpreußen dem Minister Voß und entließ Zerboni im Sommer 1798 seiner Haft, welcher nun auf freiem

Fuße seinen Prozeß gegen den Fiskus in zweiter Instanz fortführte.

War es von Seiten des jungen Königs Friedrich Wilhelm III. Pietät gegen das Andenken seines Vaters, war es die Furcht, dem revolutionären Geist der Zeit „Koncessionen zu machen," war es, weil kein bedeutender Charakter unter seinen Ministern ihm zu Seite stand — es wurden nach dem Tode Friedrich Wilhelm's II. nicht die durchgreifenden Maßregeln ergriffen, welche die klar erkannte Fäulniß des Staats nothwendig machte. Wie sehr der Zustand Preußens dem König bekannt war, geht aus seinem denkwürdigen Erlaß vom Juli 1800 hervor, aus dem nur einige bezeichnende Stellen hier stehen mögen: „Fast allgemein werden die Beamtenstellen nur als Pfründen betrachtet, deren Inhaber gerade nur so viel thun muß, als erforderlich ist, um das Gehalt zu erheben und mit möglichster Bequemlichkeit zu genießen. Wer einige Jahre, wie sie es nennen, auf solche Art „gedient" hat, begehrt gleich für seine eingebildeten Verdienste ansehnliche Beförderungen, Titel- und Gehaltsverbesserungen und findet sich gekränkt, wenn sie ihm nicht auf der Stelle bewilligt werden. Jedes nicht alltägliche Geschäft soll besonders bezahlt werden oder man findet keinen Beruf dazu. Wenn die Geschäfte bei einer Stelle sich vermindern, so wird Niemand daran denken, das damit verbundene Gehalt oder Emolument sich kürzen zu lassen, aber keine unbedeutende Geschäftsvermehrung darf ohne Gehaltzulage entstehen. Dieser verderbte Geist ist unter den Räthen der höheren und niederen Landeskollegien, besonders in Berlin, mit Ausnahme einiger wenigen herrschend und hat sich von ihnen aus in die Provinzen und besonders auf die Subalternen verbreitet, wo er sich noch in weit verderblicheren Folgen besonders durch Unwissenheit, Faulheit und Bestechlichkeit äußert."

Eine geheime Ueberzeugung von der Gebrechlichkeit des Staatsgebäudes ließ die Lenker des Staats ein Grauen vor jedem Rütteln daran empfinden. Dieselbe feige

Gesinnung, welche nach der Schlacht bei Jena in der vom Feinde bedrohten Hauptstadt: „Ruhe für die erste Bürgerpflicht“ erklärte, welche 1803 in Hannover „Rüstungen ohne Ambrage zu erregen“ anordnete, entfernte nicht völlig die Urheber des Verfalles von Preußen, sondern suchte sie nur auf schonende Weise unschädlich zu machen„ ging nicht zum Vortheil des Staates den ungeheuern Unterschleifen auf den Grund, sondern suchte das Geschehene zu verheimlichen, und betrachtete jeden der den Staat nicht als eine Privatsache der Beamten ansah, der unaufgefordert zur Förderung des Staatswohls, Rath gab, der arge Geheimnisse entschleierte, sei es auch nur zur Wahrung eigner Ehre und zum Besten des Ganzen, als einen Hochverräther. Der Graf Schulenburg, ein eitler, flacher Mensch, konnte nicht begreifen, daß Held aus andern, aus edleren Gründen, als aus persönlichen Haß, Hoym's Schurkenstreiche aufgedeckt, und versagte, obgleich er Held wohlwollte und seine Sache als eine durchaus gerechte betrachtete, jede Hülfe gegen ungerechte Verurtheilung, weil man es ihm als persönliches Uebelwollen gegen Hoym auslegen könnte. Wenn Held's Beschützer, der Minister Struensee, einer der besseren Männer jener Zeit, zu Held die Worte sprach: „In unserm Staate ist kein Reformiren möglich, als das unmittelbar vom König ausgeht, im Einzelnen ist nirgends ein vernünftiger Anfang damit zu machen; jeder Geschäftsmann bei uns arbeitet nur dahin, daß er sich durch die Form decke und nicht aktenmäßig verantwortlich werde,“ so sprach er eigentlich sich selbst das Urtheil, doch hatte ihn das Beispiel seines Bruders gelehrt, daß es zum Blutgerüste führen könne, wenn man kräftig und rücksichtslos das wahre Wohl des Volkes gegen die herrschende Junker- und Hofpartei vertheidigte. —

Noch unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II. war Held ein Jahr nach seinem Freunde in eine politische Untersuchung verwickelt worden. In einem Fest-

lied „an den Gemeinsinn," welches Held zur Geburtstags-feier des Königs am 25. September 1797 zu Posen drucken ließ, erregten zwei Stellen großes Aufsehen. Der Vers:

„Laß den goldumstrahlten Thron
Diener nur umgeben,
Die nach innerm Tugendlohn,
Nicht nach „Gütern" streben,"

wurde auf die durch südpreußische „Güter" bestochenen Beamten bezogen, die Strophe:

„Allen Buben ihren Lohn,
Die den Staat betrügen,
Und aus Raubsucht um den Thron
Sich wie Schlangen schmiegen.
Später Rache heißer Tag
Dräut aus fernen Wettern,
Sie mit einem großen Schlag
In den Staub zu schmettern."

auf den künftigen König Friedrich Wilhelm III. gedeutet, der als Kronprinz in schweigendem Unwillen den herrschenden Günstlingen als ein drohendes Schreckbild erschien. Hoym sandte das Gedicht sogleich ein, mit der lügenhaften Angabe, es sei mit Umgehung der Censur gedruckt, und denuncirte Held als unruhigen Kopf und Demagogen. Diese Anklage gerieth, da Friedrich Wilhelm II. mittlerweile gestorben war, in die Hände seines Nachfolgers, der in den ersten Jahren seiner Regierung solche Sachen unbedenklich nach den Angaben seines Geh. Kabinetsraths Menken, eines schwachen, furchtsamen Mannes, der gegen Held persönlich eingenommen war, entschied. Nach dem Grundsatz: „Ruhe, die erste Bürgerpflicht," wurde Held ohne Untersuchung und Verantwortung nach Brandenburg versetzt und noch dazu verwarnt. Seine Rechtfertigung, in welcher er die Lüge nachwies, daß sein Gedicht ohne Censur gedruckt sei, und dem König zu bedenken gab, ob solche Dichter wie Held, oder solche Minister wie Hoym dem Staate mehr schadeten, hatte keinen andern Erfolg, als

daß die Versetzung bestätigt und der Verweis wiederholt wurde; auf den Rechtspunkt, daß das Gedicht unter Censur gedruckt war, ging diese Kabinetsjustiz nicht ein.

Diese Nachrichten erhielt Held in Berlin und es ist als Gegenbild zu heute nicht unwichtig, zu sagen, wie damals eine Ungnade wirkte. An demselben Abend war Held von einem höhern Beamten in eine geschlossene Gesellschaft eingeladen. Von der Ungnade Held's unterrichtet, entschuldigte der Wirth sich und überwies seinen Gast dem Buchhändler Friedrich Nicolai. Während der Gesellschaft verbreitete sich auch dort die Nachricht; alles zog sich von Held zurück, die Anwesenden verstummten allmälig und gingen zwei Stunden früher als sonst nach Hause. Auch in Brandenburg, wo er seit Februar 1798 wohnte, empfand er die Wirkung dieser Ungnade in Kälte und schnöder Behandlung von Seiten wohlgesinnter Beamten und Offiziere. Dagegen setzte er sich mit seinem Freunde Zerboni in Verbindung, der noch auf der Citadelle zu Magdeburg saß und erhielt von ihm die Urkunden und Belege zur Aufklärung der südpreußischen Unterschleife. Die zum Druck fertige Handschrift sandte er im Dezember 1798 nach Zerbst, jedoch der Postdirektor Pauli in Magdeburg witterte in dem Packet etwas verdächtiges, ließ es öffnen und beförderte die gefundene Handschrift, anstatt nach Zerbst, nach Berlin an den Minister von Schulenburg, der sie dem König mittheilte. Die darin gemachten Angaben wurden gelesen und besprochen, dann aber die Schrift beseitigt, da man es als einen weisen Grundsatz aufstellte, die unter der vorigen Regierung begangenen Missethaten ruhen zu lassen.

Außer dem geschehenen Eingriff in sein Eigenthum hatte Held, den man als Verfasser errieth, noch den Nachtheil, daß die üble Stimmung gegen ihn bei Hofe dadurch vermehrt wurde, und ein andrer Charakter, als Held, hätte sein Gewissen mit dem Versuch, das Rechte zu wirken, beschwichtigt und im Stillen sich gefreut, daß das gefährliche Unternehmen gescheitert war. Ihn aber

beugte weder dies Mißgeschick, noch eine unglückliche Ehe, noch Nahrungssorge. Ein Vorfall, welcher den damaligen Geist des preußischen Heeres, der sein Gericht bei Jena fand, bezeichnete, — betraf Held im September 1799. Der durch seinen maßlosen Hochmuth, seine Heftigkeit und seine Verachtung des Bürgerstandes bekannte General Rüchel suchte seine „gute Gesinnung" dadurch an den Tag zu legen, daß er mit noch zwei hohen Offizieren den mißliebigen Held, der ihm nur den Namen nach bekannt war, als er ihn zufällig antraf, ohne Veranlassung öffentlich über seine Gesinnungen und früheren geheimen Verbindungen ausfragte und auf die beleidigendste Weise ihm gute Lehren gab. Held richtete ein Schreiben an den König, worin er sich über diese Behandlung beschwerte, und schloß dasselbe mit folgenden, leider noch heute gültigen Worten: „Wir Civilisten sind offenbar gegen solche Militärs nicht geschützt und im gesetzlichen Gleichgewicht; Klagen haben keinen Erfolg und wollen wir uns durch eigene Kraft Recht verschaffen, so leiden es unsre Minister nicht; sie kassiren uns und der Fiskal fordert nach dem Duellmandat schwere Geldbußen ein oder sie verhelfen uns auf die Festung, der Offizier aber sitzt vierzehn Tage in der Wache und lacht." —

Verschiedene Umstände bewirkten, daß Held seinen Plan, die Hoym'schen Verbrechen zu enthüllen, wieder aufnahm. Zerboni hatte nach seiner Befreiung sich das Gut Plugawitz bei Posen gekauft und lud den Freund zum Besuch ein. Dort erfuhr Held, daß Zerboni's Feinde noch nicht ruhten, sondern, weil dieser die Akten seines Prozesses ohne besondere Genehmigung in Hamburg hatte drucken lassen, einen neuen Kriminalprozeß beabsichtigten, dort erhielt er auch den merkwürdigen Erlaß, aus dem wir oben einige Stellen mitgetheilt, jene scharfe Kritik, welche der König an seinen Beamten übte. Mußte nun Held nicht erwarten, daß bei den ausgesprochenen Gesinnungen des Königs, den Beamtenstand zu bessern, eine Anklage, welche durch den ungerechten Angriff auf einen Ehrenmann wie Zerboni hervor-

gerufen war, Beachtung finden würde? Dazu kam, daß der Umgang mit Fichte, der Briefwechsel mit Matth. Claudius, mit Archenholz, Garve, Oelsner u. s. w. Held's Gesinnung gestärkt und seine Kenntnisse vom Staate erweitert hatte. Zerboni traf dieser neue Schlag, der ihn aus seinem schönsten Schaffen in ländlicher Stille zu reißen drohte, auf's empfindlichste und er beschloß den äußersten gesetzmäßigen Widerstand zu leisten. Beide Freunde sahen in der Veröffentlichung der Prozeßakten einen nachträglichen Ersatz der allem gerichtlichen Verfahren gebührenden, durch die geheime Rechtspflege nur ungerecht verkümmerten Oeffentlichkeit. Held beschloß auf der Stelle, das Verderben, welches dem Freunde drohte, auf die Häupter seiner Feinde zurückzuwälzen und sie durch die Macht der sonnenklaren Wahrheit zu erdrücken. Vergebens bemühte sich Zerboni, ihn zu beruhigen, ihm vorzustellen, daß erst auf dem juristischen Felde der Kampf zu führen sei. Held reiste über Kalisch nach Posen zurück und wußte sich dort die Abschriften der Urkunden eines höchst ärgerlichen Prozesses zu verschaffen, in welchem Graf Hoym und der Großkanzler von Goldbeck sehr blos gestellt erschienen. Held schrieb in Eile, begeistert von Zorn, heftige Erläuterungen dazu und nahm die druckfertige Schrift mit nach Berlin. Dort legte er sie seinem Gönner, dem Minister Struensee vor, der anfangs auch bei Held eigennützige Absichten argwohnte, dann aber, nachdem dieser sein Herz ausgeschüttet, die wahren Worte zu ihm sprach: „Für Ihr Heil würde eine Portion Egoismus Ihnen sehr dienlich sein.“ Jede Mitwirkung bei der Veröffentlichung lehnte Struensee ab, theils weil man ihm dieselbe als persönlichen Haß gegen Hoym deuten, theils weil der Schritt doch ohne Erfolg sein würde.

Anfangs wollte Held die Schrift außerhalb Preußens drucken lassen, aber der Berliner Buchhändler Fröhlich erbot sich zum Verlag unter Zusicherung der strengsten Verschwiegenheit und so erschien 1801 das Buch: „Die wahren Jakobiner im preußischen Staate, oder akten-

mäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweier preußischen Staatsminister. Ueberall und Nirgends 1801." Drei Abdrücke ließ Held in einer benachbarten sächsischen Stadt in schwarzen Umschlag mit schwarzem Schnitt binden, woher das weltberühmte, höchst seltne Buch den Namen des „schwarzen Buch's" erhielt, auf dem Rücken in Silberschrift: „Hoym und Golbeck" setzen und sandte sie im Februar 1801 von Nauen zur Post an den König, an dessen Adjutanten, Oberst von Kückeritz und an den Minister Grafen Schulenburg. Für den Fall, daß das für den König bestimmte Exemplar unterschlagen würde, hielt er das Erscheinen im Buchhandel für nöthig; er durfte wohl auf einigen Erfolg rechnen, denn die Minister Struensee, Schulenburg, Alvensleben und Buchholz hatten den Inhalt gebilligt. Held's Unvorsichtigkeit indessen, der einen Freund durch ein paar anonyme Zeilen auf das baldige Erscheinen des schwarzen Buchs aufmerksam machte und ihn aufforderte es zu kaufen, ehe es verboten würde, und der Zufall, daß dieser Freund die Zeilen erhielt, als er bei einem, Hoym ergebenen Beamten zu Tisch war und daß er sie arglos vorlas, vereitelte die große Verbreitung des Buchs. Jener Beamte, Geheimrath von Beguelin, der Zeit Lebens das Interesse der Macht allein anerkannte, beeilte sich den Postdirektor von Berlin, Goldbeck's Schwager, davon zu benachrichtigen und so wurden die meisten Abdrücke, welche von Leipzig aus in das Land sollten, an der Gränze in der Stille aufgefangen und Held verlor den Trost, daß er später gewußt hätte, für was er litte, denn nur durch das ungeheure Aufsehen, welches das Buch bei seiner Verbreitung in ganz Preußen erregt haben würde, hätte die Regierung gezwungen werden können, von ihrem System des schwächlichen Verheimlichens zu kräftiger Untersuchung ohne Ansehen der Person überzugehen.

Held war auf Einladung eines Freundes gerade in Berlin, als der Sturm über ihn herein brach. Er

wurde gewarnt, aber er verschmähte zu fliehen. Am 22. Februar 1801 wurde er, nachdem Fröhlich gleich beim ersten Verhör alles gestanden, verhaftet und zu gemeinen Verbrechern in ein schmutziges Gefängniß der Hausvogtei gesetzt. Erst nach acht Tagen wurde er zum erstenmale verhört, erst auf Beyme's und Struensee's Verwendung erhielt er einen anständigen Kerker und Schreibmaterialien.

Held hatte bald auch Erfahrungen zu machen „vom Aufgeben der Freunde" in der Noth, wenigstens der hochgestellten; selbst Struensee nahm sich seiner nur lau an und ein hoher Justizbeamter, der nach Goldbeck's Stelle lüstern, ihn zu Schöpfung und Bekanntmachung der Schrift getrieben und im Nothfalle ihm seine Verwendung zugesagt, rühmte sich jetzt, er habe sich mit Held nur deßhalb eingelassen, um ihn ausforschen zu können! Held's weniger hochstehende Freunde, wenn gleich die meisten ihn nicht verstanden und selbstsüchtige Beweggründe bei ihm vermutheten, verließen ihn nicht und besonders Fichte richtete ihn durch seine Briefe auf. Allgemeine Theilnahme herrschte in Berlin für den Gefangenen, der im Gefängniß Friedrich's II. Brief an Keith „über die Nichtigkeit der Todesfurcht" in deutsche Verse übersetzte. Nach einigen Monaten verurtheilte das Kammergericht ihn „wegen Beleidigung der beiden Staatsminister und Verletzung der Ehrfurcht gegen den König" zu Amtsentsetzung und achtzehnmonatlicher Festungshaft. Gegen dieses Urtheil legte Held sogleich Berufung ein und schrieb im Gefängniß während des Sommer's 1801 seine Vertheidigung, wobei er in seiner Weise von der Vertheidigung zum Angriff überging. Zur Begründung und weiteren Ausführung seiner Anklagen im schwarzen Buch schrieb er das „schwarze Register," eine umständliche Aufzählung der in Südpreußen von 1795 bis 1798 verschenkten Güter hinzu, ihres vorgespiegelten und ihres wahren Werthes, der Empfänger und etwaigen spätern Besitzer. Die Liste

enthält 241 Güter, die zu 3½ Millionen Thaler geschätzt, aber 20 Millionen Thaler werth und an 52 Personen verschenkt waren. So hatte z. B. der berüchtigte Triebenfeld (eine Kreatur Hoym's, ursprünglich Förster, dann geadelt und zum Kriegs- und Forstrath erhoben, der seinen Einfluß mit der größten Frechheit zur Schau trug,) dafür, daß er die Schenkungen anordnen und ausführen half, acht Güter geschenkt bekommen, welche im Werth von 51,000 Thalern angegeben waren, aber bald nachher auf 700,000 abgeschätzt, und am 9. März, als Held schon gefangen saß (welcher Hohn des Schicksals!) zur Bestätigung der Anklage wirklich um 750,000 Thaler verkauft wurden. Auf diese Thatsachen gestützt, behauptete Held, er müsse nicht nur selbst freigesprochen, sondern es müßten auch seine Gegner zu Amtsentsetzung und Festung verurtheilt werden; er fügte die betreffenden Gesetzstellen bei. Zum Beweise, daß auch Minister Uebelthäter sein könnten, erinnerte er an den Minister von Gören, den Friedrich II. als einen überführten Betrüger auf die Festung geschickt; „wenn man seine Anklagen nicht widerlegen könne, so müsse der Staat es ihm danken, daß auf seine Veranlassung wieder solche Gerechtigkeit geübt werde." Diese Vertheidigung konnte bei den bestehenden Gesetzen, wo den Richtern die Wahrheit der Anklage ganz einerlei ist und nur auf die beleidigende Form derselben gesehen wird, nicht zum Ziele führen; indeß machte sie doch solchen Eindruck, daß in der langen und lebhaften Sitzung um die Mitte des September 1801 die härtere Ansicht: das Urtheil erster Stufe zu bestätigen, statt dem Angeklagten die überstandene Haft als genügende Strafe anzurechnen, nur mit einer Stimme überwog. Nun erstattete der Justizminister von Arnim dem Könige Bericht und sprach darin günstig für Held; allein dies blieb ohne Wirkung, Friedrich Wilhelm „der Gerechte" bestätigte nicht nur das Urtheil, sondern schärfte es sogar durch die Bestimmung, daß Held seine Haft nicht

im Spandau, wie anfangs bestimmt war, sondern, um ihn von allem literarischem Verkehr zu trennen, in Kolberg erstehen sollte.

Da Held durch seine Amtsentsetzung aller Einkünfte beraubt und ohne Vermögen war, so wurden ihm auf Struensee's Verwendung sechs Thaler monatlich zum Unterhalt angewiesen (welche Sparsamkeit gegenüber den südpreußischen Millionen!) und davon mußte er später noch den Landjäger unterhalten, der ihn auf die Festung Kolberg begleitete. Seine Prozeßakten wurden versiegelt und ihm mit lebenslänglicher Gefangenschaft gedroht, wenn er versuchen sollte, sie zu veröffentlichen. Muß man nicht solchen Thatsachen gegenüber die oft gehörte Klage vom Mangel an Gemeinsinn in Deutschland ungegründet finden? Thätiger Gemeinsinn kann nur bei einem gesicherten Rechtszustand stattfinden und wenn wir auch diesem Zustand uns nähern, so pflegen doch alle Zustände, also auch die Zeiten der Kabinets-Justiz, Jahre lang nach ihrem Aufhören noch ihren Einfluß auf den Volkscharakter zu üben.

Des siebenunddreißigjährigen Held's Haare waren im Gefängniß gelichtet und gebleicht, aber sein Geist war ungebeugt und blieb auch auf der Festung dem Wohl des Vaterlandes zugewandt. Er besuchte vor seinem Abgang nach Kolberg die Minister Schulenburg und Struensee. Der erstere zeichnete die Grundsätze, nach denen damals der Staat verwaltet wurde, unwillkürlich auf die schärfste Weise, indem er sagte: „Eigenmächtige Privatversuche, Staatsbetrügereien zu rügen, können nicht gelingen, wenn die Regierung einmal den Beschluß gefaßt hat, davon keine Notiz zu nehmen." Als bei diesem Anlasse Held sich über das Eröffnen und Wegnehmen seiner Briefe auf dem Postamte beschwerte, erwiederte Schulenburg: „Das sei nichts Unrechtes, da es von Seiten der Obrigkeit immer in guter Absicht geschehe; da habe er einen Schweizer in Spandau sitzen, der ein gefährliches Projekt gegen den

Staat im Schilde geführt; wie hätte man dahinter kommen können, als durch Eröffnung seiner Korrespondenz?"

Struensee entließ Held mit vieler Herzlichkeit, und sagte über den Geist der Regierung fast dasselbe, nur daß er ihr nicht Recht gab, sondern das Handeln nach persönlichen Rücksichten, statt nach festen Grundsätzen, das Schonen von Bösewichtern, so lange sie die Formen wahrten, als Verirrungen beklagte. Nach beinahe acht Monaten Aufenthalt in der Hausvogtei verließ Held Berlin am 19. Oktober 1801 in Begleitung eines Landjägers, für den er (wie gesagt) Post und Zehrung mitbezahlte. Als er beim Schlosse vorbeikam, rief er: „Nun Schicksal, du wirst richten, ich appellire an dich!" In Kolberg bewohnte er allein das einzige Staatsgefängniß auf dem Steinthore, denselben Raum, aus dem 1807 Gneisenau die tapfere Vertheidigung Kolberg's gegen die Franzosen leitete. Von hier aus sah er im November am Strande sieben gescheiterte Schiffe liegen, wovon eins die „Freundschaft," eins „Konstantia" hieß. Er wurde auf der Festung gut behandelt, durfte spazieren gehen und sich im Meere baden, welches er wohl 300mal that, auch sein Briefwechsel war ihm freigegeben. Aber seine Geldverhältnisse blieben sehr drückend, und er war fortwährend zu den größten Entbehrungen genöthigt; sein Frühstück bestand in Wasser, sein Mahl war mehr als kärglich; Sachen des nothwendigsten Bedarfs anzuschaffen, reichte das Geld nicht aus. Er wußte dabei seine Töchter in Berlin gleicherweise bedrängt und von dem guten Willen fremder Menschen, bei denen sie in Pension waren, abhängig. Von seinen zahlreichen „Freunden" hörte er wenig. Sein Geist konnte nicht unthätig bleiben; er benutzte die Muße des Gefängnisses, eine „Geschichte der Belagerung von Kolberg" zu verfassen, welche erst nach seinem Tode herausgegeben wurde; auch machte er die Bekanntschaft Nettelbeck's.

Nach Ablauf seiner Strafzeit wurde Held freigelassen und kam im Sommer 1803 nach Berlin zurück.

Der König hatte verfügt, er solle ein Wartegeld von 500 Thalern beziehen, dafür von Struensee beschäftigt und, wenn er sich ein Jahr lang ruhig verhielte, auch wieder angestellt werden. Ruhig mußte er sich wohl verhalten, denn er hatte für seine Kinder zu sorgen, seine Gläubiger zu befriedigen, an schriftstellerischen Erwerb zu denken; doch genoß er die Genugthuung, daß der König die gegen Zerboni wegen Veröffentlichung seiner Akten gerichtlich ausgesprochene Strafe einjähriger Festungshaft in Graudenz völlig niedergeschlagen hatte; Held's Leiden und Wagniß waren also dem Freunde zu Gute gekommen, und dennoch ließ dieser, dem es jetzt in jedem Betracht wohl erging, nichts von sich hören. Neben seinen Arbeiten bei Struensee beschäftigte Held sich mit dem Studium der Naturwissenschaften. Sein Eifer, für das Wohl des Staates zu wirken, wandte sich nach so herben Erfahrungen einer gefahrloseren Aufgabe zu: erschrocken über den Abgrund, in den er blickte, überzeugt, daß politisch wie finanziell der Staat seinem Untergang entgegeneilte, arbeitete er eine Denkschrift über die Handels- und Gewerbslage des Staates aus. Struensee lobte zwar die Schrift, wollte sie aber nicht zum Vortrag bringen, da zu Reformen noch nicht die rechte Zeit und Held's Name einmal verhaßt sei. Auch auf dem politischen Felde versuchte Held sich in verschiedenen, mitunter sehr kühnen Vorschlägen zur Rettung des Vaterlandes, ohne hier bessere Früchte zu erndten. Alle seine Hoffnungen auf eine befriedigende Anstellung aber scheiterten durch den Tod Struensee's (17. Oktober 1804), dem Held ein Ehrengedächtniß *) stiftete. Zu derselben Zeit starb auch seine Tochter Aurora. Die Scheidung von seiner Frau im Mai 1805 nach langwierigem Prozeß erleichterte ihn zwar von einem drückenden Verhältniß, aber die politische Schwüle, welche dem Sturm von 1806 vorherging, der Preußen

*) Struensee. Eine Skizze für Diejenigen, denen sein Andenken werth ist. Berlin 1805.

zu Boden riß, lastete schwer auf dem begeisterten Vaterlandsfreund, wie seine eigenen kümmerlichen Verhältnisse. Dennoch blieb er theilnahmvoll für alle Ereignisse und sprach seine Empfindungen in Gedichten aus, sowohl bei Schiller's Tode, als bei dem Ausmarsch des preußischen Heeres nach Thüringen.

Nach Preußens Fall zerrissen heftige Widersprüche Held's Gemüth; ihm gab das Geschick eine furchtbare Genugthuung, als es die Worte des Mannes bestätigte, der so oft das Verderben vorausgesagt, den Untergang als unvermeidlich verkündigt, aber dennoch beugte das Unglück des Vaterlandes den Patrioten nieder. Er zog sich nach Neuruppin zurück und verlebte hier, da gleichzeitig die Auszahlung seines Wartegeldes bei der Zerrüttung des ganzen Staates aufhörte, eine Zeit der Noth und Spannung, des Schmerzes und der Erbitterung, die den in der Hausvogtei und in Kolberg erlittenen zu vergleichen waren. Die Drangsale der eignen Lage waren mit denen des Vaterlandes eng verflochten und wuchsen mit jedem neuen Ereignisse. Für Held wäre jetzt aller Raum und die freieste Gelegenheit gewesen, das verlorene Spiel gegen die Widersacher, die ihn bedrückt hatten, wieder aufzunehmen und nochmals durchzuspielen, wozu das Geschick ihm alle Vortheile in die Hände gegeben; die einst Mächtigen lagen jetzt niedergeworfen und das Unglück des Staates wurde ihnen mit als Verschuldung aufgebürdet. Der Kampf wäre leicht, der Sieg unfehlbar gewesen, aber Held hatte keinen solchen Gedanken, er bedurfte keiner persönlichen Rache; die allgemeine war schon allzugroß vorhanden! Als viele Schriftsteller schadenfroh die Blößen des gefallenen Staates enthüllten, sagte Held in einer ungedruckten Schrift (Blicke hinter Vorhänge, 1808): „Ich redete von diesen Gefallenen, da noch alle Macht und alles Ansehen an ihnen haftete, ebenso, wie ich heute rede; ich riß einzelne Personen, die im vollen Glanze ihrer Gewalt an der Spitze des Staates standen, vor das Tribunal der öffentlichen Meinung, bewies

sonnenklar ihre Untauglichkeit, Trägheit, Schlechtheit, ihren bösen, heuchlerischen Willen und daß aus solchen Ursachen solche Wirkungen, wie wir erlebten, hervorgehen müßten. Aber ich werfe nicht, wie so viele andere erst spät hinzugelaufene Schreier und Skribenten, mit Koth und Schutt nach den Ruinen der eingestürzten Monarchie; ich stehe, das eigene Weh in dem des Vaterlandes bejammernd, neben diesen Ruinen, sage die ernsthaftesten Wahrheiten, sage mein Urtheil und bin zum Urtheilen befugt, weil ich mit Aufopferung meines Glücks und meiner Ruhe den Einsturz prophezeite und davor warnte."

Nach dreijährigen Leiden zu Neuruppin in Drangsal und Krankheit, gelang es ihm endlich im Sommer 1809, den Aufenthalt wechseln und zunächst eine Erholungskur im Bade zu Freienwalde unternehmen zu können, und seit August desselben Jahres wurde auch sein Wartegeld wieder ausbezahlt. Im Sommer 1810 zog er nach Berlin, wo von seinen Feinden nicht mehr die Rede war. Hoym, nachdem er das Zusammenbrechen des Staates noch erlebt, war in Dunkelheit gestorben, Goldbeck und Rüchel waren verabschiedet, Beyme auf Reisen. Held erhielt endlich im Oktober 1810 eine Stelle als Salzfaktor, welche, wenn sie gleich nur 1200 Thaler einbrachte, also soviel, als Held schon vor zwölf Jahren bei seiner Verhaftung bezog, doch seinen Bedürfnissen vollkommen genügte. Im Mai 1813 ging Held eine zweite, glücklichere Ehe ein und dasselbe Jahr vergönnte ihm, den Aufbau des gestürzten Staates zu schauen, für dessen Wohl er so viele Opfer gebracht. Den Musen blieb er so treu, wie den Naturwissenschaften, und besang Alex. v. Humboldt, als dieser seine im Winter 1827—28 gehaltenen Vorlesungen beschloß, welche im „Kosmos" niedergelegt sind.

So wie er zu Anfang des Jahrhunderts seine Feinde machtlos und gestürzt wiedergefunden, so erlebte er um die dreißiger Jahre, daß seine verfolgten und bestraften Freunde zu hohen Ehren gelangten. Oelsner starb als preußischer Gesandtschaftsrath zu Paris, der dienstentsetzte

und zur Festung verurtheilte Hauptmann von Leipziger war zuletzt Regierungspräsident von Bromberg, Zerboni sogar Oberpräsident des Großherzogthums Posen.

Ueber Held's letzte Jahre und Ende können wir kurz sein. Er stand bereits im achtundsiebzigsten Jahre und diente dem Staate im dreiundfünfzigsten, als noch zuletzt den der Ruhe bedürftigen Greis von mehreren Seiten zugleich bitteres Unglück befiel. Durch Diebstahl hatte die Salzkasse, welche er verwaltete, beträchtlichen Verlust erlitten, den er ersetzen sollte, seine Augen nahmen ab, seine Gesundheit wankte und wegen des Baues des neuen Museums sollte er seine bisherige Dienstwohnung mit dem kleinen Garten, die einzige Erholung seiner kranken Frau, aufgeben. Schmach und Noth in so hohen Jahren konnte er nicht ertragen und setzte durch einen Pistolenschuß seinem Leben selbst ein Ziel (1842).

Held gehört, wie Krackrügge u. A., zu den Opfern der Beamtenherrschaft, welche durch gewaltsame Abwehr selbst der gegründetsten Angriffe auf einzelne ihrer Glieder den Ruf und die Macht des ganzen Standes zu retten suchte. Die Beamtenherrschaft war dabei in demselben Irrthum befangen, wie die, dieselbe Taktik befolgenden geistlichen Orden, denn die aufgeklärte öffentliche Meinung hätte, bei offener Preisgebung des Schuldigen von Seiten seiner Standesgenossen, keineswegs den ganzen Stand für die Verbrechen des Einzelnen verantwortlich gemacht; so aber sah sie in der Vertheidigung des Verbrechers nicht dessen Schuldlosigkeit, sondern gerade die moralische Mitschuld des ganzen Standes. Als ein muthiger rücksichtsloser Kämpfer, dessen Urtheil die Geschichte, welche er zur Richterin zwischen sich und der Macht anrief, glänzend bestätigt hat, als ein Kämpfer zu einer Zeit, wo keine Presse, keine öffentliche Meinung ihm zur Seite stand, darf Hans von Held aus dem dankbaren Gedächtniß der deutschen Nation nicht verschwinden.

August Hermann Franke.

Von

Eduard Duller.

„Dann werdet ihr erst Menschen, ganz, vollkommen,
Wenn ihr des Menschen ganzes und vollkommnes
Weh zu empfinden wißt und — es zu lindern
Nicht blos, nein: künft'gem Jammer vorzubeugen
Und künft'ger Sünde, — Menschen bilden wollt."

D.

August Hermann Franke.

(Geboren am 22. März 1663 zu Lübeck, gestorben am 8. Juni 1727 zu Halle.)

In der Reihe der Männer, welche den Werth des Lebens in einen freudigen rastlosen Hingebung desselben für Menschenwohl erkannten und welche zunächst die große Aufgabe erfaßten, das hülflose Kind vor leiblichem und geistigem Untergang zu retten, nimmt August Hermann Franke eine Ehrenstelle ein. In einer Zeit, da unser deutsches Vaterland an bürgerlicher und religiöser Freiheit, an Sprache, Sitte und Ehre dem Verfall preisgegeben zu sein schien, zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts, zeigte sich in Franke die Kraft des deutschen Gemüthes mit seinem ganzen Drange nach Innerlichkeit, in seiner ganzen religiösen Tiefe, aber nicht zurückgezogen auf eine müßige Beschaulichkeit, nicht verloren in unfruchtbare Grübeleien und krankhafte Schwärmerei, sondern voll gesunder schöpferischer Lust, voll kühnen Thatendrangs und voll unermüdlicher Beharrlichkeit bei dem, was es einmal als gut erkannt, als Ziel des Daseins erfaßt und zu erstreben begonnen hat. Wie wenige Andere verstand August Hermann Franke die innerste Bedeutung des Christenthums zu verwirklichen; das wahrhaft Göttliche im Menschlichen zu ehren und den sinnvollen Ruf des edlen Meisters: „Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn solcher ist das Himmelreich" auf sich selbst, das Himmelreich auf die Erde zu beziehen.

August Hermann Franke war am 23. März 1663 zu Lübeck geboren, wo sein Vater die Stelle eines Domsyndikus bekleidete, die er jedoch schon 1666 mit der eines Justizraths in Gotha vertauschte wohin er einen Ruf erhalten hatte. Der Sohn besuchte das Gothaer Gymnasium, und, mit ausgezeichneten Fähigkeiten ausgerüstet, sowie zugleich von edlem Wissensdurst getrieben, machte er in kurzer Zeit so rasche Fortschritte, daß er schon in seinem 14. Jahre zur Akademie reif erklärt werden konnte, worauf er die Universitäten Erfurt, Kiel und Leipzig besuchte. Seine Hauptstudien waren alte und neue Sprachen, vorzugsweise aber Theologie. Mächtig ergriff ihn in diesem Fache die religiöse Richtung, welche der edle Philipp Jakob Spener (geboren 1635 zu Rappoltsweiler im Elsaß, gestorben 1705 in Berlin) eingeschlagen hatte, nämlich eine innige Durchdringung des ganzen Lebens vom reinen Geiste des Evangeliums, eine sittlich-religiöse Verjüngung des Einzelnen und der Gemeinde im Gegensatz zu der Herrschaft des todten Buchstabens, zu den Satzungen und Formeln der geistlosen Gottesgelahrtheit, zu der unduldsamen, ketzerrichterischen, wuthschnaubenden Rechtgläubigkeit der Theologen, worin die lutherische Kirche damals verfangen lag. Es war eine heilsame, tief eingreifende Umgestaltung, welche die empfindlichsten Nerven des gesellschaftlichen Lebens berührte, — dies Zurückstreben von der lachenden Verderbtheit, die für Vornehmheit galt, zur schlichten Einfachheit der Natur, von der bedeutungslosen und oft lügenhaften Redensart zur Sprache des Herzens, von der knechtischen Unterwürfigkeit zur freien Liebe, zum brüderlichen Vertrauen. Der Widerspruch der sogenannten Rechtgläubigen gegen Spener, welcher mit kühnem Freimuth das geistlose Formelwesen und den pfäffischen Dünkel angriff, und dafür auf Bethätigung christlichen Sinnes drang, — ja ihr offner Kampf konnte nicht ausbleiben und er ward sowohl mit den Waffen der Verdächtigung (den wohlfeilsten und schlechtesten), als mit denen des Spottes geführt. Zu letzterem gaben

man allerdings viele Anhänger Spener's selbst durch einen übertriebenen schwärmerischen Eifer Veranlassung, womit sie die Einfachheit, die ihr Meister wieder herzustellen strebte, auch eben äußerlich zur Schau trugen und den sittlichen Ernst auch auf die ängstlichste Vermeidung harmloser Vergnügungen ausdehnten.

August Hermann Franke gehörte indessen nicht zu dieser Abart jener Anhänger Spener's, auf welche der Name „Pietisten" im schlimmen Sinne paßte; davor schützten ihn die wissenschaftliche Strebsamkeit seines Geistes und die praktische Richtung seines Herzens, das sich nur dann glücklich fühlte, wenn es die Noth eines Mitmenschen lindern konnte. Franke's Frömmigkeit war so lauter als innig, so werkthätig, als der ächte Ausdruck deutscher Gemüthlichkeit, die sich aus Wust und Wucht der Schul- und Kanzel-Rechtgläubigkeit, aus dem Dornengestrüpp spitzfindiger Systeme nach Geist und Leben sehnte.

Seit dem Jahre 1681 hielt Franke in Leipzig praktische Vorlesungen über die Bibel, welche ungemeinen Beifall fanden; eben diese günstige Aufnahme schürte jedoch auch den Haß seiner Neider und Feinde. Vergeblich verfaßte der große Helldenker Christian Thomasius, (welcher später (1690) selbst vor den Feinden, die er sich durch seine Freimüthigkeit zugezogen, aus Leipzig flüchten mußte,) eine Vertheidigungsschrift für Franke. Noch lag in jener Zeit der schwere Dunstkreis des Elends und der Schmach über der heimischen Erde; noch herrschte die eiserne Gewalt; noch machten sich tausenderlei Tyranneien kleiner Sonderinteressen geltend; das geistige Vermögen der Nation schien erstorben zu sein, und noch flammten die Scheiterhaufen, auf denen man Hexen verbrannte! Und doch zuckten bereits aus der Asche und den Schlacken ganz andere Funken hervor, die Funken eines neuen Geistes, dessen Flammen allmählig den ganzen alten Wust von Folterinstrumenten und Vorurtheilen verzehren sollten, — eine Feuertaufe, aus welcher die deutsche Nation voll neuer Lebenskraft

hervorging. Thomasius selbst war einer von den kräftigsten Vorkämpfern dieser neuen Epoche, deren Anzeichen in den verschiedensten Geistes-Richtungen immer mehr zu Tage kamen.

Franke, um auf ihn zurück zu kommen, konnte es vor Verfolgungen in Leipzig nicht aushalten und zog 1690 (in demselben Jahre, als Thomasius Leipzig verlassen mußte, wobei man hinter ihm als „Irrlehrer" die Armensünderglocke läutete!) nach Erfurt, wohin er als Prediger berufen worden war. Dort wirkte er mit dem ausgezeichnetsten Erfolge, der jedoch die Besorgnisse seiner Gegner bis zu dem Grade steigerte, daß man ihm schon im nächsten Jahre plötzlich gebot, Erfurt binnen 24 Stunden zu verlassen. — Thomasius war nach Halle gezogen, wohin ihm sehr viele seiner Leipziger Schüler gefolgt waren und wo er seine Vorlesungen in deutscher Sprache in der Ritterakademie fortsetzte; sein Ruf wuchs von Tag zu Tag und wurde die Veranlassung zur Stiftung der Universität Halle (1694.) An diese erhielt nun auch Franke einen Ruf, als Professor der orientalischen Sprachen; später ward ihm der theologische Lehrstuhl, sowie die Stelle eines Pastors in der Vorstadt Glaucha.

Der geistige und sittliche Zustand, in welchem sich Franke's Gemeinde befand, war eben so betrübend, als die Noth, in welcher der größte Theil derselben schmachtete. Der fromme, tieffühlende Mann blieb nicht beim bloßen Mitleid, sondern suchte zu helfen, und zwar von allen Seiten zugleich, sowie von der Wurzel aus. Nicht blos Geld-Unterstützung konnte hier genügen, nicht blos aus der leiblichen Noth wollte er seine Gemeinde nach Kräften erheben und aufrichten, sondern auch aus dem Schlamm sittlicher und geistiger Verwahrlosung; er erkannte, daß beide Arten von Hülfe Hand in Hand gehen müßten, wenn sein menschenfreundlicher Zweck für die Dauer erreicht werden sollte, wenn er hoffen wollte, nicht blos Thränen zu stillen, Gefallene zu bessern und Verwilderte aufzuklären, sondern

auch die Nachkommen gegen das traurige Loos ihrer Aeltern sicher zu stellen. Freilich erfüllte ihn der Gedanke: nicht mit irdischen Gütern gesegnet zu sein, hierbei mehr als einmal mit schwerer Betrübniß; aber, erfüllt vom festen Vertrauen auf den gewaltigen Gottesgeist, der mit geringen Werkzeugen Großes vollbringt, ließ er den Muth nie sinken und dankbar erkannte er mit Freudenthränen den Erfolg, der seinem redlichen Willen, seinem unermüdlichen Wirken zu Theil ward. Jene Worte Jesu: „Lasset die Kleinen zu mir kommen,“ erläuterte er nicht blos auf der Kanzel, sondern auch im Leben durch die That. Jede Hütte war sein Haus, jedes Kind des Armen betrachtete er als sein Kind und unterrichtete es im Christenthum. Diese Vaterliebe war ohne Vorurtheil und ohne Gränzen. In seiner Kirche hatte er eine Almosenbüchse aufgestellt, deren Inhalt er für diese seine große Familie bestimmte. Einst fand er eine Gabe von sieben Gulden drin und meinte gerührt: „mit einem solchen ehrlichen Kapital müsse man was Rechtes stiften!“ Er beschloß, eine Armenschule damit zu begründen, und, — so lächerlich dieser Vorsatz auch manchem Glückskind scheinen möchte, das nur, um zu prunken, Almosen gibt und sich um die Früchte desselben nicht kümmert, — August Hermann Franke führte den Entschluß, den er in seinem wahrhaft kindlichen Gottvertrauen gefaßt hatte, aus. War die Summe auch noch so klein, — er wußte doch hauszuhalten, und es gelang. Ein braver armer Student wurde als Kinderlehrer angestellt und bekam dafür ein wöchentliches Gehalt von sechs Groschen; die Almosenbüchse in der Kirche füllte sich immer wieder, und von den Gaben, welche sich darin fanden, kaufte Franke Schulbücher für die Kinder. Reichte die Büchse nicht aus, so wanderte der brave Mann zu den Thoren von Halle hinaus, um an andern Orten bei den Herzen von Menschenfreunden anzupochen und milde Gaben für seine Anstalt zu sammeln; jede, auch die geringste, erfüllte ihn mit Dank, und Freudenthränen rollten dann aus

seinen Augen. Der schlichte fromme Armenvater gewann mit der Zeit immer mehr Herzen; immer mächtiger wirkte sein Beispiel, und von Jahr zu Jahr konnte er seine Anstalt erweitern, wo er auch verwaisten Kindern eine Zufluchtsstätte geöffnet hatte, deren Zahl sehr bald zunahm.

Im Jahre 1698 sah er sich endlich in den Stand gesetzt, den Grundstein zu dem Waisenhause in Halle zu legen, für dessen Erbauung er alle Menschenfreunde um Unterstützung anrief. Keine Regierung steuerte dazu bei, im Vertrauen auf Gott und gute Menschen ward der Bau begonnen und fortgeführt. Zwar geschah es während desselben mehr als einmal, daß die Arbeiter ihres Lohnes warteten und der brave Bauherr nicht wußte, woher er Geld nehmen sollte, um sie zu befriedigen, da er keinen Groschen in der Tasche hatte. Aber jedesmal kam dann plötzlich wieder die Hülfe in der Noth wie durch höhere Fügung, und der Postbote, der eine ansehnliche Summe, bald von bekannten Personen, bald von unbekannten Gebern brachte, erschien dann recht wie ein Zeuge, daß des frommen Mannes Vertrauen nicht zu Schanden werden sollte. Ein bedeutendes Kapital, dessen Zinsen jährlich auf 30,000 bis 40,000 Thaler stiegen, erhielt Francke durch einen Freund der Chemie und Pharmacie, den er auf dem Todtenbette besuchte und der ihm eine ansehnliche Sammlung von Arzneirecepten vermachte, welche so allgemein gesucht wurden, daß der Erlös vom Verkauf derselben bis zu der kurz vorher genannten jährlichen Summe stieg. Kaum waren zehn Jahre verflossen, als sich Francke schon in den Stand gesetzt sah, in seinem Waisenhause 125 Waisenknaben und 75 arme Studenten zu ernähren, sowie 800 fremde Kinder darin unterrichten zu lassen.

Die Stiftung dehnte sich nun immer rascher aus und nahm an Großartigkeit zu, so daß sie bald ebenso einzig in ihrer Art wurde, wie ihre Entstehung einzig gewesen war. Je stärker die Geldmittel wurden, welche Menschenfreunde an den verschiedensten Orten dem Hallischen Waisenhause zufließen ließen, um so mehr erweiterte

es der Gründer. Er legte eine Apotheke, eine Buchhandlung, eine Buchdruckerei und ein Wittwenhaus an und errichtete ferner eine pädagogische Anstalt für Kinder reicherer Familien, welche die Erziehungs-Grundsätze Franke's zu würdigen und die geistig-sittliche Heranbildung der Jugend keinem würdigeren Manne anzuvertrauen wußten, als ihm.

Die von ihm angelegte Druckerei des Waisenhauses lenkt unsere Erinnerung auf einen andern würdigen Mann, auf Franke's Zeit- und Geistesgenossen, auf seinen Freund, den Freiherrn Hildebrand von Canstein (geboren 1667, gestorben 1719,) welcher wieder in einer andern Richtung das religiöse Streben darstellte, das sich damals in so mannigfachen Erscheinungen kund gab, — bei Thomasius im wissenschaftlichen Kampfe gegen einen menschenmörderischen Aberglauben und demzufolge gegen die eingerosteten, falschen und unwürdigen Vorstellungen vom höchsten Wesen, sowie im scharfen Kampfe gegen lächerliche Pedanterie und undeutsches Wesen, — bei Spener im Streben, das bürgerliche Leben im reinen Geiste des Christenthums umzugestalten, — und bei Franke im Streben, die Keime der Humanität fruchtbringend anzupflanzen, welche die Religion der Weltversöhnung in ewiger Fülle und Werdekraft enthält. Der Freiherr von Canstein besaß ein sehr bedeutendes Vermögen, welches er ausschließlich anwandte, um die Bibel, durch Veranstaltung von zahllosen Abdrücken zu außerordentlich billigen Preisen, auch dem Allerärmsten zugänglich zu machen. Zu diesem Zwecke kaufte er eine Menge Druckerpressen und schaffte einen so großen Buchstabenvorrath an, daß die ganze Bibel in verschiedenen Formaten gleichzeitig gesetzt und jeder Satz zum Behuf des augenblicklichen Wiederabdrucks (je nach Bedürfniß) stehen bleiben konnte. Die Druckerei des Hallischen Waisenhauses war es, welche er mit diesem großartigen Werke beauftragte, und wie ungeheuer der Erfolg war, ergibt sich daraus, daß vom Jahre 1710, in welchem man begann, bis 1825 über zwei Mil-

lionen Bibeln und über eine Million „neue Testamente“ daselbst gedruckt wurden. Das Waisenhaus verdankte dem Freiherrn von Canstein dessen Bibliothek, sein Haus in Berlin und seinen Antheil an einem Kupferbergwerk, welche er demselben testamentarisch schenkte.

August Hermann Franke genoß denn am Abend seines Lebens die hehre Freude, das Werk, das er, zwar unbemittelt, aber im festen Gottvertrauen begonnen hatte, vollendet und in einer großartigen Blüte zu sehen. Er zählte, wenn er die ausgedehnten Räume seiner Stiftung durchwandelte, 134 Waisenkinder, die erhalten, 255 arme Studenten und ein paar Hundert arme Schüler, die gespeist, 2125 Kinder, die unterrichtet wurden; bei Haushaltung, Meierei, Krankenpflege und Apotheke, Buchdruckerei und Buchhandlung u. s. w. fanden 82 Personen ihren Unterhalt. Franke leitete die Anstalt bis zu seinem Tode mit der liebevollsten Sorgfalt, ohne dabei seine anderen zahlreichen Geschäfte und Pflichten im Geringsten zu vernachlässigen. Sein Charakter blieb bis zum letzten Augenblick gleich, mild und heiter, fromm, liebevoll für Jeden. Sein ganzes Leben war von sittlicher Weihe umflossen; sein Tod war der des Gerechten. Er entschlief am 8. Juni 1727. Trefflich ist sein Lebenswerk durch folgende Inschrift über einem Eingang des Waisenhauses bezeichnet:

„Fremdling, was du erblickst, hat Glaub' und Liebe vollendet;
Ehre des Stiftenden Geist, glaubend und liebend wie Er!“

Sein in Erz gegossenes Standbild wurde im Jahr 1829 in den Gebäuden seiner Stiftungen aufgerichtet.

Joseph Maria Jacquard.

Von

Eduard Duller.

Kein Fluch, ein *Segen* ist die *Arbeit* dem Menschen.

Berghofer.

Wer für die Menschheit Segen streut,
Der ist's, deß sich die Menschheit freut.

Herder.

Joseph Maria Jacquard.

(Geboren zu Lyon, den 7. Juli 1752, gestorben zu Oullins bei Lyon am 7. August 1834.)

Wenn die Menschheit einen bestimmten großen Kreislauf ihrer Entwickelung durchmessen, wenn der Gedanke, der eine solche Zeit erfüllte, sich bereits ausgelebt hat und alsbald dem Gedanken Platz machen muß, der eine neue Zeit erfüllen wird, dann raffen sich noch einmal all die letzten schöpferischen Kräfte jenes Gedankens zusammen, und erzeugen einen einzigen großen Charakter, in welchem die ganze abscheidende Weltordnung sich abspiegelt. Solche Charaktere erschüttern die Welt, wenn sie über die Erde schreiten, und wenn ihre Tritte verhallt sind, unter denen die Länder einst gebebt, dann kommt das tiefernste Nachsinnen der späteren Geschlechter und webt aus nachtönenden Empfindungen und nachzitternden Ahnungen ihre Bilder auf's Neue in wunderbaren, mährchenhaften Zügen, und diese stehen dann für Jahrhunderte da. — Andere Geister wandern still und unbeachtet durch's Menschenleben. Wenn sie inmitten ihrer Brüder schaffen und wirken, blicken diese über sie hinweg, und die Männer, welche Tag für Tag die Geschichte der Gegenwart aufzeichnen, um die losen Blätter, die ein Nachkomme zusammenheften wird, der Nachwelt überliefern zu können, sie bekümmern sich wenig um die ernsten, sinnig schaffenden Charaktere, die ihre Aufgabe beginnen, wenn man

sie verlacht, die sie fortführen, wenn man sie verspottet, die sie vollenden, unbekümmert, was die vorurtheilbefangene Menge von ihnen hält. Ihre Bilder verblassen so leicht in der Erinnerung; aber ihre Spuren bleiben. Sie sind auch Eroberer, aber friedliche; ihre Eroberung ist eine segenbringende Erfindung, welche tief in das Gebiet der Gesellschaft eindringt, die Bedeutung der Arbeit in derselben erhöht, und mittelbar, aber sicher dazu beiträgt, daß das Dasein der unteren, ärmeren, blos von der Arbeit lebenden Klassen immer mehr menschenwürdig wird.

Ein solcher Mann war Jacquard. Sein Leben war schlicht und einfach wie sein Charakter, und so sei's denn auch schlicht und einfach erzählt!

Joseph Maria Jacquard erblickte am 7. Juli des Jahres 1752 zu Lyon das Licht der Welt. Wenn die sogenannten Großen der Erde sich bisher nicht wenig darauf zu Gute thaten, daß sie durch die Geburt einem Stande angehörten, in welchem die Ehre auf dem kriegerischen Verdienst der Urväter beruhte, so haben die bisherigen „Kleinen der Erde" gewiß eben so viel, wenn nicht noch mehr Recht, darauf stolz zu sein, daß ihre Väter und Urväter sich durch ihrer Hände Arbeit im Schweiße des Angesichts ihr Brod verdienten. Jene „Adeligen," wie sie sich nennen, haben heutzutage (Dank der höheren Entwickelung der Menschheit) keine Gelegenheit mehr, dasselbe Verdienst zu erwerben, wodurch ihre Väter berühmt geworden sind; — der Sohn, der Enkel des Arbeiters dagegen hat nicht nöthig, von dem todten Verdienste seines Vaters oder Großvaters zu zehren, er macht sich ihres guten Namens nur dadurch würdig, daß er eben so redlich, wie sie, arbeitet; das ist der Unterschied zwischen dem Geburtsadel der alten Zeit und dem Adel der Arbeit in der neuen Zeit; jener liegt in der stolzen Einbildung des Müssiggangs, dieser in der sittlichen Weihe der Kraft, die sich selber allein alles, dem, was vor ihr gewesen ist, nichts verdanken will. Es wird künftighin nur einen Adel der Arbeit

geben in der ganzen menschlichen Gesellschaft, und wenn sich in diesen etwas von dem so natürlichen Freudestolz auf die Abstammung mischt, so wird das nur der Gedanke sein können, daß man aus dem Volke stammt, daß man dem Vater, dem Großvater weiter nichts, als den Trieb zur Arbeit, als die sittliche Grundlage der Selbstständigkeit verdankt und daß man diesen, besser als alle Fideikommisse, auf seine Kinder verpflanzen will. So hatte denn Joseph Maria Jacquard, der Mann, dessen Lebensthätigkeit so tief in die Interessen des Arbeiterstandes eingriff, Arbeiter zu Aeltern und Ahnen. Sein Vater, Johann Karl Jacquard, war Werkmeister in goldenen, silbernen und seidenen Zeugen, seine Mutter Goldstickerin, sein Großvater Steinschneider in Couzon. Seine Aeltern hatten sich durch ihrer Hände Fleiß redlich ihr Auskommen verdient und sogar so viel erübrigt, daß sie ihm ein Haus in Lyon, freilich kein großes, hinterlassen konnten. Die Arbeit nährte eben ihren Mann, aber wie? das ist eine andere Frage! Laßt uns zurückblicken auf die Lyoner Seidenwirker im vorigen Jahrhundert! Beim ersten Anblick waren sie gut zu erkennen, nicht blos an ihrer eigenthümlichen, altherkömmlichen Tracht, an dem dreieckigen Hut, dem Sammtrock und den chinesischen Strümpfen, sondern noch vielmehr an den blassen Gesichtern, an den verzogenen Mienen, und den gestreckten, schmächtigen, schwindenden Formen der Körper. Diese bezeugten deutlich genug, was die armen Arbeiter alles auszustehen hatten, wie sie, Aeltern und Kinder, in einer kleinen Kammer zusammengedrängt waren, deren Fenster statt von Glas von Papier, wie sie von der mühsamen Arbeit sich frühzeitig das Wachsthum verdarben, so daß der Gliederbau verkrüppeln mußte, wie sie bei so vielen steten Verrenkungen des Körpers, daß der Schweiß herabtroff, bei wenig Schlaf und bei viel Sorgen, sich den ledernen Riemen um die Lenden schnürten, — ach damit sie leichter hungern konnten! Das war auch ein Leben, das waren auch Menschen, die solch ein Leben

lebten; was wußten die davon, die sich in die kostbaren Stoffe kleideten, welche die armen Arbeiter unter so viel Hunger und Kummer gefertigt hatten?! Und was war die Ursache davon? Die Unvollkommenheit des Mechanismus, der sich von Vater auf Sohn vererbt hatte, das ist die ächte Erbsünde, die im Volk steckt, so lang es nicht durch den Geist erlöst ist, daß es an der Gewohnheit wie an einer höheren Autorität hängt, daß es sie wie die Bedingung seines Lebens betrachtet, daß es alles, was ihm Heil bringen kann und soll, nicht als in sich selber ursprünglich vorhanden, aus sich selber freibewußt heraustretend, sondern als etwas betrachtet, was ihm wie vom Himmel herabkommen soll. Das Volk ist wie die Kinder Israel in ihrer Noth; es hofft auf den Messias, es meint, er müsse als weltlicher König kommen, es verlangt immer Wunder, Ereignisse, die gegen die Gesetze der Natur sind; was sich aus diesen heraus entwickelt und in der Seele eines Menschen aus seiner Mitte plötzlich Gestalt gewinnt, das faßt es nicht, das Volk ist, — nein es war wie ein Kind. Es war so, sag' ich, und wer's so meint, wie ich, der trägt dazu bei, daß es zum Manne wird, daß es all die Erfahrungen, die es längst durchgemacht, nicht auf's Neue durchzumachen hat, daß es je mehr und mehr die Blicke hell und klar aufschlägt und auf sich selbst vertrauen lernt.

Es war bei den Seidenwirkern in Lyon Sitte, daß der Sohn das Handwerk seines Vaters lernte und betrieb; eine Gewohnheit, welche das Gewerbe immer frisch und obenauf erhielt; Löbliches und Nützliches war dabei, aber ebenso auch gar viel von all dem Unsegen, der in allem Kastenwesen wuchert, das des Menschen erstes Recht verletzt und des Menschen Würde beeinträchtigt. Der junge Jacquard hatte etwas in sich, was dieser Gewohnheit widerstrebte; er konnte es nicht über sich gewinnen, das Handwerk seines Vaters zu ergreifen; der Trieb der Selbstständigkeit regte sich von früh an gar mächtig dagegen. Er lernte die Buchbin-

berei; aber auch die war nichts für ihn; er gab sie gar bald wieder auf.

Jacquard verheirathete sich und übernahm nun in dem Hause, welches ihm seine Aeltern hinterlassen hatten, die Leitung einer kleinen Strohhutfabrik. Nicht lange ließ ihn das Schicksal bei dieser Beschäftigung. Als sich im Jahre 1793 die Stadt Lyon für das Königthum gegen die Schreckensherrschaft der Jakobiner erhob und nun vom 7. August bis zum 10. Oktober durch eine Armee des Konvents belagert und mit Bomben beschossen wurde, da ging auch Jacquard's älterliches Haus in Flammen auf. Nach Eroberung der Stadt traf ein furchtbares Gericht ihre Bewohner. Die für schuldig geachteten wurden zu Hunderten in Haufen zusammengestellt und mit Kartätschen niedergeschossen; die übrig gebliebenen je nach dem Loos verbannt. Unter diesen letztern befand sich auch Jacquard; er sollte seine unglückselige Vaterstadt verlassen, welcher der Konvent sogar den Namen entrissen und welchen derselbe „Commune affranchie" getauft hatte. Doch unter den Männern, welchen die Vernichtung Lyons übertragen war, fand Jacquard Beschützer und unter ihrer Begünstigung gelang es ihm, in seine Vaterstadt zurückzukehren.

Nun begann er eine neue Laufbahn; sein rastlos strebsamer Geist hatte endlich das Gebiet gefunden, auf welchem sein eigenthümliches Talent sich entfalten konnte. Dies Gebiet war die Mechanik. Wie sucht das Kind aus dem Volke, dem die Erziehung keinen festen Anhalt geboten, um seines eigentlichen Berufs sich bewußt zu werden, — wie sucht es oft jahrelang herum; wie freut es sich dann, wenn es wie durch einen Sonnenblick dessen plötzlich inne wird, wie strebt es dann emsig alles das, was es in langen Jugendjahren an Zeit verloren hat, einzubringen! Dies unermüdliche Schaffen, dieser Geiz mit der Zeit, der es mit jeder Minute wie mit dem kostbarsten Schatze kargen heißt, diese Ungeduld, die auf Schlaf und Gesundheit keine Rücksicht nimmt, — sie bezeugen, daß die angeborne Fähigkeit zum Bewußtsein

durchgedrungen ist und zur Geltendmachung durchdringen muß, und wo du der Fähigkeit, die in dich gelegt ist, dir bewußt wurdest, wo du ihr mit sittlicher Kraft dein ganzes Dasein unterordnest, daß es seinen Brennpunkt in ihr finde, da bist du, seist du noch so gering und arm, doch des Sieges schon gewiß; — du mußt das Ziel erreichen, denn es liegt zuerst in dir selbst; das Ziel, das was du außer dir, in weiter Ferne erblickst, ist nur das Abbild, nur der Wiederschein dessen, das in dem innersten Kern deines Wesens unverrückt, unerschütterlich dasteht. So trieb es Jacquard, wie es ihm einmal klar geworden war, wo das eigentliche Ziel seines Wirkens sei. Unermüdlich holte er die Mängel seiner Jugendbildung nach; Bücher, die ihn unterrichteten, wurden seine liebsten Freunde, Versuche, die er anstellte, seine schönsten Erholungen, Fertigkeiten, die er sich erwarb, sein kostbarster Gewinn. Der tüchtige Mensch, der auf dem Punkt gelangt ist, wo er das ermißt, wozu er berufen ist, geht ganz in seinem Beruf auf.

Einst, als Jacquard sich in einem Kreise von Freunden befand, fiel ihm ein Zeitungsblatt in die Hand; er las es und wurde von dem Inhalt einer Nachricht, die darin stand, mächtig angezogen. Dies Blatt meldete, daß die königliche Gesellschaft zu London einen Preis für die Erfindung eines Mechanismus bei der Garnspinnerei ausgesetzt habe. Tag und Nacht ging ihm diese Preisaufgabe nicht mehr aus dem Kopfe. Er sann und sann, er machte einen Versuch nach dem andern — und plötzlich war ihm die Lösung der Preisaufgabe klar. Er fertigte die Maschine, und mittelst derselben den Faden, der ihm bezeugte, daß er die Aufgabe gelöst. Jacquard war glücklich in dem Gedanken, daß ihm dies gelungen; alles andere vergaß er. So steckte er den Faden in die Tasche und dachte eine Zeitlang gar nicht mehr daran. Da kam er eines Tags mit einem Freunde zusammen, welcher neuerdings von der Preisaufgabe sprach. Jacquard zog den Faden aus der Tasche, legte ihn auf den Tisch und sprach: „Hier, die

Schwierigkeit ist gehoben!" Die Freude, daß er's vollbracht, genügte ihm auch jetzt, jeder andere Gedanke lag ihm fern. Es verging einige Zeit darnach; da läßt ihn plötzlich der Statthalter vor sich rufen, Jacquard ist überrascht; „was soll ich bei dem?" denkt er. Seine Ueberraschung wächst aber noch, als ihn der Statthalter mit den Worten empfängt: „Ich habe von Ihrer Geschicklichkeit in der Mechanik gehört." Jacquard kann sich in seiner Bescheidenheit dies nicht erklären; er denkt weder an seinen Faden, noch an seine Maschine mehr. Da zieht der Statthalter den Faden hervor und spricht zu dem erstaunten einfachen Manne: „Ich habe Befehl vom ersten Konsul, Ihre Maschine nach Paris zu schicken." Nun wird ihm alles klar. Alsbald bringt er seine Maschine in Ordnung und vervollkommnet sie vor den Augen des Statthalters; da sieht dieser einen Faden, der erst zur Hälfte gewirkt ist; er zählt die am Fuß der Stange geschlagenen Maschen und fügt dem Gewirk noch eine neue hinzu. Der Statthalter vermag seine Verwunderung nicht zu bergen und entläßt den sinnenden Meister mit den Worten: „Sie werden wohl Mehreres von mir hören." Bald darnach wird Jacquard abermals zu ihm gerufen und vernimmt: „Auf Befehl des ersten Konsuls müssen Sie sogleich nach Paris reisen!" — „Nach Paris?" ruft Jacquard erschrocken, „wie ist das möglich? Was habe ich denn gethan? Wie kann ich mein Geschäft verlassen?" Aber da war keine Zeit lang zu bedenken; wenn der erste Konsul — es war Napoleon Bonaparte — etwas wollte, half alles Widerstreben nichts, und dem ersten Konsul lag es am Herzen, das materielle Wohl Frankreichs zu fördern, um das Volk dadurch zufrieden zu stellen, das Volk, welches dann um so weniger Muße und Lust zum Denken über die Freiheit haben sollte. Jacquard hatte aus dem Munde des Statthalters kaum die Worte vernommen: „Sie müssen in diesem Augenblick nach Paris reisen," als er auch schon den Postwagen vor der Thüre stehen sah. Es blieb ihm nichts übrig als einzusteigen;

zu ihm setzte sich ein Gensdarme, der ihn nicht aus dem Auge verlieren durfte; so ängstlich wachte Napoleon Bonaparte für das materielle Wohl seiner Franzosen, auf daß eine Erfindung, welche dasselbe fördern konnte, ja nicht außerhalb Frankreich käme. So haben es von jeher alle Volksbeglücker gemacht, die des Volks bedurften, um sich selbst an die Spitze des Volkes zu stellen; das Lied von der Fürsorge um das materielle Wohl des Volks haben dem klugen Napoleon, der von Schwertes Gnaden Kaiser wurde, gar viele, die sich von Gottes Gnaden schreiben, nachgesungen, um den beschränkten Spießbürger, der bei jeder großen Weltbegebenheit für seinen Kramladen zittert, in Schlummer damit zu wiegen. Aber es war ein gar gewaltiger Unterschied zwischen Napoleon und seinen Nachbetern, die ihn zuerst wie einen Gott verehrt und dann wie einen Räuber nach St. Helena gebracht haben.

Jacquard kam, in Begleitung seines Gensdarmen, dieses Apostels der Volksbeglückung von Schwerts- oder Gottes Gnaden — glücklich nach Paris; es war das erstemal, daß er die Hauptstadt Frankreichs betrat, und die ersten Menschen, die er dort erschaute, waren *Napoleon Bonaparte* und der Minister *Carnot*. Schüchtern und verlegen in seiner Bescheidenheit stand der schlichte Mann aus der Provinz, der Sohn des einfachen Arbeiters, vor dem großen Sohn der Revolution, der voll kühnen Uebermuths seiner Mutter ins Angesicht schlug und sie an die „Legitimität," an diese alte Betschwester verrieth, die noch immer nicht aufgehört hat, Buhlerin zu sein.

Jacquard mochte, bei seinem schlichten Wesen, in dem ersten Konsul nur den Mann erblicken, von dessen Stirn der Ruhm Frankreichs leuchtete. Da riß ihn plötzlich Carnot's heftige Anrede aus seinen Träumen. „*Sind Sie der Mann*," so sprach *Carnot* zu ihm, „*der da vorgibt, er könne das machen, was Gott selbst nicht machen könnte, nämlich einen Knoten in einer ange-*

spannten Schnur!“ Jacquard hatte nie dem Herren der Erde Aug in Auge gegenüber gestanden; er war wie versteinert; nicht eine Sylbe vermochte er zu antworten. Napoleon verstand es trefflich, den Söhnen des Volkes die Zunge zu lösen und sie für sich zu begeistern durch den Zauber der Herablassung, von dem nur diejenigen berühret werden können, welche die Gewaltigen der Erde noch für Götter halten, die aus Liebe und Gnade zu den armen Sterblichen herniedersteigen, welche sie sich selbst noch nicht zu dem Gedanken erheben, daß diese sogenannten Götter nichts besseres sind als einer der Geringsten unter uns, daß sie leiden und sterben müssen wie der Bettler, ob sie nun Ahnen aufweisen oder nicht. Das ist das Unglück der Völker, daß sie Herablassung bewundern und sich von ihr kirren lassen, statt daß sie sich als Menschen fühlen und als Menschen zu der Stufe hinaufsteigen, wo jeder um's gleiche Recht dem andern vor's Antlitz tritt und ihm die Hand gibt und jedes Talent in jedem andern Talent die einzig wahre Vorherrschaft, die des Geistes, erkennt, jene die da wetteifert um den Sieg des Menschenthums. Was Carnot durch seine heftige Anrede bei Jacquard schlimm gemacht, machte Napoleon durch liebevolle, ermunternde Worte wieder gut; er versicherte den Erfinder dessen, was Carnot für unmöglich gehalten, seines Schutzes, er sprach ihm in die Seele: „Setzen Sie Ihre Versuche fort!“ O wie wenig bedarf's, für das wahrhafte Talent, daß es sich ermuthige! Wo es einen bedeutenden Mann erblickt, der sich von seiner Höhe herab ihm mild zuneigt, da schöpft es frisch Athem und sieht die Welt vor sich offen und hält alles schon für sich gewonnen.

Das Interesse, welches der erste Konsul an Jacquard nahm, gereichte diesem bald zum wesentlichsten Vortheil. Jacquard wurde bei der Kunstkammer angestellt, und erhielt den Auftrag, eine Maschine zur Garnspinnerei zu erbauen, — ein Auftrag, dessen er sich mit bestem Erfolg entledigte. Für sein ganzes

innerstes Wesen, das er seit jener Lösung der Preisaufgabe gleichsam selbst erst gefunden, war es hierbei von größter Wichtigkeit, daß er sich nun in die Lage versetzt sah, alles, was die Wissenschaft der Mechanik betraf, sowohl aus einem reichen Bücherschatz, als auch aus einer kostbaren Sammlung von Modellen, welche beide er früherhin hatte entbehren müssen, auf's genaueste zu ergründen und sich eigen zu machen. Im Genusse dieser Schätze entfaltete sich sein eigenthümliches Talent rasch und schön.

Der Luxus, welchen die neue Despotie Frankreichs zur Schau trug, wurde für den Sohn des Arbeiters zur Anregung, um einen Mechanismus zu erfinden, durch dessen Anwendung die Arbeit einen neuen Aufschwung erhalten sollte. Die Gemahlin des ersten Konsuls war eine liebenswürdige Frau, aber von demselben Taumel wie ihr Gatte befangen, nur das Kostspieligste, wodurch sie mit den „legitimen" Fürstinnen wetteifern konnte, schien ihr das Würdigste. Waren für Napoleon Menschenleben nicht kostbar genug, wenn es seinen Ruhm galt, so war für seine Frau irgend ein neuer Kleiderstoff das Kostbarste und sie sah die Tausende von Francs nicht an, die dafür bezahlt werden mußten. Menschenleben und Kleider, am Ende ist beides gleich nichtig, wenn die Völker schwach genug sind sich den Launen der Gebieter zu fügen, wenn die Völker nicht in sich selbst etwas fühlen, das sie der Mühe überhebt, andere Völker zu unterjochen und einen Kaisermantel mit dem Purpur des Herzblutes zu färben.

Um einen Shwal für Napoleon's Gemahlin, Josephine, zu wirken, war ein Webstuhl nöthig, der über 20,000 Frcs. kostete. Da erwog Jacquard: es müsse doch möglich sein, für die Fertigung solcher Luxusgegenstände einen einfacheren und minder kostspieligen Mechanismus zu erfinden. Eine längst vergessene Maschine des berühmten Mechanikers Vaucanson, welcher seiner Zeit Inspektor der Seidenmanufakturen gewesen war, brachte ihn auf

die Erfindung des Webstuhls, welchem er seinen Namen beilegte und welcher seither aller Orten als „Jacquard" berühmt ist. Er veröffentlichte denselben in der Kunstausstellung des Jahres 1801. Das Geschworneugericht bewilligte „dem Jacquard, Erfinder eines Mechanismus, welcher Einen Arbeiter bei der Verfertigung von brochirtem Gewebe überflüssig macht, eine Denkmünze von Bronze." Man sieht aus diesem Bericht, daß die Kunsterfahrnen kein allzugroßes Gewicht auf die Erfindung legten und das Hauptverdienst in der Ersparung eines Arbeiters erblickten. Napoleon's Scharfblick sah weiter; er erkannte in dem Jacquard'schen Webstuhle den Talisman, durch welchen der Gewerbfleiß Frankreichs in Fertigung von Luxusstoffen sich auf eine hohe Stufe erheben werde; und so setzte er denn dem Erfinder ein Jahrgehalt von 6000 Frcs. aus.

In Lyon, wo Jacquard seine Maschine einführen wollte, erhob sich das Vorurtheil der Arbeiter gegen ihn, welche da wähnten: durch die Ersparung eines Arbeiters würden ganze Familien brodlos werden. Es ging ihm nicht besser, als dem berühmten Vaucanson, dessen Maschinen die Lyoner Arbeiter gleichfalls so in Schrecken versetzt hatten, daß sie ihn steinigen wollten. Vaucanson, dessen Automate, die Ente und insbesondere der Flötenspieler, den Namen ihres Erfinders durch ganz Europa verbreiteten, hatte sich an den Arbeitern durch bittren Spott gerächt, nämlich durch ein Automatenkunstwerk, einen Esel, welcher ein geblümtes Zeug webte. Dreimal rotteten sich die bethörten Arbeiter im heißen Grimm zusammen und trachteten dem verhaßten Jacquard nach dem Leben. Jacquard verdankte seine Rettung nur dem Umstand, daß die Gewerbevorsteher den Grimm der Arbeiter von der Person des Erfinders auf seine Erfindung selbst ableiteten. Der neue Webstuhl wurde auf einem öffentlichen Platz aufgestellt und dort in Stücke zerschlagen; laut jauchzten die Arbeiter, Jacquard verschloß den Schmerz in die

Tiefe seiner Seele, als sein Werk in Trümmer zer[illegible] und, was an Eisen dran war, als altes Eisen, was a[illegible] Holz, als Brennholz verkauft ward. Ihn erhob sei[illegible] reines Bewußtsein und die Hoffnung, daß der Nebel des Vorurtheils über kurz oder lang endlich dennoch zerrinnen müsse.

Das war denn auch der Fall; die Arbeiter überzeugten sich allmälig, daß die Ersparung einer Menschenkraft durch den Jacquard'schen Stuhl weit entfernt war, ganze Familien brodlos zu machen, und daß der Arbeiter bei der vereinfachten Maschine vielmehr in den Stand gesetzt wurde, bei weitem mehr zu fertigen, mithin auch zu erwerben. Auch die Gesundheit der Arbeiter gewann in Folge der Jacquard'schen Erfindung, welche die übermäßige Ermüdung, die unnatürliche Stellung der Glieder schon von früher Kindheit an — unnöthig machte; es erwuchs allmälig ein kräftigeres lebensfrischeres Geschlecht, ein kühnaufgewecktes, und die Jugend schleicht nicht mehr wie Schatten umher, fröhlich regt sie sich in den Zufluchtssälen und Schulen, wo sie Schutz vor Verwilderung finden kann, weil sie nicht mehr der Arbeit vom zartesten Alter leibeigen zu sein braucht.

Lyon verdankte der Jacquard'schen Erfindung einen Ersatz für den Verlust, den es hinsichtlich der einfachen Weberei durch die Konkurrenz des Auslandes erlitten hatte, in der nun die façonnirte Weberei immer mehr an die Stelle der einfachen trat. Wie rasch sich dieselbe im Lauf eines Vierteljahrhunderts ausbreitete, ersieht man daraus, daß vom Jahre 1801 bis zum Jahre 1825 die Zahl der Jacquard'schen Stühle von 2800 bis auf 30,200 stieg. Jetzt gibt es dort deren 32,000, welche in 7000 Werkstätten 60,000 Menschen beschäftigen. Außerhalb Lyons sind Jacquard's Stühle in den großen Fabrikstädten für Fertigung von Zeugen in Seide und Wolle, Seide und Baumwolle, in Seide, Gold- und Silberstoffen zu finden. Zuerst wurden sie in Eng-

und eingeführt, wo zwei Fabrikanten, Depouilly und Schirmer einen Versuch im Großen mit glücklichem Erfolge unternahmen.

Jacquard, der mittlerweile wohl zwanzig Jahre mühevoll, aber beharrlich mit Beschränktheit und Neid, mit Verkennung und Hindernissen aller Art zu kämpfen hatte, erntete von seiner Erfindung keine großen Reichthümer. Ohne Mißgunst blickte er, im mittelmäßigen Glück, auf seine Nachahmer, welche ohne Mühe zum Ziele gelangten und goldene Früchte gewinnen konnten. „Ich beklage mich darüber nicht,“ sprach er eines Tages, „es genügt mir, daß ich meinen Mitbürgern genützt habe.“ Diese Worte bezeichnen den reinen und schönen Charakter des Mannes. Schlicht und bieder konnte er die lange Verkennung, die ihn verfolgt hatte, vergessen, und seine Vaterstadt mit so warmer uneigennütziger hingebender Liebe umfassen, als wäre in derselben sein Leben nie bedroht gewesen, als wäre das Werk, das seinen Namen trug, nie auf öffentlichem Markt daselbst zertrümmert worden. Als ihm einst Jemand bemerkte: „Seine Vaterstadt habe sich gegen ihn nicht sehr großmüthig erwiesen,“ erwiderte der Mann, der ihr eine neue Quelle des Wohlstandes aufgeschlossen und den Grund gelegt hatte, daß viele Tausende von Arbeitern sich zu einem menschenwürdigen Dasein erheben konnten, in seiner Bescheidenheit die entschuldigenden Worte: „Es ist wohl genug geschehen; ich habe nicht einmal soviel verlangt und hätte auch nicht mehr angenommen.“ Vortheilhafte Anerbietungen, welche ihm aus dem Auslande kamen, wies er zurück; dagegen übernahm er es, gegen ein mäßiges Jahrgehalt, das er von der Stadt bezog, ihr allein seine ganze Zeit und Arbeit zur Verfügung zu stellen und alle Verbesserungen an seinen Erfindungen ausschließlich für sie zu besorgen.

Weder das Kreuz der Ehrenlegion, das er im Jahre 1819 unerbeten erhielt, noch der Ruhm, der ihm erst am Abend seines Lebens in reichem Maße zu Theil

wurde, machte ihn stolz. Einfach verbrachte er seine letzten Jahre in der ländlichen Zurückgezogenheit des eine Meile von Lyon entfernten Dorfes Oullins. Da nahm sein kleines Haus gastlich manchen großen Gelehrten und Staatsmann auf, der aus fernen Landen gekommen war, um den Mann kennen zu lernen, welcher durch seine Erfindung der Wohlthäter von vielen Tausenden geworden war; sie fanden einen Greis, der sich sagen durfte, daß er sich sein ganzes Leben hindurch gleich geblieben war, daß ihn das Unglück nicht gebeugt, das Glück nicht zur Ueberhebung verleitet hatte.

Er starb am 7. August 1834, eine Stunde nach Mitternacht; auf dem Friedhofe zu Oullins ruht seine Asche. Kurze Zeit darnach veranlaßte der Gewerbevorstand zu Lyon eine Unterzeichnung von Beiträgen zur Errichtung eines Denkmals. Seine Erfindung bleibt sein schönstes Denkmal; der J a c q u a r d'sche S t u h l verewigt seinen Namen in den Werkstätten und Herzen der Arbeiter, sowie in der Geschichte der Erfindungen.

